

WIDENER
HN UNA1 I

Sommerwanderungen

und

Winterfahrten

Von

J. V. Widmann



Frauenfeld
Verlag von J. Huber
1897

Huber & Co. Buchdruckerei in Frauenfeld.



Inhaltsverzeichnis.



Im Sonnenschein und Schatten.

1.

Im Sommer 1891 hatte ich es fast so gut wie der poetische Taugenichts der schönen Eichendorffschen Novelle: ich wanderte über die Alpen, um für ein paar Wochen in einem unbewohnten italienischen Palaste zu hausen. Fast so gut, — denn er hatte die Jugend voraus. In Wirklichkeit ist man gewöhnlich kein heuriges Häslein mehr, wenn an unser einen so etwas Angenehmes kommt.

Villa Carlotta am Comersee hieß das Schloß. Es gehört dem Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen, der einem ruhebedürftigen Poeten, dem er schon in Meiningen viel Liebes und Gutes erwiesen hatte, gern dieses Sommerasyl gewährte. In meinen Knabenjahren, da ich in die Bleisoldatenspielerei leidenschaftlich vernarrt war, hatte ich mich manchmal auf dem Gedanken ertappt, Staatsgefangener müßte kein ganz übler Beruf sein, da einen Staatsgefangenen gewiß keine Seele störe, wenn er nichts verlangt, als sich mit Bleisoldaten zu amüsieren. Der Hang zur Soldatenspielerei ist dann — spät genug — erstorben, aber die Vorstellung einer Monte-Cristo-Festung oder sonst eines Inselschlosses, wo man

sich ruhig in seine Gedanken einspinnen könnte, ist durch die menschenfreundlichen Pflichten, die mir mein journalistischer Beruf auferlegt, keineswegs ganz verdrängt worden. Wie glücklich war ich also schon im Vorgenuß einer so feinen Weltabgeschiedenheit, wie sie mir nun bevorstand.

Die folgenden Blätter erzählen von meiner Wanderung an den Comersee, von meinem Aufenthalt daselbst und von einigen Ausflügen, die ich mit der Rückkehr verband.

2.

Wie ich über den Gotthard pilgerte, will ich übrigens nur andeuten. Aber ich pilgerte wirklich hinüber, fuhr nicht etwa mit der Bahn unten durch. Das froh bewegte Herz verlangte bewegte Glieder. Den Himmel mußte ich über mir sehen, kein Waggondach. Der Himmel regnete zwar von Altdorf bis Hospenthal. Aber was that mir das? Man ist doch nicht schlechter als eine Amsel, die am Regentag noch heller jubiliert als beim schönsten Wetter. Und als ich nun vollends in einer vor mir her schlendernden Regenmantelfigur die mir und meinem Hause längst befreundete Heroine des Weimarer Theaters entdeckte und wir für ein gutes Stück Weges dasselbe Reiseziel hatten — was wollte das Bischen unaufhörliche Tröpfeln noch besagen bei so guter Reisekameradschaft?

Angenehm war es aber doch, daß am andern Morgen — und von nun an immer — die Sonne wieder freundlich schien auf die vom gestrigen Gewitterregen dampfenden Höhen, zwischen denen wir neben der rauschenden Reuß den Windungen der Alpenstraße folgten. Und der Asti spumante oben auf der Paßhöhe hatte die Eigenschaft des unaufhörlichen Tröpfelns in noch erfreulicherer Weise als die Wolken von gestern, diese

„Kühe des Himmels“, wie sie Carducci einmal in zu kühner Bildlichkeit genannt hat (denn wer melkt sie?).

Wir saßen im lieblichsten Sonnenschein vor dem alten Gasthof, dem ehrwürdigen Postwirtshause, und ich dachte zurück an ein mir kaum mehr ähnliches, schmales, blasses Männchen, das vor mehr als einem Menschenalter auf der Hochzeitsreise hier vorübergefahren war. Und schier genierte ich mich, daß selbiges Individuum immer noch vorkommt und vom Leben, das ihm viel gab, immer noch etwas begehrt. An einem Nebentischchen hatten zwei botanische Knaben ihre Blechtrommeln ausgepackt und disputierten, welche von den Alpenrosensorten die schönern Blätter habe und ob man diese Blätter „Laub“ nennen könne. Das Wort auffangend, fragte ich — sehr unnützer Weise — die Heroine, welches ihr das liebste Laub sei? „Ihnen doch auch Lorbeer!“ sagte sie ohne Besinnen. „Nein!“ rief ich leichtsinnig; „Urlaub!“ Und da der furchtbare Kalauer nun nicht mehr zurückgenommen werden konnte, begann ich herzhaft anzustimmen: „Bekränzt mit Urlaub den lieben, vollen Becher!“ Solche Ausgelassenheit zog mir die Annäherung einer Touristengesellschaft zu, eines Franzosen, eines Deutschrussen und eines Italieners, die ihre Gläser an unsern Tisch hinüber trugen und den — wie sie dachten — angesäuselten Astizecher sanft hänseln wollten. Als sie heraus hatten, ich sei Schweizer, stichelten sie auf die Gotthardbefestigung, was die denn nützen solle und wie komisch die Geheimthuerei der Militärbehörden ihnen vorkomme. Sie hatten, scheint's, nach Bern telegraphiert um Erlaubnis der Besichtigung der Forts und gar keine Antwort erhalten. Wie ich nun durch alle Astigläser hindurch bemerkte, daß die drei Herren nicht vom Genie waren, entwarf ich ihnen eine fürchterliche Beschreibung der Gotthardarmatur, was ich um so leichter konnte, als ich nichts davon wußte. Ich ließ nicht nur alle Forts nach

der Furka und dem Rhonegletscher zu untereinander in Tunnelverbindung stehen, sondern erweiterte den großen Kaninchenbau auch nach dem Gotthardtunnel zu und es kam mir nicht darauf an, ihnen zu versichern, der Panzerturm, den sie oberhalb Airolo gesehen, sei so eingerichtet, daß er nötigenfalls in einer Versenkung verschwinden und auf dem Lago Maggiore als schwimmender Monitor zum Vorschein kommen könne, um die Madonna del Sasso in Locarno von der Seeseite zu beschützen. Die Heroine lächelte fein in ihr Spitzglas; später aber, als wir vom Hotel weggingen, ersuchte sie mich, zurückzuschauen und zu lesen, wie der Gasthof heiße. Ich las: Hotel Prosa. „Nun ja!“ sagte ich, „man kann auch in Prosa fabulieren.“

3.

Auf glatter Fläche des Ceresio streicht der Dampfer dahin, der mich von Lugano nach Porlezza bringt. Der Uebermut der zwei ersten Ferientage mit dem Purzelbaum über den Gotthard hat einer sanfteren und doch nicht weniger glücklichen Gemütsverfassung weichen müssen. Auf dem Luganersee fahren, ins Italienische hinein, das ist wie ein zartes Liebesverhältnis eines Dichters zu einer schönen Frau; man mag an Tasso und Prinzessin Leonore denken. Von einer Fahrt auf dem Lago Maggiore oder dem See von Como würde ich das nie behaupten; dort machen die gewaltigen Dampfer, wimmelnd von allen möglichen Typen des europäischen und amerikanischen Touristenvolkes, zu viel Lärm, an den reichen Ufern glitzern zu viel Fenster großer Fremdenhotels und das Sonnenlicht mit seinen goldenen Strömen hat überall zu viel Zutritt auf diesen viel breiteren, weiter offenen Wasserbecken. Auf dem Luganersee aber fahren nur ganz kleine Dampfer von einem gewissen diskreten Privat-

charakter. Die selten sehr zahlreichen Fahrgäste bilden eine schwimmende Familie. Und nun ist ganz besonders die Bucht gegen Porlezza zu ein eigentümlich abgeschlossenes, eng von hohen Bergen umsäumtes stilles Gewässer. Bei Lugano, da flimmert der See noch; später, wenn man an Gandria's mit Agaven bewachsenen Felsen vorüber gekommen ist, wird die blaue Flut dunkel vom Schatten der Berge zu beiden Seiten und wundersam wohlig gleitet sich's auf ihr dahin. Es ist eine vornehme Schönheit, die schon vor vielen Jahren von unserm großen Jakob Burckhardt, dem feinsten Kenner aller Herrlichkeiten italienischer Natur und Kunst, empfunden und gewürdigt wurde. Doch muß man nicht denken, der Charakter dieser Gegend sei schwermütig; das gestatten die zwar nicht zahlreichen, aber unbeschreiblich malerisch gelegenen Ortschaften mit ihren roten und gelben Häusern nicht, Fischerdörfer mit kleinen Villen; so Oria, der erste italienische Ort, dann insbesondere Mamette, wo das Val Solda sich gegen den See hinabsenkt, aber nicht als Schlucht unten am Ufer, sondern als eine Mulde in zierlicher Höhe über dem See sich öffnet und nun in dieser Mulde drei weiß leuchtende Ortschaften mit Häusern südlicher Bauart, mit zierlichen Campanilen und klösterlichen Gebäuden, trägt, während auch unten am See ein Fischerdorf liegt, das kaum Raum findet zwischen Wasser und Land. Hier geht auch keine Straße dem See entlang; in die Felsen gehauene Stufenpfade verbinden die terrassenförmig übereinander gelagerten Ortschaften, und hoch in den Bergen läuft ein Saumpfad, wo es dem Touristen, wenn er einen Sack auf dem Rücken trägt, leicht begegnen kann, von einem italienischen Grenzwächter mit Gewehr im Anschlag angerufen und zum stillestehen genötigt zu werden; denn über jene Höhen wird mancherlei geschmuggelt.

Als dann Porlezza erreicht, das Dampfschiff verlassen

war, hörte die landschaftliche Herrlichkeit nicht etwa auf, sondern begann im Gegenteil in ganz besonderer Weise. Dieses Stück Land, welches den Ceresio vom larischen (Comer) See trennt, ist eine Art Inbegriff italienischer landschaftlicher Schönheiten. Wem es nicht vergönnt ist, bis in die Sabinerberge oder nach Umbrien vorzudringen, der hat hier, in dem Landstrich von Porlezza bis Menaggio, also recht nahe an der Schweiz, auf verhältnismäßig kleinen Raum zusammengedrängt die Bilder, die man in den Apenninen der Toskana und weiter im Süden Italiens empfängt. Die hohen und grauen, kahlen Felsengipfel, die in der Sonne weit über beide Seebecken leuchten, haben weniger den Charakter unserer Alpen als den der Berge Kalabriens; wild, wie in den Abruzzen, kleben an den Abhängen der Hügel einsame Weiler und kleine Dörfer. Hier war noch bis in die fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts hinein eine verrufene Räubergegend. Zu einer solchen gehören auch die Klöster, in deren Asyl der Brigant sich flüchtet, die Madonnenbilder am Wege, denen er seine Sünden bekennt. Das alles ist da; und auch ein kleiner See mit schilfbewachsenem Ufer liegt da (bei Piano), öde, wild, ein Tummelplatz der Wasservögel, die mit langer Flinte ein schwarzbrauner Kerl im Röhricht beschleicht. Maisfelder, Ochsen ins Joch gespannt, Esel und Maultiere auf steinigten Dorfstraßen, Weinberge an der Sonne bratend, dort am Wege eine Osteria mit offenem Bogenthor, so daß man den brodelnden Kessel an der Kette überm Feuer sieht, ein barfüßiger Mönch, der unter einem Feigenbaum eifrig auf ein schwarzhaariges Weib einredet, das in zerlumpten Kleidern dasteht, aber mit schweren großen Goldreifen in den Ohren — das sind so im Vorübereilen erhaschte Eindrücke. Und nun dazu das Anschlagen der Glocken auf nahen und fernen Campanilen, weiter klingend durch die zitternde, glühende Mittagsluft, hoch oben

in den Bergen ein Schuß, als Antwort von fernem, einsamem Gehöft ein Kläffen der Hunde, dann wieder Pans große Stille, kaum gestört vom Zischen einer Viper, die dort in den Mauersteinen des Weinbergs verschwindet, — ja! das ist Italien, wie es nicht italienischer sein kann. Und wie in rein malerischer Beziehung diese romantische Landschaft zu beiden Seiten des Weges sich auftürmt, wie die tiefschattigen Kastanienwälder den weißen Gebäuden einen so wirksamen Hintergrund geben und mit dem Silbergrau der Olivenpflanzungen wechseln, es läßt sich das alles in Worten nur sehr unvollkommen andeuten. Ich kann nur sagen, die Gegend ist derart, daß hier des Longus schöne Hirtengeschichte von Daphnis und Chloë könnte geschrieben sein, hier die theokritischen Idyllen noch alle Tage sich zutragen könnten; jene nackten weißen Gestalten, badende Kinder, dort unten an einem Weiher, scheinen dies zu bestätigen. Wer in einem dieser Dörfer einmal ein Vierteljahr lang zu wohnen über sich brächte, was würde er alles sehen und erleben; gewiß zwar auch die Bestätigung, daß überall viel menschliches Mühen und viel Elend ist, aber auch den Kampf, den der natürliche Mensch von starkem und feurigem Temperament gegen alle sein Begehren hemmenden Gewalten führt und oft siegreich führt.

Es versteht sich von selbst, daß die Reisenden, die sich in Porlezza in die Zahnradbahn setzen, mit der man in ungefähr einer Stunde ans Ufer des Comersees hinüberfährt, von diesen oben geschilderten Eindrücken nur eine flüchtige Ahnung erhalten. Hier sollte man zu Fuß gehen. Uebrigens ist die von der kleinen Paßhöhe nach Menaggio hinabführende Bahn ein bewunderungswürdiges Bauwerk; hart an furchtbaren Abgründen fährt sie dahin und auf scheinbar sehr luftigen Brücken über tiefe Schluchten, dann mit prächtig

gemauerten Viadukten gegen Menaggio hinab, fortwährend die entzückendsten Aussichten auf den Comersee gewährend.

4.

In Menaggio nahm ich meinen kleinen Handkoffer in Empfang, den ich über den Berg hatte fahren lassen. Nun handelte es sich darum, in Villa Carlotta, drei Viertelstunden südlich am Seearm gegen Como, meinen Einzug zu halten. Ich mietete also eine Barke mit zwei Ruderern, was mir feierlicher schien, als mit dem Dampfschiff nach Cadenabbia zu fahren und dann das Köfferchen von einem Fachino mir nachtragen zu lassen. Der Park der Carlotta geht bis an den See hinunter, wo ein großartiges Gitterthor die Villa abschließt. Es war ein nicht zu heißer Julinachmittag — Gewitter hatten Tags zuvor die Temperatur des ganzen Seebeckens gemäßigt —, als mein Schiffchen dem Parkthor gegenüber anlegte. Auf das Glockenzeichen erschien ein italienischer Gartenaufseher, der wie der biblische Pharao noch „nichts von Joseph wußte“, daher, auf mein Gepäck deutend, kurz bemerkte, das dürfe nicht herein. Schon aber eilte der Kastellan herbei, ein unverfälschter Meininger Bürger, den bereits eine Depesche aus seiner geliebten fernen Vaterstadt über alles verständigt hatte. Es war ihm sichtlich angenehm, im Gaste des Herzogs einen schlicht auftretenden Mann zu finden, dazu jemand, mit dem er deutsch und über Meiningen nach Herzenslust plaudern konnte, was im Verlauf der zwei Wochen namentlich dann geschah, wenn er mir jeden Morgen einen herrlichen Blumenstrauß ins Zimmer stellte oder mir auf Spaziergängen im Park seinen Stolz, die wundervollsten Pflanzenriesen südlicher Vegetation, Magnolien, Cedern, ganze Azaleenwaldungen und die mit raffiniertester Gartenkunst gepflegten Blumenbeete zeigte.

So war ich nun Zimmernachbar der Amor- und Psyche-gruppe Canovas, des Thorwaldsenschen Alexanderzuges und vieler anderer Kunstschätze geworden, zu deren Besichtigung alltäglich eine Menge Touristen die große Freitreppe des Palastes emporsteigen. Von dem Saal, den ich bewohnte, gelangte ich ebenen Fußes in den unvergleichlichen Park. Hehre Stille herrschte unter den Wipfeln der uralten Bäume ebenso sehr wie in den kühlen Marmorsälen. Hier war endlich die gesuchte tiefe Einsamkeit, in der ich sofort ein ganz nach innen gewandtes Leben zu führen begann, wobei ich die fürstliche Pracht um mich her nur noch so bemerkte, wie man, wenn uns im Konzert irgend ein ablenkender Gedanke beschäftigt, gleichwohl die Akkorde eines stolz anschwellenden Maëstoso als eine angenehm uns umspülende Flut empfindet.

Welch ein Blick aber, wenn ich gelegentlich vom Schreibtisch aufstand und an eines der hohen Fenster oder auf den Balkon hinaustrat! Ein Meer von Baumwipfeln unter mir, da die dreistöckige Villa mit der Front ihrer dreißig Fenster auf einem Hügel liegt, zu dem verschlungene Wege und Freitreppen mit Balustraden, alles im ältern italienischen Gartenstil, emporführen. In der Mitte der Anlage, deren Reiz in der geschmackvollsten Verbindung von Architektur und Vegetation besteht, sendet ein Triton seinen reichen Wasserstrahl in die Höhe. Ueber dem See traf der Blick die Landzunge, auf welcher Bellagio liegt und Villa Melzi, dahinter die gegen Lecco führenden hohen Bergrücken und das Städtchen Varenna. Die blaue Fläche aber war belebt von zahllosen Segeln, alles in hellem Sonnenglanz und frohen Farben.

Doch wer kennt nicht den Comersee, dieses vornehmste Wasserbecken Europas, den großen Villenpark Italiens, das beliebte Stelldichein der Geburts- und Geldaristokratie Europas und Amerikas! Er ist ja hundert,- vielleicht tausendmal

beschrieben worden, der stolze Lario, und hat darüber seine gute Laune, seine strahlende Heiterkeit nicht verloren. Ich will aber doch auf seine Langmut nicht zu sehr sündigen und daher mehr mit den Leuten, wie sie an diesen gesegneten Buchten ihr Sommerleben hinbringen, mich beschäftigen, als daß ich den See selbst abzukonterfeien versuchen möchte.

Wir von der Nordseite des Gotthard betrachten die italienischen Seen mehr nur als schöne Ueberleitung aus der Schweiz nach dem eigentlichen Italien, als Durchgangsstationen auf größeren Reisen, die wir etwa im frühen Frühling oder im Spätherbst nach dem Süden unternehmen.

Aber für die italienische Bevölkerung bedeuten diese Seen Sommerfrische, auch wenn die glühendste Sonne auf ihnen brütet; denn noch viel heißer liegt diese Sonne auf der großen lombardischen Ebene, und insbesondere in volkreichen Städten wie Mailand wird dann der Aufenthalt zur Qual. Schon längst hat der zärtliche Papa bemerkt, wie die Marmorblässe seiner Töchter nach und nach in ein gefährliches Citronengelb übergeht und wie auch die Mama ihr hinschmachtendes Leben nur noch mühsam von Chaiselongue zu Chaiselongue schleppt. Da packt er eines Morgens mit raschem Entschluß seine Frauenzimmerchen in den Schnellzug nach Como; in einer der zahlreichen Villenpensionen seeaufwärts, vielleicht in Cernobbio oder in Torno, hat er ihnen eine hübsche Unterkunft ausgesucht und am Sonnabend wird er selbst zu ihnen hinausfahren und den Sonntag bei ihnen zubringen, wie das den Sommer über tausend und tausend Mailänder Herren machen, die in der Woche von ihrem Geschäft nicht loskommen.

Man muß, um einen solchen fröhlichen Massenauszug der Großstädter zu beobachten, an einem Sonnabend im Hochsommer in Como das um fünf Uhr nachmittags seeaufwärts fahrende Schiff nehmen, richtiger einen der beiden

Riesendampfer, die um diese Zeit von Como abgehen; ein Dampfschiff allein würde dem Andrang nicht genügen. Nicht auf der großen Hauptlinie der Gotthardbahn, sondern auf einer Mailand und Como verbindenden Schmalspurbahn sind die Sonntagsausflügler soeben beim Hafen angelangt und streben nun in langen Zügen den beiden Dampfern zu. Die Männerwelt ist am stärksten vertreten; denn die Damen, wie vorhin angedeutet wurde, sind schon seit Wochen über alle die Gasthöfe, Pensionen und Villen an beiden Ufern verteilt. Jetzt kommen ihre Väter, Gatten, Brüder, Hausfreunde u. s. w. Viele haben Ueberraschungen für die lieben Ihrigen bei sich, z. B. ungeheure Pasteten, die morgen bei irgend einem Picknick verzehrt werden sollen. Andere haben mehr nur an ihr eigenes Vergnügen gedacht, und zwar dies zum Teil mit der ganzen Romantik des aufs Land losgelassenen Großstädters. So zeigt sich ein dicker Herr mit Fischkorb, Angelrute und Fischnetz, während mehrere andere Signori ihre Doppelflinten und einige sogar Jagdhunde an der Leine mitgebracht haben, alles für den einen Sonntag, von dem sie sich gemäß ihrer südlichen Phantasie Gott weiß welche Nimrodsthaten versprechen. In nicht wenigen zivilisierten Ländern ist an Sonntagen die Jagd verboten; außerdem sollte überhaupt im Hochsommer nicht gejagt werden. Aber den Italiener genieren solche Bedenken nicht. Auch begnügt er sich, wenn ihm nichts anderes vor den Lauf kommt, allenfalls mit einer Blindschleiche oder einer Eidechse; wenn's nur eine Gelegenheit zum Knallen ist. Wäre nicht so viel mit liebenswürdiger Don Quixoterie zur Schau getragene naive Selbstgefälligkeit in dieser Gassenbubenjägerei, so könnte man sich über sie ärgern; so fühlt man sich mehr belustigt.

Jetzt verlassen die beiden schweren, mit Menschenfracht belasteten Dampfer den Hafen; schon auf den ersten Stationen

geben sie übrigens die meisten Passagiere ab, dies besonders im nahen Cernobbio, wo, als unser Schiff dem Ufer sich nähert, der Strand geradezu wimmelt von Damen und Mädchen, die von ferne schon mit Schwenken ihrer Tücher oder der Fächer ihre anlangenden Herren begrüßen. „Der Strand der Strohwitwen“ wäre im Sommer der bezeichnendste Beiname für Cernobbio. Die Szenen, die sich beim Anlegen des Dampfbootes abspielen, sind wie kleine Ausschnitte aus den Komödien Goldonis. Das südliche Temperament tritt hier aufs schönste in sein gutes Recht, nichts Menschliches aus steifer Rücksicht für andere zu unterdrücken. Schon während die aussteigenden Herren noch im Brückensteg eingepfercht stehen und nur langsam vorwärts kommen, werden ihnen Kußhändchen zugeworfen oder eine junge Mama hebt ihren zweijährigen Kleinen in die Höhe und zeigt ihm den Papa. Die Ausrufe der Freude, die Fragen und Antworten vom Ufer zum Schiff und vom Schiff zum Ufer schwirren so in Menge durcheinander und sind so laut, daß man kaum mehr die Stimme des Kapitäns vernimmt, der die Billette abfordert. Und jetzt endlich haben sie einander wieder, die seit einer Woche, vielleicht auch seit länger Getrennten. Welche Umarmungen! Großväter, die sich durch zwei Generationen durchküssen müssen, was sie mit einer gewissen Ostentation vornehmen, während die Küsse jugendlicher Liebe schon mehr die Verborgenheit aufsuchen; und bei wie vielen Paaren beschränkte sich der Gruß auf die Sprache der Augen, aber freilich italienischer Augen! Kein Wunder, daß selbst die Matrosen im Anschauen dieser froh erregten Gruppen beinahe versäumten, rechtzeitig die Seile von den Uferblöcken zu lösen. Aber fahrt nur zu! dieselben Bilder werden sich in Blevio wiederholen, und in Torno und in Palanzo und noch weiter hinauf, etwa bis Tremezzo und Cadenabbia. Bellagio dagegen überlassen

die Italiener doch lieber den Fremden; dort in den großen Hotels, und so auch in Cadenabbia und in Menaggio, dominiert der Engländer, den der Italiener schon aus dem einen Grunde meidet, weil englische Gäste überall die Preise hinauftreiben.

Am besten haben es im Sommer am Comersee natürlich diejenigen bevorzugten Personen, welche in den großen Privatvillen wohnen dürfen. In den hohen, kühlen Marmorsälen wie in den dunklen Schattengängen des Parks wird auch die größte Hitze nicht lästig; sind ja solche Paläste und ihre Anlagen hauptsächlich darauf eingerichtet, Schutz vor der Sonnenglut zu gewähren. In den zwischen den flimmernden See und den Berg geklemmten Gasthöfen am schmalen Strand steht es in dieser Beziehung schlimm. Man muß schon, wie der Italiener, an noch größere Hitze gewöhnt sein, um auch hier sich wohl zu fühlen. Letzteres ist aber bei der italienischen Sommerfrischlergesellschaft wirklich der Fall. Freilich; viel Bewegung geben sich die Herrschaften nicht und das mitgenommene Jagdgewehr hat meistens gute Ruhe. Mit essen und trinken, Siesta halten und spazieren sitzen wird der Tag gemütlich hingebracht. Unter spazieren sitzen verstehe ich, daß die Damen und die Herren in irgend einem Gärtchen eines Gasthofes in eleganter Toilette Bänke und Stühle besetzt halten, unter sich Konversation machen und diejenigen Personen mustern, die so gefällig sind, an ihnen vorüberzugehen. Nach Sonnenuntergang gewährt dann der See ein anmutiges Schauspiel; zahllose Schaluppen und Barken, meist sehr schön gebaute Fahrzeuge der reichen Villenbesitzer, durchfurchen ihn nach allen Richtungen. Weiß gekleidete Damen lehnen auf den bequemen gepolsterten Sitzen; eine im Stern angebrachte Flagge weist irgend ein aristokratisches Wappen auf, und der gute Mailänder Bourgeois am Strand in seinem Wirtshausgärtchen ist glücklich,

wenn er andern Leuten ein solches Wappen nennen und vielleicht beifügen kann, daß die Duchessa X** ihre Handschuhe ausschließlich bei ihm kauft. Auch eine richtige venetianische Gondel ist unter diesen Luxusschiffen und wird von vier in phantastischer Livree steckenden Matrosen gerudert. Wie nun die Mondessichel hinter den Bergen von Bellano und Varenna emporsteigt, scheint sie die Lust des Gesanges zu wecken; denn auf einmal werden alle diese Fahrzeuge, die in der Abenddämmerung weit draußen im See vorüberhuschen, musikalisch; vom einen tönt Mandolinen- und Guitarrenklang, aus einem anderen ein schwermütiger Baryton, und wieder aus einem Schiffchen dort drüben der Gesang von Frauenstimmen. So kommt die Nacht, „die schwärmerische“ — wie sie einst Hölderlin nannte. Hier ist sie es wirklich und märchenhaft dazu. Denn wie durch Märchenzauber strahlt auf einmal das ganze Vorgebirge von Bellagio in weißem Lichte. Freilich, nicht Aladins, sondern Edisons Wunderlampe hat diesen Zauber bewirkt. An manchen Abenden kommt dann noch eine außerordentliche bengalische Beleuchtung der Villa Serbelloni hinzu und zu Ehren irgend eines Kalenderheiligen ein Feuerwerk, dessen leuchtende Kugeln bis zu den in solcher italienischen Nacht besonders groß glänzenden Sternen des Himmels emporzusteigen scheinen.

Wenn nun das Leben der Erholung suchenden italienischen Kurgäste am Comersee wesentlich ein dolce far niente im Schatten der Uferanlagen ist, so ist damit jedoch keineswegs gesagt, daß die Gegend nicht auch zu größeren Gebirgsausflügen, zu Spaziergängen von alpinem Charakter sich eigne. Schon hundert Meter über dem Seespiegel beginnt eine Art Schweiz, d. h. eine bergige Landschaft mit Wiesen, mit schmalen Alpenpfaden neben Abgründen, mit Wildbächen und — im Hochsommer allerdings bescheidenen — Wasserfällen, weiter

oben auch mit ausgesprochener Alpenflora. Und selbst das charakteristische Tier der Schweizer Alpen — die Kuh fehlt nicht und ist vielleicht das einzige animalische Geschöpf, das der Italiener anständig behandelt, weil der Nutzen dieses Tieres gar besonders einleuchtend ist, und schlecht behandelte Kühe ihre Milchlieferungen bekanntlich sofort reduzieren oder ganz einstellen.

Nun thut man freilich wohl daran, solche Gebirgs-spaziergänge am Comersee bei nicht zu heißem Wetter zu unter-nehmen. Heller Sonnenschein an und für sich schadet nichts, wenn nur nicht etwa Südwind weht; bei Nordwind ist ein blauer offener Himmel selbst günstiger als bedeckter Himmel, da Wolken in dortiger Gegend immer eine bleierne Schwüle verursachen.

Ganz nur eine Wiederholung der Eindrücke, wie man sie etwa auf Spaziergängen überm Ufer des Vierwaldstättersees empfangen hat, bieten übrigens solche Ausflüge in den Bergen am Comersee keineswegs. Vor allem ist hier die Bevölkerung eine weniger dichte, so daß man sich bald in großer Ein-samkeit befindet. In den Schweizer Bergen trifft man häufig auf weidende Herden mit ihren Hirten, und von allen Hügeln, aus allen Thalmulden grüßen von Bäumen umschattete freund-liche Bauernhäuser. Hier auf den Höhen überm Comersee kann man Stunden weit gehen, ohne einem Menschen zu be-gegnen. Dies gilt nicht nur von den besonders wilden, felsigen Ufern des Arms von Lecco, wo der Gipfel des an seltenen Alpenpflanzen reichen Resegone alle anderen Berge der Umgegend überragt und bis tief in die Brianza hinein die Landschaft beherrscht; dies gilt auch von dem freund-licheren Seearm gegen Como. So führte ich einmal eine fünfstündige Gebirgswanderung in die Höhen und Schluchten aus, welche — Bellagio gegenüber — am Ufer von Tremezzo

hinter dem Dörflein Viano sich emporziehen. Da war weit und breit niemand, bei dem ich mich an einer Stelle, wo der Fußpfad sich gabelte, nach dem rechten Weg hätte erkundigen können; erst weiter unten, wo der Pfad sich schon wieder gegen Cadenabbia hinabsenkte, traf ich endlich einen weißbärtigen Greis mit ungeheurem Kropf; doch hatte ich es nicht mit einem Kretin zu thun; vielmehr redete mich der Alte mit einem leidlich verständlichen Englisch an und erzählte mir auf meine erstaunte Frage, wie er zu dieser Sprachkenntnis gekommen; er habe in seinen jüngern Jahren den Krimkrieg mitgemacht und vor Sebastopol viel mit den englischen Truppen verkehrt. Von so langer Zeit her waren ihm noch ein paar Brocken der englischen Sprache geblieben.

Auf demselben Ausfluge bemerkte ich noch etwas anderes, das man glücklicherweise in der Schweiz nicht findet — die Schlingen für den Vogelfang. In einem einzigen Gebüsch, vielleicht nur eine Viertelstunde oberhalb der Villa Carlotta, waren ihrer nicht weniger als zehn aufgestellt. Die Vorrichtung, aus gebogenen Weidenstäben und Schnüren, ist der Art, daß die Schlinge, sobald der leichte Fuß eines Vögelchens sie berührt, zuschnellt und den Fuß des armen Gefangenen, indem sie ihn umwickelt, in der Regel zugleich auch bricht. Rotkehlchen besonders fangen sich häufig in diesen Schlingen, die am Abend aufgestellt werden; beim ersten Tagesgrauen verfallen meistens die unglücklichen Vögel ihrem Geschick, müssen jedoch oft Stunden lang in der Schlinge zappeln, bis der Bauer kommt und ihnen den Hals umdreht, um seine Beute alsdann in einem der Gasthöfe unten am Strande dem Koch zu verhandeln. Ich war an einem Morgen in Bellagio vom Dampfschiffe aus Zeuge, wie ein einziger Bauernjunge über dreihundert Vögel, Drosseln, Amseln, Finken, Rotkehlchen, Schwalben und auch gewöhnliche Spatzen, ans Land brachte;

schon der Schiffskoch hatte ihm für zehn Soldi ein paar Dutzend abgekauft. Eines der wenigen Asyle für die Sänger der Lüfte am Comersee ist der Park der Villa Carlotta, wo der deutsche Verwalter und Gartenaufseher dafür sorgt, daß die sonst überall durch Schlingen verfolgten und durch Schüsse geängstigten Vögel ungekränkt in den dicht belaubten Kronen der hohen Bäume und in den lauschigen Gebüschen nisten können. Die verschüchterten Tierchen wissen dies auch sehr wohl und wenn es, besonders im Beginn der Herbstzeit, überall in den Weinbergen und in den Gehölzen oder in den Baumgärten der Dörfer und Villen knallt, kommen sie — wie er mir erzählte — in ganzen Scharen nach diesem Zufluchtsort gezogen und erfüllen ihn mit ihrem munteren Gezwitscher.

Von schönen Spaziergängen auf den Höhen überm Comersee nenne ich hier noch besonders — da alle Reisehandbücher darüber schweigen — den Weg von Dongo nach Rezzonico. Beide Ortschaften liegen am oberen Teile des Sees, gegen Colico zu, aber auf dem rechten Ufer. Wer etwa in Bellagio sich aufhält, fährt am besten mit dem Dampfschiff nach Gravedona, um doch auch diese kleine Stadt mit ihren aus der besten Renaissancezeit stammenden edlen Villen und einem alten Baptisterium zu besuchen; in der Außenmauer des letzteren ist ein kleiner weiblicher Kopf aus weißem Marmor eingelassen, der Kopf der Königin Theodelinda. Eben nach dieser Königin aus der Zeit der Völkerwanderung heißt nun die Straße, die ich so angelegentlich zum Spazierengehen empfehlen möchte, noch heute die Via Regina. Das Stück von Gravedona bis Dongo, weil es noch ganz in der Tiefe liegt, kann man vermeiden, indem man diese kurze Strecke mit dem Dampfschiff zurücklegt. Bei Dongo aber beginnt eine Bergstraße, an landschaftlichen Reizen ähnlich

derjenigen, die von Riva am Gardasee entlang führt, nur schmaler, eigentlich mehr Fußweg als Straße, trotz dem stolzen Namen „Via Regina." An eleganten Villen vorbei, über Bergbäche auf hohen Brücken wegsetzend, führt sie durch eine überaus malerische Gegend, wo von manchem Hügel alte Kastelle herabblicken. Schaut man zurück, so erblickt man die stolzen grauen, granitnen Mauern der Graubündner Alpen, die Gegend des Splügenpasses, den Eingang auch ins Veltlin. Gegenüber aber am See sieht man Städtchen und Burgen, Bellano, Varenna und andere. Dumpfe Sprengschüsse verkünden, daß dort drüben, dem Ufer entlang, eine Eisenbahn im Bau ist. Inzwischen führt uns unsere Via Regina immer an hohen Hügeln entlang durch eine Menge freundlicher kleiner Ortschaften und dann wieder in kühle, mit Kastanien und Oliven bewachsene Schluchten, durch Weinberge, wo zu Ende August die Trauben schon reif sind, auch durch Feigenbaumgärten und endlich hinab in die schön geschweifte Bucht von Rezzonico, an den Ruinen eines einst ungemein stattlichen Kastells vorüber.

Recht unterhaltend sind auf solcher Wanderung auch die zahlreichen, oft von schöner Pietät für Verwandte oder Freunde Zeugnis ablegenden Votivgemälde mit Inschriften an den Mauern der Obstgärten. Die Madonnen- und Heiligenbilder, wenn auch auf sehr grobkörnigen Kalk gemalt, verraten doch immerhin, daß man in Italien, im Land der schönen Künste ist; wunderselten begegnet man einer geschmacklosen Pinselei. Auch die Inschriften haben zuweilen guten Gehalt. Ich teile hier nur die eine mit, die unter einer Sonnenuhr bei Menaggio sich findet. Sie ist im dortigen Dialekt, nicht in reinem Italienisch, abgefaßt und lautet:

„Oh Menasin' podet dinn altrettant?
Mi! di oor tegni cunt . . ."

Zu deutsch:

„Ueber meine! Stunden geb' ich Rechenschaft.
O Bürger von Menaggio, könnt Ihr das ebenfalls?"

Von anderen Spaziergängen, zu denen die Ufer des Comersees einladen, will ich hier nur noch den Ausflug von Como oder von Torno nach der Villa Pliniana als einen besonders lohnenden empfehlen; führt er den Spaziergänger doch vor jenes Naturwunder der intermittierenden Quelle, das schon der jüngere Plinius in einem seiner Briefe vor mehr als achtzehnhundert Jahren aufs deutlichste beschrieben hat und das noch heute wie damals mit demselben rätselhaften Wasserspiel den Beschauer ergötzt und nachdenklich stimmt; die Villa selbst, natürlich nicht mehr die alte römische, sondern ein Bau aus dem Anfang dieses Jahrhunderts, ist durch ihre Lage eine der schattenkühlsten des Sees. Wer eine etwas größere Ausgabe nicht scheut, kann sich zu ihr von Como aus in der Barke führen lassen.

Unter keinen Umständen versäume man, wenn man einige Zeit am Comersee zubringt, irgend eines der großen Dorfheiligenfeste mitzumachen, die vorzugsweise in die Sommermonate (auch noch in den September) fallen. Eine solche Kirchweih oder Kirmeß am Comersee ist schon dadurch ein eigenartig Ding, daß die ganze Bevölkerung der Umgegend ohne Unterschied des Standes sich dazu einfindet. Da sieht man neben den Bauern und Bäuerinnen der Ortschaft auch die vornehmen Villenbesitzer mit ihren Damen und Kindern und mit den Wärterinnen der letzteren, meistens hübschen Mädchen aus der Brianza, die in ihren dicken schwarzen Zöpfen jenen bekannten auffallenden Haarschmuck tragen: ein Dutzend silberne Löffel zu einer Art massiven Heiligenscheins strahlenförmig zusammengesteckt. Alle die Fischer und Schiffer unten am See stellen sich ebenfalls ein, dazu die fremden

Gäste in den großen und kleinen Gasthöfen, englische Familien besonders, von denen einige seit Jahren regelmäßig den Spätsommer in Cadenabbia oder in Bellagio zubringen, mit der Bevölkerung daher schon bekannt sind und bei solcher Gelegenheit nicht versäumen, durch Freigebigkeit sich populär zu machen und wohl auch ein wenig groß zu thun mit ihrem Gelde. Hiezu bietet eine den Schluß einer solchen Kirchenfeierlichkeit bildende öffentliche Versteigerung den besten Anlaß. Wenn nämlich die Zeremonien in der Kirche beendigt sind, wenn die Prozession mit der Geistlichkeit an der Spitze, hintendrein die wehenden Fahnen und das große vergoldete Kruzifix, um die Kirche herumgezogen ist unter dem Krachen der Böller, während drin in der Kirche der Organist den Torerotriumphgesang aus der Oper Carmen oder den Schunkelwalzer spielt, dann ist endlich der von Alt und Jung, Arm und Reich ersehnte Augenblick der Fiera gekommen, der Messe im profanen Sinne des Wortes. Bevor jedoch die Bauern und Bäuerinnen da und dort an Marktbuden herantreten, um ein paar Kleinigkeiten für wenige Soldi einzuhandeln, sammeln sie sich alle um den Sacristano (Sigrist), der, auf einer Bank neben der Kirchenthür stehend, die Geschenke zu versteigern beginnt, welche der Kirchenheilige anläßlich seines Festes von frommen Personen erhalten hat. Diese Geschenke bestehen fast ausschließlich aus Eßwaren. Da ist ein Korb mit appetitlich geordneten Trauben, Feigen, Granatäpfeln zwischen Lorbeerblättern, dort ein fetter Kapaun mit Zitronen garniert, hier eine Torte, daneben sechs Flaschen Asti u. s. w. An dem Kirchenfest zu Griante, dem ich beiwohnte, hatte der Patron der Kirche hauptsächlich feine Zuckerbäckersachen erhalten, wahre Prachtstücke aus Nougat geformt, hier einen Pokal, dort gar ein ganzes, unter vollen Segeln gehendes Schiff und einen Eiffelturm aus demselben Stoffe. Nun ging

das Versteigern los und war auch für die unbemittelten Leute, die nichts kauften, doch eine wahre Wonne, wie das ihre vor Vergnügen leuchtenden schwarzen Augen deutlich genug sagten. Die vornehmen Käufer, eben solche Villenbesitzer der Umgegend und die Engländer aus den Gasthöfen, trieben die Preise außerordentlich in die Höhe, so daß selbst der Arciprete (Erzpriester), der den Nougatbecher offenbar sehr gern erstanden hätte, vom Bieten abstehen mußte. Das erwähnte Schiff z. B. wurde von einem Engländer um 33 Lire erstanden; andere dieser kunstvollen Süßigkeiten erzielten noch höhere Preise, alles das unter lebhafter Teilnahme des in dichten Haufen den Sigrist umringenden Volkes, dem es besonderes Vergnügen und eine dramatische Spannung bereitete, wenn sich zwischen einem der italienischen Villenbesitzer und einem Engländer ein derartiger Wettkampf erhob. Im allgemeinen sind auch die reichen Italiener sehr sparsam, fast geizig; aber bei solchem Anlasse öffnete ein gewisser aristokratischer Stolz die sonstige Zugeknöpftheit der Börse. Man fühlt sich öffentlich herausgefordert. Uebrigens war da neben seinem Papa ein allerliebstes, aber auch verzogenes fünfjähriges italienisches Bübchen, ein kleines Kerlchen, das schon wußte, daß der zärtliche Vater ihm den Eiffelturm ersteigern werde, mochte immerhin jener Engländer mit dem roten Gesicht und den weißen Haaren bereits 40 Lire geboten haben. Wirklich erlangte der kleine Tyrann schließlich den Gegenstand seiner Wünsche und belohnte nun den Vater mit einem so süßen Lächeln vollen Glückes, daß der gute Papa wahrscheinlich die Empfindung hatte, alle die in dem Nougat-Eiffelturm steckende Süßigkeit sei nichts im Vergleich zu diesem bezaubernden Lächeln seines Bübchens. Die Mimik italienischer Kinder ist in der That schon eine ganz außerordentliche und wird natürlich durch die Feinheit der Gesichtchen noch wirksamer

gemacht. Oft, wenn ich so bildschöne kleine Mädchen und Knaben in Italien sah, kam mir in den Sinn, was der altrömische Arzt Galen in seinen Vorschriften über die Mittel, neugeborne Kinder am Leben zu erhalten, schreibt: „Ich empfehle diese Mittel den Griechen, den Römern und allen Völkern, welche auf der Bahn der Kultur in ihre Fußstapfen getreten sind. Was die Germanen und den übrigen Teil der Barbaren betrifft, so sind sie derselben ebensowenig wert als Bären, Eber, Löwen und andere wilde Tiere.“ Freilich dürfen wir hinzusetzen, daß die „Germanen und andere Barbaren“ solcher Vorschriften auch weniger bedurft haben als die Griechen und Römer; und so ist es auch noch heutzutage. Diese reizenden italienischen Amorettenbübchen der höheren Stände sind allerdings bezaubernde Geschöpfe, aber von Haus aus arg verhätschelt, mit Süßigkeiten vollgestopft, kränklich gemacht auch durch die zahllosen hygienischen Vorsichtsmaßregeln, durch die der Italiener sich und den Seinen das Leben erschwert, und so blickt man schließlich doch lieber, als auf diese Kunstfigürchen mit langen Locken und raphaelischen schmachtenden Augen, auf unsere germanischen, derben, abgehärteten Buben oder dann allerdings auch gern in Italien auf die Kinder niederen Standes, die von solcher Verzärtelung nichts wissen und daher in der Regel prächtig gesund sind und schön dazu.

Den Beschluß vorstehender Schilderung des Lebens am Comersee mache die Erwähnung eines blinden Harmonikaspielers, der in abgerissenem, ja zerfetztem Wams ein Bild des Elendes zu sein schien und daher sowohl auf der Kirchweih zu Griante wie dann in den Wirtshäusern am ganzen Strand, von Menaggio angefangen bis nach Tremezzo und Lenno hinunter, eine kleine Ernte hielt, wo immer er seinen Begleiter, ein junges Bürschchen, mit dem Sammelteller

herumschickte. Diesen Blinden traf ich ein paar Tage später auf dem Verdeck eines auf dem Luganersee von Porlezza nach der Schweiz fahrenden kleinen Dampfers. Jetzt war er als Signore gekleidet, sah recht vergnügt und ordentlich fett aus, rauchte eine lange Virginia und trug über den Augen Gletscherbrillen. Die Harmonika lag eingepackt neben ihm in einem ganz eleganten Kästchen; sein ebenfalls anständig gekleideter Knabe saß neben dem Instrument auf einem kleinen Feldstuhle und schmauste aus einer Papierdüte eine prächtige Muskatellertraube. Die zwei waren jedenfalls zufrieden mit ihrem Sommerleben am Comersee.

5.

Vierzehn Tage hatte ich am Comersee zugebracht, zwischen Arbeit und kleine Ausflüge meine Zeit gewissenhaft teilend. Nun stockte aber die Arbeit, wohl infolge einer durch die große Hitze bewirkten Nervenabspannung. Da wußte ich wieder einmal das gewaltige Sanatorium zu schätzen, das der Weltbaumeister zwischen Deutschland und Italien mitten hineingesetzt hat, den Riesenbau mit himmelhohen Türmen und Zinnen, und überall rauschendes, eiskaltes Quellwasser im Haus, auch kleine blaue Badewannen in granitner Felsenschale und zahllose Balkone, um die eine würzige, frische Luft streicht. Bergsehnsucht erwachte plötzlich in mir und undankbar, wie der Mensch gegen die alte Liebe ist, wenn eine neue ihn erfaßt, rief ich aus: Ade Italia mit deinen trockenen Weinen, die nur durstiger machen, mit deinen Nachtigallen in der Schmorpfanne, deinen geblendeten Amseln im Käfig an der glühenden Sonne, ade! mit deinen geschundenen Pferden, mit deinen scheuen Hunden, von denen keiner herzhaft bellt wie ein schweizerischer oder deutscher Hund, ade! du

Land des Knoblauchs und des Safrans, des schlechten Brotes und der schmierigen Kellner, der fetten, schwarzschnäuzigen Primadonnen, der hungernden Bauern, der lungernden Pflastertreter, der Beichtstuhlohrenbläserei und des ewigen Kirchengebimmels, ade! Italia, ich seh dich — nun hoffentlich doch in nicht allzu ferner Zeit einmal wieder!

Ich fuhr also dem Gotthard zu, und mit jeder höheren Terrasse, die der Bahnzug bei Faido erkletterte, wurde mir immer wohler und leichter ums Herz. Mir gegenüber saß ein ältlicher Herr, der in einer italienischen Broschüre aufmerksam las und sich oft, mit feinem Lächeln, diese oder jene Stelle, die ihn besonders interessierte, mit dem Bleistift anzeichnete. Zu diesem Thun paßte der ganz nackte, schön gewölbte Gelehrtenschädel, den ich, wie er so aufs Buch gesenkt war, fortwährend betrachten mußte. Welch ein Bau! Und eine solche Kuppel, in ihrer Art noch edler als die der Peterskirche, zerschmettert vorzeitig im Krieg das jeweilen neuest erfundene „beste" Geschoß. Der bloße Wasserdruck, wenn eines der modernen länglichen Flintenprojektile in einen solchen Schädel schlägt, zertrümmert ihn zur Unkenntlichkeit und bläst alle die Lichter aus, die dort geleuchtet haben, erstickt auf ewig Gedanken, an denen Jahrhunderte sich nähren konnten, und mordet Witz, Frohsinn, Liebe und Edelmut. Die ganze Brutalität unseres angeblich humanen Zeitalters kam mir stärker zum Bewußtsein als fast jemals zuvor. Zwar — die Natur geht auch nicht milder mit dem nach Gottes Ebenbild geschaffenen Werke um; der rasende Brand, den eine Entzündung der Gehirnhaut in ein Menschenhaupt trägt, kann ebenso den Quell alles hohen geistigen Lebens zerstören. Denken wir an einen Dichter wie Hölderlin, der vierzig Jahre seines Lebens im Wahnsinn verbrachte oder an unsern zeitgenössischen Philosophen Nietzsche. Aber wir

Menschen sollten wenigstens die Schrecknisse nicht noch vermehren, in die unser Leben ohnehin hineingespannt und gebannt ist; wir sollten besser sein, als die seelenlose Natur.

Doch lassen wir diese Erwägung, die wir ja doch dem russischen Zar nicht in sein Stammbuch schreiben können, mit dem dunkeln Thor des großen Tunnels hinter uns. Göschenen ist erreicht! erreicht ist die ersehnte frische Luft der Schweizerberge und erreicht eine wirkliche echte Kartoffelsuppe. Wie die schmeckte nach all den Subtilitäten des welschen Küchenzettels! Und dann die Wanderung zu Fuß nach Amsteg hinunter. Die Ortschaften freilich unterwegs sind ganz besetzt von Italienern, als ob den Urnern ihre einstigen Kriegszüge nach Bellenz hinüber jetzt vergolten werden sollten. Aber diese Italiener tragen nur die Montur der Arbeit; denn das zweite Geleise wird auf der Gotthardbahn gelegt. Drum stecken ihrer wohl sechshundert allein im Dorf Waßen, und da es ein Feiertag war — Mariä Geburt — spazierten sie auf den Straßen und hielten die luftigen Pinten besetzt, die ihre Landsleute da und dort am Wege errichtet haben.

Ich nahm in Amsteg Nachtquartier, um andern Tags nach dem Maderanerthal hinaufzugehen, und verlebte im Wirtshaus einen gar fröhlichen Abend. Erstlich war in der schönen grünen Reuß eine ungewöhnliche Riesenforelle gefangen worden, von der ich auch mein Teil bekam. Sodann gab's später sogar Tanz in regster Gesellschaft. Das ging so zu. Zwei junge amerikanische Velozipedisten trafen ein, als es schon ganz dunkel war; gleichzeitig, vom Maderanerthal herkommend, ein Weinreisender aus Basel. Wir waren also im ganzen vier Herren zum Abendessen. Als nun die beiden Amerikaner in höchst mangelhaftem Deutsch zu erzählen begannen, wie viel lustiger doch das Leben hier in der Schweiz

(und übrigens auch im Schwarzwald) sei im Vergleich zu Amerika, wo business (Geschäft) alles beherrsche, und als sie besonders rühmten, wie sie hier zu Lande an jedem Abend zu einem Tänzlein kämen, — letzte Nacht hatten sie im „Rößli“ zu Luzern getanzt — da sahen die junge Wirtin und die schöne, schlanke, schwarzäugige Kellnerin gerade so aus, als ob sie sagen wollten: Diese gute Meinung der Herren Amerikaner auch in Amsteg aufrecht zu erhalten, wird uns nur ein Vergnügen sein. Und da diese Augensprache von den quecksilbernen Amerikanern und dem nicht minder quecksilbernen Basler sehr gut verstanden wurde, war plötzlich zum Klavier ein kleiner Ball improvisiert. Mich amüsierte an der ganzen innigen Walzerei und Hopserei am meisten die gutmütige Selbstunterschätzung der beiden jungen Amerikaner, die gar nicht zu merken schienen, daß sie selbst, als besonders nette, frische Bursche, die sie waren, überall in die Wirtshäuser diese Lustigkeit und Tanzbereitschaft hineinbrachten. Es ist immer hübsch, Menschen zu sehen, die ein Verdienst, das von ihnen ausgeht, bei anderen suchen. Der eine der Amerikaner spielte übrigens — eine Seltenheit bei seinen Landsleuten — wunderschön Klavier, nicht nur Tänze, sondern auch feinere Musik und Präludien, die er im Augenblick improvisierte. Sollte nun schließlich ein neugieriger Leser wissen wollen, in welchem Wirtshaus zu Amsteg es so lustig herging, so möge er nach dem Gasthof forschen, in dessen äußerer Wirtsstube ein alter mächtiger Ofen steht, der die Revolutionsjahreszahl 1789 trägt.

Am anderen Tag war ein Morgenspaziergang nach dem drei bis vier Stunden droben im Maderanerthal gelegenen „Hotel Alpenklub“ gerade das Rechte. Herrliches Septemberwetter! Wüßten die fremden Touristen, daß in der Regel September und Oktober in der Schweiz die besten Schön-

wettermonate sind und die Berge dann in wunderbarer Klarheit strahlen, so würden sie nicht mit dem ersten Regenguß im August aus unserem Lande flüchten.

Das Maderanerthal ist ein rechtes Kleinod in einer Zeit, da nun in so viele Bergthäler und auf so manche Gipfel Eisenbahnen gebaut werden. Seine Jungfräulichkeit ist eine noch so gänzlich unangetastete, daß nicht einmal eine fahrbare kleine Straße in dieses Alpenthal führt, ja, auch der Saumpfad stellenweise einem kleinen Bache zum Bette dienen muß. Am Eingang des Thales freilich spannt sich über seine tiefe Schlucht eine der längsten und höchsten Eisenbahnbrücken der Gotthardbahn. Unter ihr durch steigt man rechts am Berge anfänglich sehr steil empor. Ein alter Führer lief mir nach; ich konnte ihn nicht brauchen, da ich meinen leichten Tornister gern selbst trage. Der Mann war nicht so „klebrig“, wie zuweilen Bergführer im Bernerland sind, und vergalt auch nicht, wie man es dort erleben kann, die Ablehnung mit einer höhnischen Bemerkung; sondern artig gab er mir ein paar gute Ratschläge auf den Weg mit und wünschte mir eine glückliche Bergfahrt. Durchweg haben im Urnerland und auch weiter unten um den Vierwaldstättersee herum die Leute ein etwas weicheres, liebenswürdigeres Wesen, als man es in der Regel im Berner Oberlande findet. Der Katholizismus mit seiner dem Volke eingepflanzten Hochachtung vor geistlichen und dann auch vor anderen Herren mag dazu etwas beitragen; aber auch auf das Naturell der dortigen Rasse mag diese angeborne Artigkeit zurückzuführen sein. Wie hübsch geben einem die Kinder Bescheid, wenn man sich mit ihnen in ein Gespräch einläßt. Und von Ueberforderung der Fremden weiß man nichts. Für einen halben Liter kalte Milch mit einem mächtigen Stück Brot nahm mir in einem Wirtshäuschen am Weg die Wirtin 25 Centimes ab.

Aus den Gesprächen mit Männern spürte ich schlichten, altschweizerischen Sinn hervor, und damit stimmten ihre Gestalten, hoch, schlank und sehnig, und ihre braunen, ausdrucksvollen, von schwarzgelockten Bärten eingefaßten Gesichter gut überein. Rechte Tellen hat es da noch. Fett anzusetzen gestattet ihnen die anstrengende Arbeit an den hohen Bergeshalden nicht, das Holz fällen, das Wildheu machen, Krystall suchen, Lasten zu Berg und zu Thal tragen und der spärliche Acker- und Wiesenbau auf den von Wildbächen und Lawinen heimgesuchten Fluren. Mit Lawinen geht es nämlich im Winter und im Frühling besonders in diesem Thal lebhaft zu. Jene Lawine, die, vom Bristenstock herabstürzend, am Ostersonntag dieses Jahres im vorderen Teil des Maderanerthales großen Schaden anrichtete, war ein so bedeutendes Naturereignis, daß alle schweizerischen Zeitungen darüber längere Berichte veröffentlichten. Unter anderem begrub sie eine krystallsuchende Familie. Die 19jährige Tochter und ein kleiner Bruder wurden gerettet, indem Tannen mit ihren Aesten über ihnen ein Schutzdach wölbten; der Vater blieb tot. Von einer anderen Lawine erzählten mir die Kinder des Hauses, das von derselben betroffen wurde. Es war zu Anfang Winter, im November vorigen Jahres. Da fiel um die Mittagszeit, als die Familie in ihrem einsam stehenden Häuschen gerade bei der Mehlsuppe saß, eine gewaltige Schneemasse von einem den Windgellen vorgelagerten Felsberge herunter ins Thal. Wohl traf diese Lawine das Häuschen nicht; aber der Luftdruck genügte, um in einem Augenblick das Dach den entsetzten Menschen über dem Kopf wegzutragen, und wenn man etwa denken sollte, da hätte dann der heitere Himmel ihnen in die Stube hinein gesehen, so wäre das ein großer Irrtum. „Finster wurde es von dem aufgewirbelten Schnee, finster wie um Mitternacht und

war doch Mittag" — so erzählte mir die vierzehnjährige Barbara Burger, ein nettes Mädchen mit kastanienbraunen Krauselöckchen, die aber ein wenig selten mit Kamm und Bürste behandelt werden. Ich sah auch noch vor dem Hause die traurigen Stümpfe der abgeknickten Kirschbäume; auch diese Bäume waren nur dem Luftdruck erlegen. „Ja! wir müssen schwer arbeiten", bemerkte meine kleine Freundin, „damit wir den Eltern helfen, den Schaden vom letzten Jahr wieder gut zu machen." Zur Beruhigung allzu mitleidiger Leser kann ich jedoch gleich beifügen, daß ich meine Barbara und ihre ältere Schwester samt kleinem Bruder auf dem Rückweg ebenso müßig um ihre Hütte in der Sonne liegend fand, wie ich sie beim Aufstieg angetroffen hatte.

Das Maderanerthal erinnert in seiner mittleren Partie, wo einzelne Gehöfte und Sennhütten nicht selten sind, an das seitlich vom Frutigthal im Berner Oberland gelegene Kienthal, ist aber malerischer; weiter oben fühlte ich mich auch ans Gasternthal bei Kandersteg erinnert. Man geht zuletzt, bevor man dem Gasthofe und Kurhause sich nähert, lange Zeit über duftende Matten und durch schöne Tannenwälder; freilich hat man vorher einen zweiten, sehr steilen Anstieg überwinden müssen, der wohl nicht umsonst den ominösen Namen „Lungenstutz" trägt. Etwas recht Originelles sind die Holzgestelle für Heuschober, die man da und dort auf den Wiesen antrifft. An dem leeren Geripp eines solchen Gestells ist zwar nichts Besonderes; es sieht aus wie ein niederes, seiner Nadeln beraubtes Tannenbäumchen und solche Tannenbäumchen sind auch teilweise zu dem angedeuteten Zweck benützt worden. Wenn nun aber diese vier Fuß hohen Skelette mit dem duftigen Bergheu bekleidet sind, dann glaubt man von weitem eine ganze Versammlung von kleinen, auf den Hinterfüßen stehenden Bären zu sehen. Selbst am Tag im hellen Sonnen-

schein nehmen diese aufrechten Heuschöberlein sich höchst putzig aus; vollends im Mondschein, wenn etwa aus dem niederen Fensterchen der Hütte die Augen eines träumenden Bübleins auf diese stille Gesellschaft vor dem Elternhause gerichtet sind, mag die bei einsam wohnenden Kindern oft so ungemein thätige Phantasie allerlei Märchengestalten, spukige Zwerge und riesige Murmeltierkönige in diesen hellen Heuschobern erblicken, welche aufzurichten am Tage der Kleine behilflich war. Man muß nicht denken, daß ich unsern Kindern aus dem Volk hier zu viel Phantasie zutraue. In solchen Berggegenden besonders, wo der Wind in den Tannen oft so wundersam saust, wo plötzlich die Nebelgeister in dichten Schwaden aus einer Schlucht vordrängen, und dann wieder über dem schon nächtlichen Thale glühend rot der einsame Gipfel eines Schneeberges funkelt, während fern im Gletscher dumpfes Dröhnen herübergrollt — da wirkt noch Natur im Gemüt wache Träume und die von den Voreltern ererbten Sagen werden greifbar lebendig. Auch den Erwachsenen kommt mancher poetische Einfall. So fand ich dort im Walde in den Stamm einer alten hohen Wettertanne eingefügt die kleine Statue der schwarzen Mutter Gottes von Einsiedeln. Die Madonna als Dryade! rief ich aus und freute mich an diesem Stücklein poetischen christlichen Heidentums.

Der Gasthof „Alpenklub" hinten im Thale, eine kleine Niederlassung, die aus zwei großen Logier-Häusern, einem Wirtschaftsgebäude und einer Kapelle besteht und gar lieblich auf einem tannenbewachsenen Felsplateau gelegen ist, befindet sich im besten Einklang mit der einfachen und freundlichen Natur des Maderanerthales. Denn wie dieses Thal, so sind die Wirtsleute. Dabei wird doch keinerlei Bequemlichkeit vermißt. Angenehme helle Zimmer, gute Betten, vortrefflicher Tisch — denn Basler haben zuerst das Maderanerthal für

Kurgäste erschlossen — das sind Vorzüge, die schon bei einem flüchtigen Besuch den Wanderer in behagliche Stimmung versetzen. Auch gibt es hier keine befrackten Kellner. Aufmerksame Mädchen bedienen bei Tisch. Für Unterhaltung an Regentagen sorgen eine deutsche Kegelbahn, eine gute Bibliothek und im Salon das merkwürdigerweise nicht verstimmte Klavier. Noch gegen zwanzig Kurgäste traf ich in der Mitte September hier an, Deutsche, Franzosen, Engländer und Schweizer, alle in recht gemütlichen Beziehungen untereinander, wie solche sich ergeben, wenn man in einer schönen Wildnis das einzige Haus bewohnt und eine Art Sommer-Robinsonade durchmacht. Da ich nur einen Tag dort blieb, kann ich natürlich die zahlreichen Ausflüge nicht schildern, zu denen die Umgebung einladet; ich selbst begnügte mich mit einem Nachmittagsspaziergang zum Hüffigletscher, der sich von den auch das Glarner Land beherrschenden Hochgipfeln groß, wild und zackig ins Thal hinabgießt. Man kann dort auf den Felsen und Rasenbändern über dem blauen Gletschereise sehr allein sein, aber auch mit Geistern Zwiesprach halten, wenn man das Wort kennt, dem sie gehorchen müssen. Es ist eine nicht gewöhnliche Alpengegend, die einem ans Herz greift. Die tiefe Stille, welche gestattet, daß selbst ferne an den Felsen niedergleitende Wasserfälle ihre leise Melodie dem Abendwind gesellen, bringt in Verbindung mit dem Leuchten der Firnwände und dem Blau des Himmels hinter schroffen, grauen Felszacken eine unbeschreibliche Stimmung zustande. Wenn dann noch plötzlich — man weiß nicht woher — eine Nebelwolke auf den Gletscher sich senkt und gleich darauf auch die Hochgipfel von Wolkenschleiern bedeckt werden, die aber alle Augenblicke zerreißen und glänzende Eis- und Schneeschultern der Bergriesen enthüllen, oder, wenn ganz zuletzt, da es schon Nacht geworden, nur noch

unten, thalwärts, das Haupt der Pyramide des Bristenstockes seltsam purpurrot erglüht, eine einsame Memnonssäule, die den letzten Abendgruß der Sonne empfing, und, davon entzündet, wie eine nächtliche Fackel aufflammt, — da wandelt man in schweigender Betrachtung und fast aufseufzend unter dem Uebermaß des göttlichen Schauspiels über die vom Abendtau feuchten Bergwiesen dahin und gelobt sich, im Winter zuweilen, wenn das kleine Leben alltäglichen Getriebes uns umbrandet, eines solchen Abends in der heiligen Bergeinsamkeit dankbar zu gedenken.

6.

Das Schöne in unserem schweizerischen Alpenlande beruht teilweise auch auf dem Reiz der Abwechslung. Badete man gestern noch im Ozon milder und doch frischer Bergluft, wo jeder Atemzug Vergnügen ist, so schwimmt man morgen — und nicht in bildlichem Sinne — in der sanft wogenden Flut eines unserer Seen, oder man rudert im kleinen Nachen über die blaue Tiefe hin und gönnt den Füßen Ruhe, die so manchen steinigen Pfad gelaufen sind.

So befand ich mich am Abend desselben Tages, dessen Morgen mich noch oben im Maderanerthal betroffen, unten am Vierwaldstättersee und zwar in dem gemütlichen Kurort Lützelau, der in einer stillen Bucht zwischen Vitznau und Weggis einsam liegt. Im Mittelalter sprudelte hier eine Heilquelle, die noch im 16. Jahrhundert von bresthaften Leuten besucht wurde; es scheint, daß sie ungefähr in der Zeit des dreißigjährigen Krieges bei einem Felssturz oder einer Erdrutschung verschüttet wurde und verloren ging. Der Wirt hat noch ein altes Buch, das hierüber Auskunft gibt und das er mir zum Lesen leihen wollte. Doch waren diese

sonnigen Septembertage zu schön, als daß ich zum Lesen gekommen wäre, und so weiß ich vom alten Bade Lützelau wenig zu sagen, kann jedoch dafür versichern, daß das neue Bad, wenn auch ohne besonderes Heilwasser, ein wohlthätiger Aufenthaltsort ist und daher besonders von Kurgästen aus der Schweiz sehr gern besucht wird. Wie gemütlich sitzt da am Abend unter dem großen Vordach der Veranda am Eingang des Hauses die ganze Familie der Gäste! alle kennen einander, ohne daß erst förmliche Vorstellungen stattgefunden haben, und so ist das Gespräch ein allgemeines, zwangloses. Dazu duften aus dem nahen Gärtchen die Spätlinge des Sommerflors und draußen glitzert hinter einem vorbeifahrenden Schiff die aufgeregte Welle im Mondlicht. Für Frühling und Herbst besonders ist Lützelau der rechte Kurort; denn in dieser vor rauhen Winden geschützten Seebucht gedeihen Feigen und zahme Kastanien wie nur irgendwo an den italienischen Seen, und bis gegen Weihnacht blühen manchmal im Garten die Rosen. Der Rekonvalescent, der noch seine Kräfte schonen muß, wird die am Hause vorüberführende ebene Straße nach Weggis oder nach Vitznau zu sanfter Promenade benützen. Wer aber gesund und gut zu Fuß ist, klettert hinter dem Hause auf den Wiesenpfaden in die Höhe und besteigt den Rigi, indem einer dieser Pfade in den einst so viel begangenen alten Rigiweg von Weggis her einmündet.

Auch ich stattete eines Nachmittags im Kaltbad meinen Besuch ab; bis auf Kulm hätte für hin und zurück zu Fuß der kurze Septembernachmittag nicht gereicht. Es war einer der schönsten Frühherbsttage dieses Jahres. Auf den herrlichen See und seine waldigen Felsenufer, auf die Berge ringsum und auf die mit weidenden Herden bedeckten Alpenwiesen troff das himmlische Sonnengold in lichten Strömen nieder; da

und dort überm Walde kräuselte sich der dünne blaue Rauch eines dem Blick verborgenen Hirtenfeuers und stieg dann in der ruhigen Luft steil aufrecht an den Felsen empor. Manchmal erschallte ein fernes Jauchzen eines vom Berge niedersteigenden Sennen oder aus dem Thal das Läuten eines Kapellenglöckleins. „Ist diese Welt Gottes nicht schön und vollkommen?“ sagte zu mir ein Kapuziner, mit dem ich schon gestern auf dem Schiff in Unterhaltung gekommen war und der jetzt zufällig, von Weggis her, neben mir bergan wanderte. Es war ein noch kräftiger Mann von mittleren Jahren, Haar und Bart tief schwarz und ein wenig gelockt. Schon gestern, da er einem jungen Menschen auf dem Schiff allerlei gute Ratschläge erteilte, war mir vorgekommen, dieser Mönch möchte tief denkender sein, als sonst wohl seinesgleichen. Darum hatte ich ihn nicht ungern jetzt zum Begleiter, und als er nun an mich diese Rede richtete, die mich aufforderte, in das Lob der Harmonie der Schöpfung Gottes einzustimmen, da wollte ich eben mit einem freudigen und überzeugten Ja antworten, als mir vor einem dumpfen Aufbrüllen und einem Anblick, der sich plötzlich darbot, das Wort auf den Lippen erstarb und ich im Stillen dachte: Zu früh gejubelt!

Von einem mittelgroßen Hunde umkreist, der zuweilen einen kläffenden Laut unterdrückter Gier von sich gab, kam ein halbwüchsiges Rind des Weges daher hinter dem Metzgerknecht, der es am Stricke sich nachzerrte. Wir haben diesen Anblick in Städten alle Tage. Hier aber weidete nebenan auf der Wiese die friedliche Herde, aus welcher der junge Stier soeben war weggeholt worden. Mochte er auch keine Ahnung haben, daß er seinen Todesgang antrat, daß es für ihn nun kein Alpengras mehr gab und kein lebensfrohes sich Umhertummeln auf den tauigen Bergwiesen, so blickte er doch, als ob er das alles wüßte, mit seinen großen, stillen Augen

unsäglich traurig zurück nach den heute noch glücklicheren Gefährten, aus deren Mitte gerade er weggenommen wurde, wohl weil er einer der schönsten, der kräftigsten war. Dumpf und ängstlich brüllte er auf und setzte ungern und zögernd die Schritte, dem doppelten Zwang gehorchend, den vorn der thalwärts ihn reißende Strick in der Faust seines Henkers, hinten das wolfsartig heulende Tier ausübte. Auf dieser sonn- und wonnevollen Bergflur, wo alles Stärke, Lebensfreude und Glück zu atmen schien, war das noch nicht zu seiner vollen Reife und Bestimmung gelangte, in verfrühten Tod gerissene junge Tier eine Disharmonie, deren Eindruck ich meinem Begleiter nicht verschweigen konnte, da er mich eben aufgefordert hatte, in das Lob der so vollkommenen Schöpfung Gottes einzustimmen. Er machte den schwachen Einwand, hier liege doch nicht ein Uebersehen oder Fehler vor, den man dem Schöpfer auf Rechnung schreiben dürfe; das sei eben der Mensch, der den Jammer überallhin trage.

Das konnte ich natürlich nicht gelten lassen. Denn ist es nicht so geordnet, daß wir Menschen, wenn wir — wenigstens unter unserem Himmelsstrich — unserer Leibesbeschaffenheit gemäß leben wollen, Fleisch essen müssen? Es gebe auch Vegetarianer, wandte der Mönch ein; er selber esse wenig Fleisch. Auch in diesem Falle, sagte ich, sei für die Einrichtung der Schöpfung wenig gerettet. Wenn dann das Umbringen der Tiere durch das Schlachtmesser zwar wegfalle, so bleibe doch in der ganzen großen Schöpfung die Thatsache übrig, daß ein Tier vom anderen sich nähre, dem Leben des Mitgeschöpfes nachstelle und daher Wald und Flur, wie schön sie auch äußerlich dem Auge erglänzen, heimlich voll seien von Angst der schwächeren, von Mordlust der stärkeren Tiere und von Qual und erbarmungslosem Würgen. Der Affekt, mit dem

ich dies alles, was ich sprach, empfand, riß mich sogar zu einigen Versen hin, die ich dem Kapuziner für Verse Lord Byrons ausgab, um ihn weniger zu verletzen, als dies der Fall gewesen wäre, wenn er gewußt hätte, daß diese ihm blasphemisch vorkommenden Worte soeben an seiner Seite entstanden seien. Ungefähr so lauteten sie:

Weh' ihm, Fluch ihm, der ins Buch des Lebens
Dumpfen Schmerzes Runen eingegraben,
Jedes grüne Blatt der Lebenseiche
Heimlich mit dem Angstschweiß hat besudelt
Stummer Kreatur und ihrem Herzblut!

Der Mönch sagte erst nichts. Da wir aber soeben über das Höhlenthor hinaus gelangt waren und den letzten Anstieg vor uns hatten, legte er plötzlich seine linke Hand auf meinen Arm und wies mit der Rechten bergan. Indem ich der Richtung seines ausgestreckten Armes folgte, sah ich über der Hügelsteile vor uns, scharf vom Horizont sich abhebend, ein außerordentlich großes Holzkreuz stehen, das jeder Besucher des Berges kennt. Es ist gleichsam das Weihekreuz dieser ganzen Alp und weithin sichtbar.

Was der Kapuziner mit seinem Hinweis auf das Kreuz sagen wollte, hätte ich auch ohne Worte verstanden. Aber er wünschte recht deutlich zu sein und sprach daher: Es ist wahr, daß die Welt in all ihrer Schönheit voll Qual und Schmerz ist. Sie gleicht einem prächtigen alten Ritterschloß. Die meisten sehen nur dessen stolze Türme und Zinnen, die lustigen Wimpel und die flatternden bunten Fähnlein und die hohen Balkone mit den schönen Frauen; aber in der Tiefe ist das Burgverlies mit Folterkammern voll Stöhnens und nie vom Licht geschauter Qualen. Aber was wollen Sie klagen, wenn Gott nicht nur die Kreatur, sondern sich selbst ans Kreuz geheftet hat? Blicken Sie empor zu diesem heiligen Sinnbild

unseres Glaubens und erkennen Sie in ihm die höchste Weihe jedes Schmerzes.

Einen Augenblick blendete das schöne Feuer, mit dem der Mönch diese Worte sprach, meinen Verstand und das umsomehr, als ich den Gott, der sich selbst ans Kreuz heftet, mir pantheistisch auslegte, wie er fortwährend in jedem leidenden Geschöpf diese seine Kreuzesqual fortsetzt. Aber dann schien mir dieser Gedanke, der einem François Coppée vielleicht zum schönen, sentimental-pathetischen Schluß eines Gedichtes genügt hätte, doch kein rechter logischer Abschluß unserer Unterredung. Verehrter Pater, sagte ich, was Sie da vorbrachten, klingt erhaben und fromm. Aber Herz und Verstand in übereinstimmendem Duett singen in mir ein anderes Lied, das diesen Text hat: Möchte doch der liebe Gott sich keine Kreuzesqual auferlegt, dafür aber auch aller Kreatur sie erspart haben; möchte er doch mit den Weltkugeln spielen und von den Engeln sich himmlisch vorsingen und vortanzen lassen, und überhaupt so grenzenlos glücklich sein, als das die schönste Phantasie eines Gottes nur ersinnen mag; möchte aber auch auf Erden wirklich ein Wohlgefallen sein jedes Wesens an seinem Leben. Was hilft das Marterholz eines gestorbenen und dann wieder auferstandenen Gottes den Millionen zu Tode geschundener Pferde, den auf jede schreckliche Art im großen Mörser der Natur zerstampften unvernünftigen Geschöpfen? Wir stehen da immer wieder vor dem unlösbaren Rätsel, daß ein Wesen, das wir uns als allmächtig denken, leider nicht allgütig war, oder daß ein allgütiges Wesen leider nicht die Allmacht hatte, seine Güte an der Welt zu erfüllen.

Letzteres ist der Fall — sagte der Kapuziner. Der Teufel hat darein gespuckt. Ich weiß wohl, daß heute sogar viele Katholiken, geschweige Protestanten und Ketzer, wie Sie einer

sind, an den Teufel zu glauben für ein recht geistiges Armutszeugnis halten. Aber wie wollen Sie, lieber Herr, aus der Klemme kommen, daß Gott gut und die Welt in vielen Teilen traurig und verpfuscht ist? Doch ist es eben, wie es einmal der Dichter Schiller gesagt hat: „Den Teufel spürt das Völklein nie, und wenn er es am Kragen hätte.“

Es ist zwar Goethe, der das gesagt hat, bemerkte ich; aber jedenfalls ist etwas Wahres in Ihren Worten. Wenn wir unser sittliches Gefühl nicht über Bord werfen, unser Mitleid nicht als Unsinn erklären wollen, so werden wir schwerlich jemals über die Wahrnehmung hinauskommen, daß bei der Schöpfung irgend eine Hemmung muß stattgefunden haben. Und wenn Sie diese Hemmung oder ihren Urheber Teufel nennen wollen — ich habe wenigstens nichts dagegen.

Dieses Zugeständnis freute den frommen Mann sichtlich und da er von hier noch weiter mußte gegen Rigistaffel und von dort wohl zum Klösterli Mariä im Schnee, trennten wir uns nahe beim Kaltbad und schieden recht herzlich von einander. Im kalt vornehmen Hotel blieb ich übrigens nur ein knappes Stündchen und sann auf der großen, wirklich imposanten Terrasse bei einem Schoppen Tiroler der vorangegangenen Unterhaltung nach, während der Blick Land und See in großen Weiten umspannte, und das Herz den glorreichen Sonnenuntergang mit einem halb wonnevollen, halb noch leidbeschwerten Seufzer genoß.

7.

Wie man vom Vierwaldstättersee nach dem Brünig und von da nach Interlaken, Lauterbrunnen und Mürren gelangt, darüber ist nicht viel zu sagen, da in jedem Sommer Tausende diese gefällige Tour machen. Und doch hat wieder jeder nicht

nur seine eigenen Augen, sondern trifft auch auf besondere Umstände, die der Fahrt einen neuen Reiz geben. Da lag z. B. früh morgens auf dem Vierwaldstättersee dichter Herbstnebel, durch den der Dampfer mit etwas gemäßigter Schnelligkeit fuhr. Jetzt setzte ein kräftiges Lüftchen ein und fegte den Nebel aus dem Tannenwalde, der vom Bürgenstock herab das steile Ufer bis an den See hinunter schmückt. Eben fuhren wir dicht an diesem Ufer vorüber und dunkelgrün war die um die Felsen spielende Flut, dabei die Aussicht noch nach allen Seiten eingeschränkt, denn auf der Mitte des Sees wollte der Nebel noch nicht weichen. Man konnte glauben, in einem norwegischen Fjord zu fahren. Bei Stansstad jedoch wurde auf einmal oben der blaue Himmel sichtbar, dann auch sogleich die Kuppe des Pilatus, und jetzt drang die Sonne durch und beleuchtete alles Land und Wasser. Föhn regierte. Wie gewaltig schlugen die Wellen bei dem alten Turm in Stansstad ans Ufer, während die letzten Nebelfetzen im Schilf sich festzuhängen suchten, aber auch dort keinen Unterschlupf fanden vor dem unerbittlichen Morgenwind. Jetzt weiter mit dem anderen Dampfschiff nach Alpnach. Fast ausschließlich mit Engländerinnen ist es befrachtet. Einige nehmen in Alpnach die Pilatusbahn, die meisten fahren mit uns auf den Brünig. Durchs schöne Nid- und Obwalden ging's im Flug. Man sieht doch herzlich wenig von Land und Leuten in solcher Eisenbahn, wenn nicht etwa einmal ein Pfarrherr mit diplomatischer Nase oder ein hübsches Bauernmädchen einsteigt. Wie anders war das vor zwanzig Jahren, als ich vom Brünig her durch diese Gegend zu Fuß wanderte und mit dem aus Amerika heimkehrenden Giswyler-Bürger manche Wegstunde durch Gespräch verkürzte.*) Nun, glücklicherweise hatte ich meine Fahrkarte nur bis auf die Brünighöhe ge-

*) In Osenbrüggens „Wanderstudien" ist dasselbe mitgeteilt.

nommen. Von dort konnte ich wieder die alte heimelige Straße unter die Füße nehmen, nachdem ich zuerst noch den in der Nähe des Bahnhofes eingepferchten alten und jungen Bernhardiner Hunden einen Besuch abgestattet und mich besonders an zweien dieser Tiere gefreut hatte, weil sie Alexander und Diogenes spielten. Der eine lag nämlich in einem veritablen Fasse, während der andere kontemplativ vor ihm saß, und der cynische Philosoph im Faß schien wirklich zu wünschen, daß ihm Alexander aus der Sonne gehe; es wäre für einen Hundemaler ein lustiges Genrebild gewesen.

Wie angenehm es sich wieder auf der guten Straße, die sich freundlicherweise so oft wendet, hinabtrottete! Bald hat man das Oberhasli vor sich und drüben den rauschenden Oltschibach, der noch immer so sein Wasser in die Tiefe schickt wie vor mehr als hundert Jahren, als Goethe es der Mühe wert fand, des Namens dieses Alpbaches in einem Briefe an Charlotte v. Stein zu erwähnen; bald, bei einer Felsenecke, sieht man zum erstenmale wieder den Brienzersee. Und dann wieder geht's durch einen Tannenwald, der mit dem würzigen Duft der jungen Sprossen Entschädigung gewährt für die von ihm geraubte Aussicht.

Am Bahnhof unten aber setzte ich mich doch ganz gern in den Bahnzug, der nach Brienz hinabfuhr, und nachher noch lieber auf das Dampfschiff. Seltsam, daß man dieses wohlige Hingleiten auf dem schönen See durch eine Uferbahn ersetzen oder doch beschränken will! Mit besonderer Wehmut erfüllte mich im Gedanken an diese Bahn, wenn sie am linken Ufer sollte gebaut werden, der Blick auf die herrliche Waldung, die vom Gießbach weg bis über Iseltwald hinaus den ganzen Berg bis dicht ans Wasser hinab bedeckt. Soll wirklich durch dieses grüne Meer von Tannenwipfeln jemals die häßlich einschneidende, gerade Linie eines Bahnkörpers gelegt werden?

Und sollen diese Wipfel sich neigen, diese Waldesschatten sich lichten, um Holz zu liefern für den Bahnbau und für den Betrieb? Ein junger Freund, der soeben von einer kühnen Fahrt mit einem Arbeiterzug der Brienzer Rothornbahn herkam und folglich eher gestimmt war, für Bergbahnen zu schwärmen, gab mir doch zu, indem er sich in die stille Betrachtung dieses edeln Bergwaldes vertiefte, daß es eine arge Barbarei wäre, diesen Naturzauber zu zerstören.

Die Fremdenindustrie setzt überhaupt uns Einheimische in verschiedener Weise in Nachteil. Es ist z. B. doch ein wenig hart, daß man im Kurgarten zu Interlaken für ein Gläschen Kirsch von recht mäßiger Güte vierzig Centimes bezahlen muß. Noch manche befremdende Eindrücke gewann ich dort an jenem Abend; nur einen will ich erwähnen, wie nämlich, nachdem die Musik soeben die vom Kapellmeister für Orchester und Klavier geschickt arrangierte Mondscheinsonate von Beethoven vorgetragen hatte, im nächsten Augenblick ein scharfes Klingelzeichen dieselben Leute, welche noch ganz aufgelöst schienen im Nachgenuß des edeln Tonstückes, hinein rief in den Spielsalon zum Hazardspieltisch der „petits chevaux."

Mit diesen letzten Bemerkungen hat sich der „Urlaubbekränzte" Wanderer in verhängnisvoller Weise den Gedankengängen seines journalistischen Berufes genähert. Und so mag es höchste Zeit sein, diese Ferienerinnerungen zu beschließen. Schon ist für das Hochgebirge der Jahresabschnitt angebrochen, den Haller in seinen „Alpen" in folgenden Worten poetisch beschreibt:

Hat nun die müde Welt sich in den Frost begraben,
Der Berge Thäler Eis, die Spitzen Schnee bedeckt,
Ruht das erschöpfte Feld nun aus für neue Gaben,
Weil ein krystall'ner Damm der Flüsse Lauf versteckt,
Dann zieht sich auch der Hirt in die beschneiten Hütten,
Wo fetter Fichten Dampf die dürren Balken schwärzt.



Und der Stadtbewohner kehrt um so leichteren Herzens zu seinesgleichen zurück, als die Stadt, die seine Heimat geworden ist, an gar manchem hellen Wintertag ihm die volle Herrlichkeit jenes mit Eistürmen gepanzerten, völkerscheidenden Alpenwalls enthüllt und damit die strahlende Verheißung auch künftig sich erneuernden Wanderglücks auf jenen Höhen und jenseits derselben.





Spätsommertage im Jura.

1892.

1.

Es ist immer etwelche Verführung durch die Phantasie im Spiel, wenn ich mein Reiseziel wähle. Für den Jura steckte mir der Angelhaken der reizenden Lockung schon lange im Schlund. Komischerweise hatte mir's ein gemaltes Bahnhofplakat angethan. Vor einigen Jahren, als die Bahn nach Vallorbe und weiter hinauf nach Le Pont am Lac de Joux eröffnet wurde, sah man auf unsern Bahnhöfen ein Reklamebild für diese Gegend, das ich in letzter Zeit nirgends mehr finden konnte. Es war besser komponiert als die meisten seinesgleichen. Namentlich waren darauf Gerätschaften des Fischfangs und ein paar Lachsforellen in sehr gefälliger Weise dekorativ verwendet; dann sah man auf dem zugefrorenen See, an dessen unterm Ende der Bahnzug in nebelhafter Ferne vorüberhuschte, bei winterlicher Abenddämmerung Schlittschuhläufer und -Läuferinnen ihre Kreise beschreiben, irgendwo schwebte um eine Felszacke ein großer Raubvogel, kurz, das ganze Bild machte eigentlich den Eindruck, als ob es zur Fahrt in ein Land des winterlichen Sports par excellence,

etwa nach Kanada oder doch wenigstens nach Hochschottland, einladen wollte. Indem ich nun erwog, daß dieses Kanada oder dieses Hochschottland waadtländischer Jura und von Bern aus in wenigen Eisenbahnstunden erreichbar sei, wunderte ich mich ein paar Jahre lang im Stillen, warum ich dem wunderbaren Land immer noch keinen Besuch abgestattet hatte, bis endlich in diesem Herbst diese Verwunderung sich in einen plötzlichen Entschluß und in die entsprechende Thathandlung umsetzte.

Aus dieser Mitteilung mögen Verkehrsvereine und andere Leute, die sich mit Menschenjagd (sogenannter Fremdenindustrie) abgeben, erkennen, daß Reklamebilder auf Bahnhöfen wirklich etwas nützen, wenigstens wenn sie gut sind und der Beschauer ein empfängliches Gemüt besitzt. Und wenn man dagegen etwa sagen dürfte: Ja, was macht denn das dem Jura für einen Nutzen aus, wenn Sie einziger Tourist in romantischer Gemütsverfassung da und dort in Wirtshäusern ein paar Schöpplein trinken und entsprechende Fränklein zurücklassen? — so antworte ich darauf nicht nur mit dem Hinweise, daß noch ein lieber Freund, der die ganze achttägige Tour mitmachte und mit seiner Dufourkarte bald der eigentliche Führer und Reisemarschall wurde, mich in solchem Treiben ausdauernd unterstützte, sondern stolz mit der Bemerkung, daß wir, wir zwei ganz allein, an den meisten Orten die Saison verlängert haben als späte Nachzügler, also auch zugleich als wandelnde Exempel für die Thatsache, daß man besonders im Herbst im Jura sehr angenehm spazieren geht, was nun des weitern hier ausführlich soll geschildert werden.

Mit dichter Benebelung, aber nur der Gegend, begann am letzten Septembermontag früh unsere Fahrt von Bern über Freiburg und Yverdon nach Orbe. Ließ sich draußen

vor den Waggonfenstern keine große Aussicht gewinnen außer etwa auf ein paar weidende Kühe und einige Büblein, die am Waldessaum in der Nähe der Bahnlinie ihr Hirtenfeuer lustig flackern ließen, so gelang mir eine desto gründlichere Einsicht in die „Eisenbahn-Reise-Unfall-Versicherung“ der Basler Lebensversicherungsgesellschaft. Ich hatte nämlich meinen Obolos, ein Zehnrappenstück, dem auf dem Berner Bahnhof aufgestellten Automaten dieser Gesellschaft in den Rachen geworfen und dafür richtig mein bis am andern Tag mittags 12 Uhr geltendes Versicherungsbillet, auf 5000 Fr. lautend, von der gütigen Maschine erhalten; dasselbe war aber in die gedruckten Versicherungsbedingungen gewickelt, die zu studieren mir nun der Nebel genügende Muße gewährte.

Ich erkannte zunächst, daß ich bis zu genannter Frist für ganz Europa versichert war, was mehr ist, als der russische Zar von sich behaupten kann. Auch pries ich mich glücklich, nicht eine Person unter 12 oder über 70 Jahre zu sein; denn solche sind von der Versicherung ausgeschlossen. Dann las ich mit etwelcher Gänsehaut den Preiscourant menschlicher Gliedmaßen. Mausetot bleiben muß man, oder wenigstens beide Augen, oder beide Arme, oder beide Hände, oder je einen Arm oder eine Hand und dazu einen Fuß verlieren, um die 5000 Franken zu bekommen. Gänzlicher Verlust des rechten Armes oder der rechten Hand gewährt nur noch Anspruch auf 2500; wer links ist, ist bös daran, denn die betreffenden linken Gliedmaßen werden nur mit 1000 Franken vergütet, mit 500 ein gänzlich verlorenes Auge oder der Bruch beider Beine u. s. w., mit 250 der gänzliche Verlust von wenigstens drei Fingern derselben Hand u. s. w. Der Rumpf ist wesentlich geringer gewertet als die Glieder; für eingedrückte Rippen, gebrochenes Herz u. dergl. ist gar nichts angesetzt; nur wird ein Taggeld von Fr. 2.50 im

Maximum vierzig Tage lang ausbezahlt, wenn man infolge des Unfalles auf der Eisenbahn oder einem ähnlichen Verkehrsmittel arbeitsunfähig geworden ist. Dafür kann aber ein Reisender auf der gleichen Reise mehrere Versicherungsbillette à 5000 Fr. erwerben, vier, wenn er erster Klasse, drei, wenn er zweiter, nur zwei, wenn er dritter Klasse fährt, was zu interessanten Erwägungen über die unterschiedliche Sicherheit der drei Wagenklassen anregt.

Indessen nützen diese Versicherungsbillette gar nichts, wenn nicht längstens zehn Tage nach dem Unfall der Versicherte oder seine Hinterbliebenen einen eingeschriebenen Brief an die Gesellschaft gelangen lassen, einen Brief mit Bericht des behandelnden Arztes und mit genauesten Angaben über alle Verhältnisse des Unfalls nebst Bescheinigungen des Zugführers und des nächsten Stationsvorstandes und wenn der Beschädigte den ärztlichen Anordnungen nicht Folge leistet oder wenn er oder seine Rechtsnachfolger oder andere Personen mit seiner Mitwissenschaft der Gesellschaft unrichtige, die Thatsachen entstellende Angaben machen. Und endlich muß das vom Automaten gespendete Versicherungsbillet, um gültig zu sein, die Unterschrift des Versicherten tragen und der der Unglücksstelle nächste Stationsvorstand muß bescheinigen, daß der Verunglückte wirklich im Besitz eines solchen mit seiner Unterschrift versehenen Billets gewesen sei. Es ist daher ratsam, nicht erst, wenn die Lokomotive die bekannten drei Notpfiffe ertönen läßt, bei denen verständige Reisende ihre Beine in die Höhe zu ziehen pflegen, in allen Taschen nach einem Tintenstift oder einem Reißblei zu suchen oder den Nachbar darum zu bitten, um das Billet mit Namensunterschrift zu versehen, sondern man muß das sofort nach Empfang desselben ausführen, da ja schon beim Ausfahren aus der Station der Unfall sich ereignen kann und man vielleicht nachher die

Hand nicht mehr besitzt, mit der man das Billet unterschreiben könnte.

Als ich alle diese Klauseln gelesen und mich auch überzeugt hatte, daß die Versicherung durch ganz Europa nur die ohnehin entschädigungspflichtigen Eisenbahnen und Dampfschiffe, nicht aber die Posten einschließt, die in der Schweiz meines Wissens eine Entschädigungspflicht nicht anerkennen, fand ich, es sei immerhin 10 Centimes wert, sich bei dichtem Nebel die Einsicht in so interessante Versicherungsbedingungen zu verschaffen, wäre es auch nur, um den Verstand zu üben an einem realen praktischen Objekte.

Jetzt aber kamen wir zwei Reisende auf ein romantischeres Kapitel, nämlich auf die Frage, ob Königin Bertha von Burgund nach Männerart rittlings — „gritti-grätti" wie es mundartlich heißt — im Sattel gesessen sei oder nach Art der Reiterinnen von heute. Veranlassung gab der kurze Aufenthalt auf der Station Payerne, den wir als gewissenhafte Reisende zu einem raschen Trab ins alte Städtchen hinein benützten, um ein Aug voll herrlicher Kirchenarchitektur mitzunehmen. Zwar ist die um die Mitte des zehnten Jahrhunderts von Königin Bertha hier in romanischem Stil erbaute Kirche längst ein schnöd in Magazine u. dgl. verwandeltes Gebäude, aber noch immer spricht ihr hohes, stolzes, edles Chor ergreifend zum Gemüt des Beschauers. Unter dem Turm der alten Abtei wurden im Jahre 1817 Gebeine gefunden, die man — ich weiß nicht, an welchen Merkmalen, vermutlich infolge der Inschrift einer Grabplatte — als diejenigen der Königin Bertha, ihres Gemahls Rudolf II. und ihres Sohnes Konrad erkannte und in der Stadtkirche neuerdings ehrbarlich begrub. In dieser Kirche werde auch der Sattel der Königin gezeigt, ein Sattel mit einem Loch für den Spinnrocken, da Königin Bertha auch reitend zu spinnen

pflegte. Leider haben wir diesen Sattel nicht zu sehen bekommen, da die fünfzehn Minuten Aufenthalt in Payerne nicht genügt hätten, ein so ehrwürdiges Altertum gebührend zu würdigen; folglich mußten wir die oben erwähnte Frage unentschieden lassen.

In Yverdon war's Mittag und also die passende Zeit, uns nach der experimentalen Methode der exakten Wissenschaften zu überzeugen, daß die dortige Bahnhofrestauration für unvermutete Gäste vortrefflich eingerichtet ist und rasch ein feines Essen zu liefern versteht. Mittlerweile speiste auch die Sonne zu Mittag und machte vollständig reinen Tisch mit den Nebeln; von Neuenburg her fuhr der erste Nachmittags-Schnellzug ein, den wir zwei Stationen weit, bis Chavornay, benützten.

Diese Station liegt in einer in früheren Zeiten jedenfalls einen einzigen großen Sumpf bildenden, jetzt von Kanälen durchzogenen, gegen den Neuenburgersee abfallenden kleinen Tiefebene. „Les Hollandaises“ heißt nicht umsonst an einem dieser Kanäle eine Stelle, wo vermutlich eine Schleusenanlage angebracht ist. Man befände sich hier in einer holländischen Gegend, wäre das eben in der Schweiz möglich. Aber nur eine starke Halbstunde westlich erhebt sich in übereinandergelagerten Wellenlinien der langgestreckte Höhenzug des Jura, an dessen untere Hügelabdachung wohl schon zu Zeiten der Römer die Menschen ihre Wohnsitze verlegten, ganz wie in der toskanischen Ebene die alten etruskischen Städte und Burgen auch immer auf den Höhenzügen liegen, um die Fieberluft der sumpfigen Ebene zu vermeiden. Von diesen Ortschaften dort drüben grüßte uns im Strahl der Septembersonne vornehmlich Orbe, das altertümliche, von weitem recht ansehnliche Bergstädtchen, das, wie noch ein paar gewaltige Rundtürme seiner Schloßterrasse beweisen, im frühesten Mittel-

alter Hauptstadt von Klein-Burgund war, übrigens vorher schon römische Niederlassung. So wurde eine halbe Stunde außerhalb Orbe ein römischer Mosaikboden aufgedeckt und über ihm zu seinem Schutz ein kleines Gebäude aufgeführt, so daß, was die Konservierung solcher Altertümer betrifft, Goethe nun nicht mehr (wie am 21. Oktober 1779 aus Moudon an Frau von Stein) schreiben könnte: „Die Schweizer traktieren so etwas wie die Schweine.“ Leider hatten wir nicht Zeit, diesen Mosaikboden zu besichtigen, da unser Nachmittagsprogramm noch ein sehr großes, bis nach Le Pont am Lac de Joux reichendes war.

Zunächst also marschierten wir, unter Verachtung eines bereitstehenden Postomnibusses, in der recht beträchtlichen Sommerhitze auf Orbe zu; wäre aber bereits der Schienentram in Betrieb gewesen, den wir im Bau begriffen fanden, so würden wir uns ihm nicht ungern anvertraut haben. Denn nur die wunderhübsche Aussicht auf das so malerisch am Bergfelsen gelegene Orbe gab der Wanderung auf gewöhnlicher sonnebeschienener Landstraße einigen Reiz. Einer der kleinen Bäche, die wir überschritten, heißt „Talent“ (le Talent); jedenfalls ist er hier bereits ein etwas phlegmatisch gewordenes Talent, das seine kühneren Sprünge hinter sich hat. Wir fanden daher keine Veranlassung, das spirituelle Genie unserer beiden Feldflaschen, Kirsch und Cognac, gegen dieses wässrige Talent zu vertauschen.

Auf die Frage, ob Orbe von Orbis (der Kreis) oder Urbs (die Stadt) seinen Namen ableite, würde Karlchen Mießnick vom „Kladderadatsch“ jedenfalls mit bekannter Geistesgegenwart antworten: „Von beiden; Kreisstadt!“ In gewissem Sinne hätte er auch ganz recht; ich denke nämlich, die Stadt heiße nach dem Fluß und der Fluß wirklich nach Orbis, weil die Orbe in einem merkwürdigen Kreislaufe diese

Gegend durchfließt. Sie bildet dicht bei der Stadt selbst eine tiefe Schlucht — überhaupt sind tiefeingeschnittene Thäler und Schluchten für die Orbe und die andern Juraflüsse charakteristisch — und in dieser Schlucht sind allerlei Kunstbauten ausgeführt, Aufdämmung des Wassers zu einem tiefgrünen Teich, Brückenbogen u. dgl., so daß der Blick von der hochgelegenen Straße in diese reich mit Bäumen bepflanzte enge Tiefe ein überaus erfrischender ist.

Den Charakter eines Städtchens hat Orbe noch immer, aber eines vom Verkehr seitab liegenden. Sein schönster Punkt ist die schon von weitem sichtbare Schloßterrasse mit ihren bereits erwähnten alten Türmen und der Lindenpromenade, von wo man die weite Ebene überschaut bis zum Neuenburgersee und weiter. An derselben Bergabdachung, auf welcher Orbe liegt, gewahrt man überm Neuenburgersee ein besonders stattliches Schloß, Champvent.

Ich habe auf der Schloßterrasse von Orbe, obwohl die helle Nachmittagssonne das weite herbstliche Land golden verklärte, doch Geister gesehen. Denn hier unten soll sich der letzte, schauerliche Akt eines langen, blutigen, historischen Dramas abgespielt haben, dies in den Zeiten des frühen Mittelalters, als Orbe noch Hauptstadt von Klein-Burgund war und jene Schloßtürme, die als altersgraue Gespenster die Jahrhunderte überdauert haben, als Neubauten die Ebene beherrschten. Die Greisin Brunhild, die Merowingische Königin, wurde hier hingerichtet. König Clothar, der Sohn Fredegundes, ließ die grimmige Feindin seiner Mutter drei Tage lang foltern, dann auf einem Kamel schimpflich durchs Lager führen, zuletzt an den Schweif eines Pferdes binden, das sie elend zu Tode schleifte. Wenn der Boden, den eines edeln Menschen Fuß betrat, gemäß einem Dichterwort für alle Zeiten geweiht ist, so scheint allerdings auch ein Fluch

zu lasten auf einer Gegend, wo so Grauenvolles verübt wurde. Und doch — wenn zwei, drei Kinder über denselben Acker schreiten, der einst das Blut des unglücklichen Weibes trank, und sie halten sich an den Händchen und singen mit dem Himmel zugewandten lieben, pausbäckigen Gesichtern ein gedankenloses: Lou=lou=lou in die sommerlich warme Luft hinaus — dann scheint auch solches Land entsündigt. Und es ist gut, daß wir diese Empfindung haben, denn wo auf Erden dürften wir sonst ohne Zagen stehn? Sind es auch nicht überall große Gestalten der Geschichte, die Gewaltthat verübten oder an denen solche begangen wurde, so huschen doch durch alle Städte, Dörfer und Weiler der Menschen Schatten einer unseligen Vergangenheit und wahr ist jenes schöne Gedicht C. Spittelers von dem „Weihwasser“ und dem „Segen“, die nirgends einen unentweihten Ort finden konnten:

Da sprach das Weihwasser: „Ich seh', ich seh'
Auf Erden kein Plätzchen, wohin ich auch späh',
Das nie eine Thräne benetzt hat.“
Und der Segen, der sprach: „Ich such', ich such'
Einen Fleck, einen kleinen, den nicht der Fluch,
Den nicht der Mord schon besetzt hat.“

* * *

Von Orbe ging's zu Fuß in südwestlicher Richtung nach Croy, über ein paar mäßige Hügel und allerdings meistens auf Landstraße bei beträchtlicher Sonnenglut, was jedoch, wenn es wie in unserm Falle nur ungefähr zwei Stunden währt, nicht viel auf sich hat; im Gegenteil, man freut sich, auch gegen Hitze sich abzuhärten und ertappt sich wohl gar noch auf dem Wunsche, für den kommenden Winter einige Sonnenwärme in Vorrat einsaugen zu können. Immerhin

waren wir zufrieden, als wir Croy, Eisenbahnstation für Vallorbe, erreicht hatten und nun, unter Zurücklassen unserer Tornister, noch Zeit fanden, vor Abgang des Abendzuges einen kleinen Abstecher in ein kühles Seitenthal zu machen, woselbst, nur etwa zwanzig Minuten von Croy entfernt, die ehemalige Benediktinerabtei Romainmotier liegt.

Friedlich idyllische Winkel gibt es ja in unserm Lande glücklicherweise noch recht viele; wo aber gleich wieder einen Ort, wo, wie hier, uralte Kunst, die unsere Phantasie in ferne geschichtliche Vorzeit zurückleitet, sich mit den sanftesten, lieblichsten Reizen einer pastoralen Landschaft vereinigt? Der kleine Bach, der durch dieses schmale Wiesenthal unter hohen Erlen und Ulmen dahinfließt — unwillkürlich nennt man ihn einen Nachtigallenbach und denkt des zweiten Satzes der Beethovenschen Hirtensymphonie. Und nun kommen wir, der in der Höhe an der einen Hügelabdachung sich hinziehenden, von Nußbäumen beschatteten Straße folgend, zur Ortschaft selbst, die unter uns fast wie in einem Trichter liegt, die wenigen Häuser im Halbkreis um das uralte Benediktinerkloster und seine Kirche geordnet. 753 wurde dieses Kloster gegründet, also noch unter Pipins Herrschaft, noch fünfzehn Jahre, bevor Karl der Große die Krone aufsetzte. Damals mochte wohl weithin alles Land bewaldet sein, und so lag dieses Kloster in geheimnisvoller Waldeseinsamkeit, die ihm manchmal zu gut kommen mochte, wenn wilde Kriegsstürme draußen im offenen Lande die Welt durchbrausten. Und wenn etwa doch eine nach Beute umherschweifende, zuchtlose Horde sich in dieses Waldthal verlor, dann fand sie hier einen festen Bau mit doppelten hohen Mauern, Türmen und Thoren, der leicht einer Belagerung ohne schweres Geschütz trotzen konnte. Die halbverfallene Klosterkirche in ernstestem romanischem Stil ist wohl nicht gleich von Anfang so erbaut

worden, wie sie jetzt düster und imponierend dasteht; sie mag ein paar Jahrhunderte jünger sein als die Gründung des Klosters, doch ebenfalls mit ihren schweren Steinpfeilern und der finstern Wölbung ihres Portals ein echtes Werk des Mittelalters; unwillkürlich denkt man an büßende Kaiser und Könige, die in solchen dunkeln Gängen vor asketischen Priestern sich demütigten. Während der Reformation wurde das Kloster aufgehoben (1536), was man auch als Protestant bedauern kann, da diese Aufhebung Verfall bedeutete. Ländliche Ackergerätschaften, Feldfrüchte sind in den noch erhaltenen Räumen des Klostergebäudes untergebracht, einige sind auch als Wohnungen eingerichtet. Es ist eben das Recht der Lebendigen, über der Gruft einer großen Vergangenheit sich der eigenen, kleinen behaglichen Gegenwart zu freuen. Und schließlich vermehrt vielleicht auch hier der Gegensatz der alten, grauen, geisterhaften Kirche, dieses in die Neuzeit hereinragenden Gespenstes des Mittelalters, zur naiven hellen Gegenwart den Reiz des romantischen Erdenwinkels. Wenn man wieder hinaustritt aus der Dämmerung des düstern Baus und nun die mit blauem Rittersporn, Dahlien und Astern prangenden, von Reseda duftenden Gärtchen der heutigen Bewohner Romainmotiers um die Kirche herum gelagert sieht, auf der steilen Straße der kleinen traulichen Ortschaft glücklich unbefangene spielende Kinder bemerkt und Kätzchen, die im Abendsonnenschein unter der Hausthür ihren Pelz glatt lecken, dazu aus dem nahen Wald und von den Feldern her, wo sie eben am Nußschwingen sind, hie und da ein Jauchzen vernimmt und die Glocken weidender Kühe, dann findet man alles so, wie es ist, harmonisch und gut, die Ruine der Vergangenheit sowohl wie das Leben der Gegenwart. Das aber fragte ich mich im Stillen, ob wohl dereinst der von Jugend auf ihm gewährte Anblick dieses vorzeitlichen edeln

Bauwerkes in irgend einem vielleicht noch nicht zur Welt gekommenen künftigen Bürger Romainmotiers etwas Großes, Schönes reifen werde, Lust zur Architektur oder zu andern bildenden Künsten, eine Dichterseele oder einen Geschichtsschreiber? Denn das ist oft der Segen solcher Denkmäler alter Zeit, daß sie in jungen Herzen die Sehnsucht nach großen, ungemeinen Dingen wecken, das Auge an edle Form gewöhnen und den Geist über die Kleinlichkeit des Alltäglichen emporheben.

Den gut benützten Nachmittag beschloß für uns eine bezaubernde abendliche Eisenbahnfahrt von Croy nach Vallorbe. Das Bezaubernde liegt in dem Blick, den man, während die Bahn stetig steigt, auf die durch die Thaltiefe sich hinziehende, unbeschreiblich wilde und phantastisch eingerissene, dabei aber schön bewaldete Orbeschlucht gewinnt. Jenseits dieser Via mala des waadtländischen Jura liegen auf hohen, freien Bergeshalden, deren Gipfel von Waldung gekrönt sind, die Dörfer Lignerolles und Ballaigues und dicht über der Schlucht, als nun schon die Abenddämmerung die Fernsicht schwieriger machte, leuchteten die Feuer einiger Kalköfen herüber. Vallorbe, die gewerbfleißige, große und freundlich gelegene Ortschaft, konnte uns doch nicht zu längerem Verweilen einladen, da noch an diesem Abend ein letzter Zug nach Le Pont am Nordende des Lac de Joux hinaufging. Freilich war es nun bereits völlig dunkel; wir konnten während der Fahrt nur bemerken, daß wir uns auf einer echten Bergbahn befanden und fast immer über herrlicher Waldung langsam emporgehoben wurden, trösteten uns aber über das, was uns an diesem Abend entging, da wir bestimmt vorhatten, bei der Rückkehr diese ganze Tour von Le Pont nach Vallorbe zu Fuß zu machen.

2.

In der That! Eine merkwürdige Vereinigung von Hochebene, Wasser, Bergen, Felsen und Wäldern ist diese nahe der französischen Grenze gelegene Gegend des Lac de Joux. Im Engadin haben wir auch solche Seen der Hochebene, doch dort alles mit dem Charakter der Hochalpenwelt. Hier vergißt man leicht, daß man sich immerhin 1011 Meter über Meer befindet; führt doch die zwischen den beiden Wasserbecken (dem kleineren Lac Brenet und dem Lac de Joux) sich hinziehende Straße direkt nach Frankreich hinüber, das uns der Inbegriff eines ebenen Landes ist. Freilich, wir hätten nur ein paar Wochen später hier sein müssen, so würden wir schon inne geworden sein, wenigstens bei schlechtem Wetter, welcher rauhe Charakter dieser Hochebene eigentümlich ist. Während es in Bern Mitte Oktober regnete, schneite es hier. Die dominierende Jahreszeit ist hier eben doch der Winter, ein wahrhaft sibirischer Winter, der aber dieser Gegend seit einigen Jahren großen Nutzen bringt; denn fest gefrieren in jedem Winter die beiden Seebecken, und nun beginnt die Ausbeutung des Eises. Diesem Eisgewinn zulieb und noch, um die ungeheuren Waldungen der Gegend nutzbar zu machen, ist die Eisenbahn von Vallorbe nach Le Pont herauf gebaut worden. Da, wo sie am Brenetsee sich hinzieht, stehen weitläufige hohe Holzgebäude mit einer gewaltig konstruierten Vorrichtung, um das Eis direkt aus dem See emporzuheben und es mittels großer Krahnen auf die Eisenbahnwagen zu schaffen. Zu Beginn des Frühlings ist diese Eisenbahn daher Eisbahn und schleppt zu Thal, was hier oben, ohne Zuthun der Menschen, Forst und Wasser fabriziert haben, das billigste Naturprodukt, das man sich denken kann und das doch, indem es nun weit fortgeführt wird — bis nach Paris — einen

bedeutenden Wert vorstellt und im Umsatz Tausenden von Menschen Arbeit und Gewinn schafft.

Als wir am Abend anlangten und noch in der völlig nächtlichen Dunkelheit auf der Straße zwischen den beiden Seen einen kleinen Spaziergang unternahmen, kam mir wenigstens, der sich zum erstenmale hier befand, alles, was überhaupt zu sehen war, ziemlich wundersam vor. Diese nach Frankreich führende Straße, die eigentlich nur ein Damm zwischen den beiden Seen zu sein scheint, dann diese im Jouxsee tanzenden Lichter, die Reflexe der Straßenbeleuchtung und der Lichter in den Häusern der Ortschaft Le Pont, die jetzt bei Nacht wie eine Stadt mit einem Seehafen, etwa wie Luzern vor fünfzig Jahren, sich ausnahm, während sie dann am Tag ein gewöhnliches mittelgroßes Dorf war, des weitern zu beiden Seiten des Thals die Umrisse von nahen Bergen, über denen die Sternbilder des Herbstes heraufzogen, Orion und andere, endlich zu dem allem ein Rauschen wie von einem fernen Fluß, der thalwärts über steile Klippen stürzt; oder ist's der über die Wälder und den See hinstreichende Nachtwind? — das alles waren Eindrücke, über die ich mir kaum Rechenschaft zu geben vermochte, die mich aber sehr begierig machten, diese Gegend im Morgenlicht des neuen Tages zu sehen.

Einstweilen mußte ich mich noch gedulden, was übrigens so schwer nicht war, da das Abendessen im gemütlichen Gasthof „La Truite“ uns ganz angenehm über den Rest des Abends hinweghalf. Ich denke dabei nicht nur an die materiellen Genüsse, sondern mehr noch an die gute Unterhaltung, die uns ein Pariser Ehepaar mittleren Alters verschaffte. Es war ein rechtes Vergnügen, zu beobachten, wie diese echten Großstädter das nach ihren Begriffen außerordentlich wilde und rauhe Leben in diesen Bergen auskosteten. Um doch

nicht gar zu fern von aller Kultur zu sein, hatten sie nicht hier oben in Le Pont, sondern unten im Städtchen Vallorbe Wohnung genommen, fuhren aber an mehreren aufeinanderfolgenden Tagen mit der Eisenbahn am Morgen herauf und kehrten erst mit dem letzten Nachtzug in ihr Hauptquartier zurück. Alles, was sie sahen, wurde mit dem Maßstabe Paris gemessen; „à Paris“ war ihr zweites Wort. Doch äußerten sie sich keineswegs etwa mißvergnügt darüber, daß z. B. die materielle Verpflegung hier zu Lande allerdings etwas bescheidener war als in einer Boulevardrestauration in Paris; eine solche Thatsache mußte zwar festgestellt werden, wurde dann aber auch mit gutem Humor hingenommen. Von der übrigen Schweiz, von der ihnen mein Begleiter erzählte, wußten sie nicht viel, sie kamen sich schon hier im Jura sehr in der Alpenwelt vor und bezeigten eine gewisse wohlwollende mitleidige Neugier Leuten gegenüber, die so unglücklich sind, ihr ganzes Leben in der höchstens im Sommer einigermaßen interessanten Schweiz — fern von Paris! — zubringen zu müssen.

Am andern Morgen lag ganz Le Pont in so dichtem Nebel, daß man den vom Wirtshaus „Zur Forelle“ nur zwanzig Schritt entfernt liegenden See kaum sah. Wir machten uns hierüber keine große Sorge, denn wir wußten mit Sicherheit, daß wir uns bald über dem Nebel befinden würden. Hatten wir doch für diesen Morgen die Besteigung des Vaulionhorns (Dent de Vaulion) geplant, des zweithöchsten Gipfels der waadtländischen Jurakette (1488 Meter; die Dôle, der höchste, hat 192 Meter mehr).

Nun ist aber die Besteigung eines solchen Juragipfels, wenigstens wenn man sie nicht direkt von der Tiefebene aus vornimmt, sondern bereits über 1100 Meter sich befindet, natürlich keine große Sache, nicht von fern zu vergleichen

einer der anstrengenden Unternehmungen, wie schon der bescheidenste Alpengipfel eine solche voraussetzt. Demgemäß behandelten wir den Ausflug als einen gemütlichen Spaziergang, auf den das Netz zum Pilzsammeln mitgenommeu wurde, das überhaupt von da an auf unserer achttägigen Wanderung eine große, nützliche Rolle spielte.

Wir verließen also um sieben Uhr morgens den Gasthof und das Dorf, wo eben die Kuhherde zu Berg getrieben wurde. Schon nach der ersten halben Stunde kaum merklichen Steigens waren wir über dem Nebel, und nun ging unser Weg in überaus angenehmer Weise auf den von der Morgensonne beschienenen Bergwiesen, immer zwischen prächtiger Fichtenwaldung, ordentlich in die Höhe. Wenn wir bis zur Ersteigung des Gipfels etwas über zwei Stunden brauchten, so muß in Anschlag gebracht werden, daß wir eine immer reicher anschwellende Sammlung von weißen Bovisten, die auf diesen Bergwiesen prächtig gediehen, und auch von jenen am Stengel rotsaftigen Pilzen, die man Reizker nennt, zum Signalpunkt hinauftrugen. Oefter stehen bleibend, genossen wir recht von Herzen den herrlichen Morgen, dieses Funkeln der Sonne auf den noch vom Nachttau feuchten Wiesen, die lieblich warme Luft, den blauen Aether, dessen Klarheit nicht ahnen ließ, daß die weite Ebene in dichtem Nebel liege; auch der prächtigen freistehenden Tannen, kleiner Bauminseln mitten in den Matten, freuten wir uns. Tiefer im Wald machte eine Jagd sich bemerkbar. Uns hatte sich dieselbe freilich schon diese Nacht bemerkbar gemacht und zwar auf unliebsame Weise. „Hé, Cottaz!“ hatte es morgens um 4 Uhr vor unserm Gasthof aus rauher Kehle geklungen, dazu Klappern von Holzschuhen auf dem Pflaster unmittelbar unter unsern auch in der Nacht offenstehenden Fenstern. Darauf hatte im Nebenzimmer ein großer Jagdhund in

eigentümlicher Weise zu röcheln, zu stöhnen und endlich zu heulen begonnen, da er offenbar merkte, es gehe auf eine Expedition und er noch nicht sicher wußte, ob man ihn mitnehmen würde. Daß Jagdhunde bei den Norddeutschen „Schießhunde“ heißen, war mir in diesem Augenblick eine angenehme Erinnerung. Und wieder draußen die mahnende Stimme, die dem im Gasthof übernachtenden Jagdgenossen allerlei Mitteilungen über das Wetter machte und daß er sich beeilen möge, aufzustehen. Daß ich in meinem Bette den Nimroden, als sie endlich mit dem jetzt vor Freude laut bellenden „Schießhunde“ abzogen, „Waidmanns Heil!“ gewünscht hätte, kann ich nicht behaupten. Jetzt, hier oben, nahe dem Gipfel des Vaulion, machte es mir jedoch Vergnügen, die Stimme der Hunde im Wald zu vernehmen; einmal brachen ihrer vier, ein paar Dachshunde und langohrige Bracken, quer über unsern Weg, sie hatten eine Spur, aber sie müssen sie später verloren haben; denn am Abend vernahmen wir im Wirtshause, die so polizeiwidrig früh unternommene Jagd sei völlig resultatlos geblieben.

Als wir nun den Gipfel betraten, da war uns genau dasselbe Schauspiel bereitet, welches vor mehr als hundert Jahren (1779) Goethe auf dieser selben Stelle genossen hat. Er war damals einen Monat später, zu Ende Oktober, in diese Gegend gekommen. Mit seinem Herzog und unter Führung eines bernisch-waadtländischen Oberforstmeisters war er von Rolle vom Genfersee zu Pferd aufgebrochen, hatte in einem einzeln stehenden Hause am Fuße des östlichen Noirmont übernachtet; dann war die Gesellschaft andern Tags früh um den Jouxsee herumgeritten, hatte in Le Pont die Pferde zurückgelassen und die Besteigung der Dent de Vaulion unternommen.

Es darf nun die Schilderung, welche Goethe von der

Aussicht Ende Oktober 1779 entwirft, wörtlich für diejenige gelten, die wir am 27. September 1892 hatten:

„Nur die hohen Gebirgsketten waren unter einem klaren und heitern Himmel sichtbar, alle niedern Gegenden mit einem weißen wolkigen Nebelmeer überdeckt, das sich von Genf bis nordwärts an den Horizont erstreckte und in der Sonne glänzte. Daraus stieg ostwärts die ganze reine Reihe aller Schnee- und Eisgebirge, ohne Unterschied von Namen der Völker und Fürsten, die sie zu besitzen glauben, nur einem großen Herrn und dem Blick der Sonne unterworfen, der sie schön rötete. Der Montblanc gegen uns schien der höchste, die Eisgebirge des Wallis und des Oberlandes folgten, zuletzt schlossen niedere Berge des Kantons Bern.* Gegen Abend war an einem Platz das Nebelmeer unbegrenzt; zur linken in der weitesten Ferne zeigten sich sodann die Gebirge von Solothurn, näher die von Neufchâtel, gleich vor uns einige niedere Gipfel des Jura, unter uns lagen einige Häuser von Vaulion, dahin die Dent gehört und daher den Namen hat. Gegen Abend schließt die Franche-Comté mit flachstreichenden waldigen Bergen den ganzen Horizont, wovon ein einziger ganz in der Ferne gegen nordwest sich unterschied. Grad aber war ein schöner Anblick. Hier ist die Spitze, die diesem Gipfel den Namen eines Zahns gibt. Er geht steil und eher etwas einwärts hinunter,** in der Tiefe schließt ein kleines Fichtenthal ab mit schönen Grasplätzen, gleich drüber liegt das Thal Valorbe genannt, wo man die Orbe aus dem Felsen kommen sieht und rückwärts zum kleinen See ihren unterirdischen Lauf in Gedanken verfolgen kann. Das Städtchen Valorbe liegt auch in diesem Thale. Ungern schieden

* Es ist nicht zu vergessen, daß damals der Vaulion selbst ein Berg des Kantons Bern war.

** Ungefähr wie der Abfall des Niederhorns am Thunersee nach dem Justithal.

wir. Einige Stunden längern Aufenthaltes, indem der Nebel um diese Zeit sich zu zerstreuen pflegt, hätten uns das tiefere Land mit dem See entdecken lassen; so aber mußte, damit der Genuß vollkommen werde, noch etwas zu wünschen übrig bleiben."

Abgesehen davon, daß wir im nächsten Umkreis von etwa fünf Stunden die Tiefe vermutlich etwas nebelfreier hatten, als sie um einen vollen Monat später im Jahr wohl immer zu sein pflegt, stimmt, wie gesagt, diese Schilderung Goethes Punkt für Punkt mit unsern eigenen Eindrücken überein. Indem nun hier diese Uebereinstimmung hervorgehoben wird, ist die Absicht keine andere, als auch im Leser das Gefühl zu erwecken für das großartig Gleichbleibende in der Natur, für ihre göttliche Ewigkeit im Vergleich zu uns schnell vorübergleitenden Menschenschatten. Der große Dichter und sein Herzog — in den Särgen der Fürstengruft von Weimar schlafen sie seit mehr als einem halben Jahrhundert, aber wie vor hundertunddreizehn Jahren blickt jener Juragipfel über die weiten Lande, unverändert in allem Wechsel von Sonn und Nebel, die nach denselben Gesetzen wie damals das Schauspiel von Licht und Dunkel, von geoffenbarten Eisgebirgen und verhüllten Seen und Thälern aufführen.

Dieser Eindruck von der ewig bleibenden Natur wurde noch verstärkt, als wir kurz vor Sonnenuntergang am selben Tage uns in einem Schiffchen auf dem kleinern See zu der ebenfalls von Goethe ungemein anschaulich geschilderten Stelle hinüberruderten, wo der See seinen unterirdischen Abfluß hat. Goethe schreibt darüber (man findet alle diese Stellen, die ursprünglich meistens als Briefe an Frau von Stein nach Weimar gingen, in dem „Briefe aus der Schweiz" betitelten Anhang zu „Werthers Leiden"):

„Die Lage des kleinen Sees ist wie in einem eigenen

kleinen Thal, was man niedlich sagen kann.* An dem westlichen Ende ist eine merkwürdige Mühle in einer Felskluft angebracht, die ehemals der kleine See ausfüllte. Nunmehr ist er abgedämmt und die Mühle in die Tiefe gebaut. Das Wasser läuft durch Schleusen auf die Räder, es stürzt von da in Felsritzen, wo es eingeschluckt wird und erst eine Stunde von da in Valorbe hervorkommt, wo es wieder den Namen des Orbeflusses führt. Diese Abzüge (entonnoirs) müssen rein gehalten werden, sonst würde das Wasser steigen, die Kluft wieder ausfüllen und über die Mühle weggehen, wie es schon mehr geschehen ist. Sie waren stark in der Arbeit begriffen, den morschen Kalkfelsen teils wegzuschaffen, teils zu befestigen."

Nun, gerade so wie damals im Oktober 1779, „waren sie" — auch jetzt nach hundert Jahren wieder — „stark in der Arbeit begriffen" zu ungefähr demselben Zweck. Etwa zwanzig Italiener arbeiteten in den Kalkfelsen, hauptsächlich um den teilweise verstopften Abfluß zu erweitern, was mit sicherm Erfolg aber erst wird geschehen können, wenn man ihn gefunden hat. Bis dahin weiß man nur, daß durch diese Kluft das Wasser unterirdisch entweicht, aber noch ist man nicht dazu gelangt, den natürlichen Kanal zu entdecken, durch den es abfließt. Es ist ein merkwürdiges Schauspiel, das vom Seespiegel abfließende Wasser in diesem Felsenschlund oder -Trichter, in den es sich mit von weitem vernehmbarem Brausen stürzt, spurlos verschwinden zu sehen. Die in vollem Gang befindlichen Arbeiten, diese auf schmalen Schienen an langem Drahtseil auf- und abgehenden Rollwagen, von denen die hinaufgehenden den Schutt aus der Tiefe emporbringen, vermehrten in Gemeinschaft mit den Gestalten der nervigen behenden Männer des Südens das Anziehende dieses

* Ein ganz französisch gedachter Satz.

Schauspiels. Und dicht daneben der stille grüne See mit seinen Wäldern ringsum, ein paar Fischernachen auf seiner klaren Flut, in der sich der herbstliche Abendhimmel mit seinen rosigen Wölkchen und jetzt auch bereits die Sichel des jungen Mondes spiegelte — es war ein schönes Zusammenwirken erhebender und sanfter Eindrücke.

Doch mit der Abendfahrt nach den Entonnoirs habe ich in dieser Wanderschilderung zeitlich einen Sprung gemacht, der nun nachzuholen ist. Eigentlich standen wir zuletzt auf dem Gipfel der Dent de Vaulion. Es war gegen Mittag, als wir von dort wieder im Thal anlangten und rasch einen Seitenabstecher unternahmen nach einer am Jouxsee liegenden Ortschaft, die uns durch den Namen l'Abbaye lockte. Wenn wir aber gehofft hatten, hier ein zweites Romainmotier zu finden, so wurden wir sehr enttäuscht. Die ursprünglich alte Kirche der einstigen Prämonstratenserabtei hat starke Renovationen durchgemacht und ist nicht mehr sonderlich interessant; das Hübscheste war hier schließlich eine zehn Minuten hinter dem Dorfe in einer kleinen Schlucht befindliche, unmittelbar aus bemoostem Felsen mit eiskaltem und wunderbar klarem Wasser zu Tage tretende Quelle, von der wir gern und reichlich tranken.

Ein Stündchen später saßen wir in der „Truite" zu Le Pont, und bei diesem Mittagsmahl machte nun allerdings unser Gasthof seinem Namen alle Ehre. Eine so delikate Lachsforelle, wie die vor wenigen Stunden erst dem See entnommene, glaubten wir beide unser Lebtag noch nicht geschmaust zu haben. Also du hast mir nicht gelogen, kühnes Eisenbahnreklamebild mit deinen dekorativen Lachsforellen! dachte ich beim andächtigen Genuß des auf langer schmaler Schüssel mit einer gewissen Feierlichkeit aufgetragenen edeln Seegeschöpfes.

Ueberhaupt war nun für den Nachmittag der See unser Objekt, wie es vormittags der Berg gewesen war. Mit einem Miniaturdampfer, bei dessen Betreten man doch froh ist, ein wenig schwimmen zu können, machten wir eine Nachmittagsfahrt ans entgegengesetzte südliche Ende des ungefähr zwei Stunden langen, eine halbe Stunde breiten Lac de Joux. Unser Pariserpärchen, ein Herr, der den Matrosen einen soeben gefangenen prächtigen Hecht abhandelte, und irgend eine blonde Undine, die auf der ersten Station ausstieg, waren mit uns die einzigen Fahrgäste. Beide Ufer sind von niedern Höhenzügen begrenzt, von denen der westliche, etwas steilere, mit Felsen und reicher Föhrenwaldung, sich malerischer ausnimmt als die sanft ansteigenden Hügelgelände des östlichen Ufers. Ich besitze landschaftliche Bilder von Seen in Finnland, an die mich dieser Anblick erinnerte. Die warme Herbstsonne, die milde Luft, das Blau des Himmels vermehrten das Reizvolle der Fahrt. An den kleinen Haltestellen war wenig oder gar kein Verkehr. Aber hübsche Schaluppen, die da und dort am Ufer lagen, wiesen darauf hin, daß im Sommer auch dieser See seine die Ferien genießenden Stammgäste hat und zwar vorzugsweise Franzosen, natürlich auch Engländer, von letztern hauptsächlich solche, die im Waadtland leben, Studenten aus Lausanne; die eigentlichen Waadtländer hingegen ziehen ihr alpines Pays d'en haut dem Jura vor. Unser Pariserpärchen fühlte sich durch das kleine Dampfschiffchen angenehm an die „mouches“ der Seine erinnert, wußte aber die Vorzüge dieses klaren, frischen Sees sehr zu würdigen und genoß die Fahrt mit sichtlichem Behagen. Bei Le Rocherai war der Endpunkt erreicht; es steht dort ein hübscher Gasthof, wo der Herr mit dem Hecht ausstieg. Da das Dampfboot hier eine Viertelstunde still liegen sollte, schlenderten wir ein wenig zu einer unfern der Haltstelle sich

malerisch darstellenden Sägemühle und hätten beinahe die Rückfahrtgelegenheit verpaßt; wenigstens blieb uns, als wir in eiligem Laufe am Steg anlangten, nichts übrig, als in das soeben vom Lande abgleitende Schiff im letzten Moment durch eine ungewöhnliche Kletterei und einen wenigstens mir ziemlich sauer werdenden Salto mortale hineinzugelangen, was unsere Pariser amüsierte. Wie wir dann nach der Ankunft in Le Pont den kleinen Brenetsee auf selbst gerudertem Kahn befuhren, ist oben in Verbindung mit Erwähnung der „Entonnoirs“ bereits berichtet worden.

In unserm Wirtshaus fanden wir an diesem Abend viel Leben; eine große Holzgant der Staatswaldungen hatte stattgefunden. Neben ihren Vorgesetzten nahmen auch die mit ihren silbernen Amtszeichen prunkenden Weibel an einer kopiosen Abendmahlzeit teil, welche die Honoratioren der Gegend in der Gaststube versammelte. Zur Zeit, als Goethe dieses Hochthal besuchte, wurden, wie er erzählt, die (damals bernischen) Staatswaldungen zuweilen von den französischen Grenznachbarn ausgebeutet, die auf Schweizergebiet Holz frevelten und es dann den Bernern wieder verkauften; überhaupt kann Goethe gar nicht genug den Gegensatz hervorheben, den ihm die Aermlichkeit der französischen Grenzdörfer und der schlechte Zustand der französischen Straßen und Wege im Vergleich zu der Wohlhabenheit der schweizerischen Bevölkerung und dem guten Stand der schweizerischen Straßen und Wege machte. Die Waldungen sind auch jetzt noch von reichem Bestand; viel Wald, eine kühne Felsenbildung und interessante Wasserverhältnisse — das sind überhaupt die hauptsächlichsten Naturreize des Juragebietes.

Gegen acht Uhr abends trafen nach und nach vier Postwagen vor dem Gasthof ein, welche später die Holzkäufer und -Verkäufer nach verschiedenen Richtungen entführten, worauf

auch an uns endlich die Reihe des Abendessens kam, bei dem unsere selbstgesuchten Pilze eine Rolle spielten. Ein Herr, der mit uns aß, hatte diese Pilze im Laufe des Tages, als sie noch im Netz an der Wand hingen, gesehen und für giftige gehalten. Als auch ihm die Omelette serviert wurde, in die wir die saftigen Reizker hatten hineinbacken lassen, wußte er nichts von diesem Zusatz; wir selbst auch waren erstaunt, daß die Aufwärterin den Herrn mit dieser „unserer" Omelette bediente. Im weitern Verlauf des Abends erfuhr er jedoch aus unsern Gesprächen nach und nach, daß er unwissentlich in der Eierspeise von diesen „giftigen" Schwämmen mitgegessen habe, was ihm natürlich nicht lieb sein konnte. Er benahm sich indessen in dieser etwas ungewöhnlichen Situation mit großer Fassung; unser Pariserpärchen, wenn ihm so was passiert wäre, würde einen andern Lärm gemacht haben. Wir aber beschlossen, jedenfalls künftig die Genüsse und die Gefahren dieser unserer Liebhaberei mit niemand zu teilen.

3.

Am nächsten Morgen gingen wir zu Fuß thalabwärts nach Vallorbe, aber nicht auf der Straße, sondern auf einem unterhalb des Brenetsees über Wiesen und durch Wälder sich dahinschlängelnden Pfade, der uns das Vergnügen verschaffen sollte, auch den Ausfluß der Orbe zu sehen, nachdem wir gestern die Felsentrichter besichtigt, in denen sie sich verbirgt. Die Stelle war nicht ganz leicht zu finden, zuletzt führte uns ein kleines aufgewecktes Bürschchen. Unter einem hohen Felsen quillt nach einstündigem unterirdischem Lauf das Wasser des Seeabflusses in breiter, krystallheller Flut als herrlicher Forellenbach hervor. In der dunkeln Höhlung, wo es den Berg verläßt, ruhten still, der magischen Däm-

merung sich freuend, mehrere große Fische, die nur selten mit einer leichten Floßbewegung verrieten, daß sie lebten und eine wahre Forellenidylle zu genießen schienen. Unfern dieses Wiederaustrittes der Orbe befindet sich in der Höhe des Berges eine gewaltige Grotte, durch die wohl in früheren Zeiten die Wasser des Sees sich ergossen. Auch dieser Sehenswürdigkeit statteten wir einen kurzen Besuch ab; zum tiefern Eindringen in das Innere — man kann drei Viertelstunden weit gehen — fehlten uns Fackeln, Zeit und Lust; der Eingang der Grotte dagegen gefiel uns sehr; er ist viel großartiger als die Beatushöhle am Thunersee, man möchte fast sagen: eine theatralische Felsenpforte, hinter welcher der Drache Fafner hausen könnte.

Mit diesem Höhlenbesuch war nun unser Programm für diese Gegend so ziemlich erschöpft; unsere nächste Absicht ging nach dem neuenburgischen Jura, den wir von hier aus am schnellsten mit der nach Pontarlier führenden Eisenbahn erreichen konnten. Wir benützten sie zunächst bis zu der französischen Ortschaft Frambourg, die zu Füßen der beiden das Thal und Frankreich sperrenden Festungen Fort de Joux und La Cluse liegt. Verschiedene Umstände bewogen uns, hier auszusteigen. Erstlich war es Mittagessenszeit, sodann hegten wir die freilich unsichere Hoffnung, vielleicht doch im Fort de Joux die Räume besuchen zu dürfen, welche einst zwei berühmte Staatsgefangene bewohnten, Graf Mirabeau und der Negerkönig von Haity Toussaint Louverture; endlich hätten wir auch von hier, ohne Pontarlier berühren zu müssen, mit einem Wagen oder zu Fuß über Verrières nach Fleurier hinübergelangen können.

Obschon wir nun zwar außer dem Mittagessen nichts von diesen schönen Wünschen zu verwirklichen Gelegenheit fanden, konnten wir doch mit unserm Aufenthalt in dieser

interessanten Gegend zufrieden sein. Unmittelbar über der Straße, die hier zum eigentlichen Engpaß wird, steigen die mit den beiden Forts gekrönten Felsen steil empor; von den Forts herab reichen die Befestigungen bis an den Rand der Straße selbst, die außerdem mit einem eisernen Thor kann abgesperrt werden. Das ist nun die Straße, auf der sich im furchtbaren Winter 1871 die von den Deutschen bedrängte und verfolgte französische Armee Bourbakis in die Schweiz hineinwälzte. Die nicht übermäßig breite, damals mit Schnee bedeckte Straße war für jenen über achtzigtausend Mann starken Strom ein gewiß sehr ungenügendes Bett, besonders wenn man sich den ganzen Troß von Artillerie und Wagen und die Pferde der Kavallerie und zu alledem die angstvolle Eile vergegenwärtigt, den Drang nach Rettung, der eine flüchtende Armee charakterisiert und der durch die im Rücken donnernden Geschütze der Deutschen immer neuen Antrieb erhielt. Hier endlich, in dieser Klus, mochte zuerst ein Gefühl von Möglichkeit der Rettung die Flüchtigen zu einer letzten Anstrengung ermutigen; freilich wäre das auch eine Stelle gewesen, wo sie alle hätten vernichtet werden können, wenn dieser Engpaß sich in den Händen des Feindes befunden hätte. Zum Glück der französischen Ostarmee hatte aber das Fort Joux französische Besatzung und einen überaus energischen Kommandanten, Ploton, der seine Pflicht in glänzender Weise erfüllte. Das Feuer, das er von dort oben in die Ebene sandte auf die nachdrängenden Kolonnen Manteuffels, war fürchterlich, aber auch notwendig. Denn bis an den Eingang der Klus wagten sich die Verfolger; man hat nachher dort ungefähr vierhundert tote deutsche Soldaten gefunden. Als die Spitze der französischen Armee längst auf Schweizerboden nach Fleurier und weiter gelangt war, wurde noch immer von ihrer Nachhut gekämpft und fortwährend erschallten

längs dem sich nur langsam fortwälzenden, oft sich stauenden Strom der nun auf neutralem Schweizerboden die Eile der Flucht mäßigenden Armee die von der Nachhut her an die Spitze gelangenden verzweifelten Aufforderungen der Offiziere, man möge schneller marschieren, damit die Straße für das noch immer dem Feuer des Feindes ausgesetzte letzte Drittel der Armee frei werde. Unter diesen Umständen wurde, wie gesagt, das Fort Joux der eigentliche Retter der Ostarmee, indem seine weittragenden groben Geschütze die Verfolgung des Feindes zwar nicht ganz hindern, aber doch mächtig im Schach halten konnten. Näheres hierüber und über den Rückzug der Bourbakis findet man in der Schrift von Fritz Berthoud: „La retraite de l'armée de l'Est“ (Neuenburg, 1871) und in einem neueren Buche „Récits et Songeries“ von Adrien Perret in der Schilderung: Les Bourbakis à Fleurier.

Hat nun das Fort Joux sich damals militärisch vortrefflich bewährt, so muß ich bemerken, daß man ihm dergleichen auch zutraut. Ich kann mich nicht erinnern, jemals eine so bedrohliche Grenzabsperrung gesehen zu haben, wie dieses unter den Kanonen nun sogar zweier Festungen liegende Defilee; auch wenn man nicht wüßte, daß es von militärischem Standpunkt eine der furchtbarsten Positionen ist, und annehmen wollte, was auch richtig sein mag, daß noch besser verteidigte Engpässe existieren, so macht auf die Phantasie des Laien jedenfalls dieses „Thor Frankreichs“ mit der schmalen Straße zwischen den hohen dunkeln Felsen den Eindruck der vollkommensten Grenzabsperrung. Als wir um die Mittagszeit dort standen, blies durch den Engpaß ein ungemein heftiger Wind herauf, ein Windzug wie durch ein Ofenrohr, und weckte so recht die Vorstellung der jenseits beginnenden unermeßlichen französischen Ebene, über die er,

vom atlantischen Ozean her, hinweggefegt hatte, bis er hier an der Jurapforte anlangte. Auf wie vielen tausend Straßen im weiten Frankreich draußen hatte er Staub aufgewirbelt, über wie viele tausend Städte und Dörfer die vor ihm herfliehenden dunkeln Sturmwolken getrieben und wohl schon im Westen die Regenschläuche ausgegossen! Auch wir ahnten, daß er dem bisher so schönen Herbstwetter in unsern Jurabergen ein Ende machen würde; ich will aber gleich beifügen, daß es nicht so schlimm gekommen ist, wie wir dachten. Auf dieser achttägigen Fußwanderung hatten wir beide weder Ueberrock noch Schirm bei uns und hätten dergleichen nur einmal, zwanzig Minuten lang, brauchen können; die übrige Zeit hätten wir meistens auch den Rock entbehren können, den wir daher selten am Leibe trugen.

Wir betraten nun das am herseitigen Ausgang des Engpasses liegende Wirtshaus „Au Lion d'or“ und erhielten auf unsere Frage, ob wir hier zu Mittag speisen könnten, eine anfänglich etwas mürrische Auskunft. Ich vermute, daß man uns, da wir beide Brillen trugen, für Deutsche hielt und Deutsche können allerdings nicht verlangen, von der zu Füßen einer französischen Grenzfestung wohnenden französischen Bevölkerung mit freundlichen Augen angesehen zu werden. Als nun aber mein Begleiter der Wirtstochter gleich in die Küche folgte, dort nach seiner guten freimütigen Art die Frau Wirtin begrüßte, unser Schwammnetz auf den Küchentisch ausschüttete und sich erkundigte, ob man uns diese unsere Waldesbeute mit Eiern zubereiten wolle, ja, als er sofort um eine irdene Schüssel und ein Messer bat, um selbst die Schwämme zuzurüsten, da machte das auf die Wirtsleute offenbar den Eindruck einer allem Spionenwesen diametral entgegengesetzten Harmlosigkeit und bald waren wir in gemütlicher Unterhaltung mit Mutter und Tochter und dem ganzen

Küchenpersonal. Einmal kam auch ein rothosiger Festungssoldat in die Küche. Da wagten wir denn uns zu erkundigen, ob man wohl das alte Fort droben besuchen dürfe. „Ma foi, non!" kam prompt und sehr entschieden die Antwort zurück. Was wir nur glaubten! Ja! vielleicht mit einem Erlaubnisscheine des kommandierenden Generals in Pontarlier könnte es möglich sein; aber wir ahnten, daß wir einen solchen Erlaubnisschein wohl gewiß nicht erhalten würden, auch wenn wir uns um einen solchen bewarben, und so gaben wir alle weitern Gedanken an die Haftzellen des großen Grafen der 1789er Revolution und des Negerkönigs definitiv auf und hielten uns an die materiellen Genüsse des teilweise selbst zubereiteten Mittagessens, dessen angenehmster Bestandteil außer unsern Reizkern ein paar in Speck gebratene Krammetsvögel waren, des vortrefflichen Arboisweins nicht zu vergessen. Es fiel mir bei diesem leckern Essen eine kleine Unterhaltung ein, die ich einmal mit dem Meister Arnold Böcklin über den Vogelmord der Italiener hatte. Böcklin läßt bekanntlich nicht leicht etwas auf seine lieben Italiener kommen. Er legte daher nach einigen andern Versuchen, die Vorwürfe gegen die ungemessene, knabenhafte Jagdlust der Südländer abzuschwächen, sein martialisches Gesicht plötzlich in lustig krause Falten, spitzte den Mund pfiffig und ließ als unwiderlegliches Argument für die Vogelstellerei in unverfälschtem Baseldeutsch die Worte hören: „Was wend Sie? — sie sind halt guet." Hätte er uns bei den Krammetsvögeln im Schatten des Forts de Joux gesehen, so würde er vielleicht beigefügt haben: „Han i's nit gsait?" —

Ein nächster Zug führte uns dann nach Pontarlier, wo wir beim Aussteigen auf dem allen von Bern nach Paris reisenden Personen wohlbekannten und der Zollrevision wegen wohl auch schon oft verwünschten Bahnhof uns auf einmal

wieder im Gewühl der großen Welt befanden und selbst auch mit allen den internationalen Reisenden in das Zollamt eingesperrt, jedoch sehr rasch und ohne daß wir unsere Tornister öffnen mußten, höflich entlassen wurden. Hier trafen wir auch zum letztenmal unser Pariserpärchen, dem man die schmunzelnde Zufriedenheit ansah, die interessanten, aber beschwerlichen Herrlichkeiten einer Sommerfrische im Gebirg hinter sich zu haben und wieder in die große Metropole des Lebensgenusses, in ihr unvergleichliches Paris heimdampfen zu dürfen.

Wir selbst hatten, bis uns ein Spätnachmittagszug nach Fleurier bringen konnte, ein paar Stunden Zeit, in Pontarlier herumzuspazieren. Eine große, breite, stattliche Straße, die von Osten nach Westen führt, ist die Hauptverkehrsader der Stadt und nimmt sich mit dem im Westen abschließenden Triumphbogen und einer alten, im Spätrenaissancestil erbauten Kapelle nicht übel aus; auch blicken die Juraberge erfrischend in die Straßen der Stadt. Ein paar große Kasernen, eine verballhornte gotische Kirche, eine weitläufige, mit Kastanienalleen und einem schönen Musikkiosk angelegte Promenade längs dem hier träge und unansehnlich fließenden Doubs, den wir später in seiner wildromantischen Schönheit sollten würdigen lernen, an einer andern Stelle der Stadt ein prächtiger Spitalpalast, dessen im Hof und Garten spazierende Bewohner ungemein zufrieden aussahen und also den besten Eindruck machten — das waren die uns am meisten auffallenden Merkmale dieser Provinzstadt. Dieselben waren nicht derart, uns lange zu fesseln, und da der Wind immer heftiger durch die Straßen schnob, besuchten wir zwei Cafés. Im ersten, wo man ein schauerlich lauwarmes Gläschen Bier teuer bezahlen mußte, verlangte ich nach der Weinkarte, worauf nach einiger Zeit der Kellner mir einen frisch mit Tinte be-

schriebenen Zettel brachte, dessen Verheißungen wir lieber nicht auf ihren Wert prüfen wollten. Wir stürzten uns also in ein zweites, in das Café de l'Helvétie, in das wir ja auch gehörten, um dort eine Partie Billard zu spielen. Das ehrwürdige grüne Tuch hatte wenigstens hundert Narben aufzuweisen; die über die genähten Stellen hinkollernden Bälle — von glattem Rollen war keine Rede — hopsten mit einem Geräusch ungefähr, als ob Kartoffeln auf einer Tenne ausgeschüttet würden; dafür glichen diese Bälle aber auch insofern der Venus von Milo und andern verstümmelten antiken Statuen, als ihnen ganze Stücke der Außenfläche abgestoßen waren. Als wir den Eigentümer mit hellem Lachen fragten, was auf einem solchen Billard ein neues Loch koste, sagte er, wir sollten so viele Löcher stoßen als uns beliebe, denn morgen werde das Billard neu überzogen, es habe seine Campagne gemacht. Und nun stellte sich heraus, daß in diesem Sommer die Rekruten der zuweilen 15000 Mann starken Garnison von Pontarlier dieses Café zu besuchen pflegten und daß also dieses Billard wirklich auf soldatische Weise seine Wunden und Narben erhalten hat.

Nicht ungern bestiegen wir bald nach dieser Streiferei durch die Kaffeehäuser Pontarliers den Zug, der uns wieder in die Schweiz bringen sollte; aber es ist mir doch nicht unlieb, Pontarlier einmal gesehen zu haben. Denn nun begreife ich ganz gut, wie es Graf Mirabeau als Staatsgefangener auf dem Fort de Joux doch fertig bringen konnte, mit einer der angesehensten Damen Pontarliers, Sophie de Ruffey, der Gattin des Präsidenten, einen ernsthaften Liebeshandel anzuknüpfen, der damit endete, daß sie ihren Gatten verließ und mit Mirabeau flüchtete. Die Göttin Gelegenheit ist in solchen Sachen viel, die Göttin Langeweile alles.

4.

In welcher Höhe im Val de Travers die durch manche Felsenpforte brechende Eisenbahn sich am Berge hinzieht, wissen alle, die schon jene Strecke der direktesten Linie Bern-Paris befahren und aus den Waggonfenstern auf das tief unten liegende Thal mit seinen großen Dörfern Fleurier, Couvet u. s. w. hinabgeblickt haben. Auch wir, als wir am Abend des 28. Septembers auf Station Boveresse ausstiegen, um zu Fuß nach Fleurier hinabzugehen, blickten mit Genuß in die bereits schattendunkle Tiefe hinab und dann wieder empor zum gegenüberliegenden Berge, wo hinter schweren Wolken zuweilen die Sichel des wachsenden Mondes sichtbar wurde. Da und dort schimmerten aus einzelnen Gehöften am Berge die Lichter, ebenso aus dem Thale. Ein Kühlung bringender Wind brachte auch Regentropfen, als wir eben in Fleurier unsern Gasthof erreicht hatten; in den Häusern steckte aber noch die Hitze der letzten Tage, so daß wir es beim Abendessen in der Gaststube kaum aushielten, obschon die Fenster offenstanden. Mit der Vorahnung eines Regentages legten wir uns zu Bett. Es regnete auch in der Nacht und windete heftig. Am Morgen aber war die Luft ruhig und zunächst kein Niederschlag mehr zu befürchten. So wurde es uns möglich, unsern Vormittag vortrefflich anzuwenden, indem wir zuerst mit der Bahn bis Noiraigue fuhren und von dort die Wanderung durch die Schlucht der Areuse, die „Gorges de l'Areuse", ausführten.

Nicht nur von der Höhle des Löwen gilt das Wort: vestigia terrent („die Spuren schrecken ab"); auch in der prächtigen Schlucht der Areuse, dieses frischen Gebirgswassers, traf ich auf gewisse Spuren, die mich von einer ausführlichen Schilderung abschrecken. Zahlreiche Eierschalen besonders stellten

mir außerordentlich deutlich das Bild fröhlicher Schulkinder vor Augen, die auch in diesem Sommer wieder gewiß in ganzen Herden von ihren wohlmeinenden Pädagogen hier durchgetrieben und zur Betrachtung der vorhandenen Natur- und Kunstwunder angehalten wurden, nicht davon zu sprechen, daß uns selbst unterwegs drei ausgewachsene lebensgroße Lehrerinnen begegneten, die denselben Ausflug wie wir, nur in umgekehrter Richtung, machten. Da wurde mir sonnenklar, daß die Areuseschlucht trotz den gelegentlichen Dämmerungen ihrer engsten Stellen jedenfalls nicht als „dunkler Erdteil" mehr behandelt werden darf und die Schilderung einer so berühmten Gegend überflüssig ist. Die erwähnten Lehrerinnen aber muß ich noch als ganz besonders gute Menschenkennerinnen loben. Als wir nämlich auf der malerischen hölzernen Brücke über dem brausenden Gewässer ihnen gesprächsweise die Absicht kund thaten, in einem gewissen in der Nähe gelegenen Chalet aux Clees zu Mittag zu essen, erklärten sie uns sofort, daß dort keine Einkehr für uns sei; denn dort bekomme man nur Chocolade, Milch, Thee, Kaffee. Gott lohne ihnen diese wohlgemeinte Warnung mit braven temperenzhaften Männern, wenn sie einmal ans Heiraten denken!

Vielleicht gibt es aber doch ein paar Leser, die nicht wissen, was es in dieser naturschönen Schlucht mit den erwähnten „Kunstwundern" für eine Bewandtnis habe. Solchen sei hier berichtet, daß es sich natürlich um eine Wasserkunst handelt, sogar um mehrere. Die einfachste ist wohl die, daß an einer gewissen Stelle in einem gewaltigen Behälter, auf dem die Worte prangen: Eaux de Neuchâtel, das herrlich frische Wasser der Areuse oder Reuse gesammelt und von dort nach dem noch stundenweit entfernten Neuenburg geleitet wird. Einfach nenne ich das nur, weil Neuenburg viel tiefer

liegt und das Wasser also seinen natürlichen Gesetzen folgt; eine großartige Anlage bleibt diese Leitung gleichwohl. Auch werden jetzt weitere Bauten dort ausgeführt, um für Neuchatel mit dem Wasser der Reuse auch Elektrizität zu gewinnen.

Aber was ist das alles nun gegen die Thatsache, daß die Wasser der Reuse auch nach La Chaux-de-Fonds hinaufsteigen und alle Brunnen der früher wasserarmen Stadt speisen müssen? Die Höhe von Champ de Moulins, wo die Reuse zu diesem Zweck eingefangen wird, ist 616 Meter, die von La Chaux-de-Fonds, das viele Stunden weit auf dem Berge liegt, ungefähr 1000 Meter. Wenn wir noch wie die alten Griechen an Quellnymphen glaubten, so müßten wir die Nymphe der Reuse als den gequältesten Geist bedauern, den es auf Erden gibt. Arme Undine! Welche furchtbaren Folterapparate hat der listige Mensch ersonnen, um dich wider deine Natur bergan zu treiben! Wir besahen staunend die gewaltigen Maschinen, die hier Tag und Nacht arbeiten, um dieses fortwährende Wunder zu bewirken. Ein einziger Mann überwacht diese dumpfbrummenden Giganten, die mit den zahllosen Umdrehungen ihrer ineinandergreifenden Räder und ihren stampfenden Stahlkolben jenen Druck erzeugen, der das Wasser zwingt, im engen Rohr wie in rasender Flucht emporzuschießen. Wenn ich später in La Chaux-de-Fonds mir Gesicht und Hände wusch, konnte ich nicht umhin, diese gewöhnlichen Funktionen mit einer gewissen Andacht zu vollziehen, indem ich mir vorstellte, was das nun so ruhig im Waschbecken ruhende Wasser für Drangsal durchgemacht hatte, bis es da hinauf gelangt war. Daß in jedem Wassertropfen, wenn man ihn in einem recht scharfen Mikroskop betrachte, kleine Lebewesen vorhanden seien, ist eine oft gehörte Behauptung; nun, wenn auch in dieses Quellwasser der Reuse solche Geschöpfe sich gelegentlich verlieren

sollten — die könnten wahrhaft nicht behaupten, daß sie ein ruhiges Logis gefunden hätten.

Nachdem wir uns von dem freundlichen Maschinenmeister den ganzen Mechanismus hatten erklären lassen — ich möchte aber doch lieber kein Examen darüber ablegen — wanderten wir noch weiter durch die Schlucht, um dann, durch schöne Waldung stark emporsteigend, nach einigen Stunden die frei und hoch gelegene Station Chambrelien zu gewinnen (an der Linie Neuenburg-La Chaux-de-Fonds). Das ist wohl eine der aussichtsreichsten Eisenbahnstationen der Schweiz; man befindet sich hier wie auf einem natürlichen Außenwall der großen Jurafestung, hat zu Füßen das gegen Boudry und Neuenburg ausmündende Val de Travers, dazu den Neuenburgersee mit seinen Rebengeländen und jenseits die ferne Alpenkette in unendlicher Ausdehnung und all das dazwischen liegende Land. Freilich zogen jetzt eben Regenschauer über die weite Ebene. Aber auch so war die Aussicht eine großartige und mochte auf uns um so eindringlicher wirken, als wir den ganzen Vormittag in einer engen Schlucht gewandert waren.

Diesmal kam uns die auch heute wieder gesammelte Ausbeute an Schwämmen besonders gut; denn außer einer Mehlsuppe, Brot und Käse und köstlichem Neuenburgerwein hatte uns die Restauration nichts zu bieten; so aber hielten wir ein treffliches Mahl und ertrugen es nun leicht, daß, als wir mit dem Nachmittagzug nach La Chaux-de-Fonds fuhren, der Regen an die Waggonfenster klatschte.

Ueber das „große Dorf“ hatte ich schon manches gelesen; was ich zu sehen bekam, übertraf meine Erwartungen. Auf Schritt und Tritt wird man an das wunderbar schnelle Emporblühen amerikanischer Städte erinnert. Noch entdeckt man, wenn man nach ihnen sucht, ein paar alte Bauern-

häuser, die einzigen Zeugen des ehemaligen Dorfcharakters dieses von etwa 30000 Seelen bewohnten Gemeinwesens; alles übrige ist großstädtisch, vor allem die breite und endlos lange Hauptstraße, die von großartigen Bauten eingefaßt ist und sich fast ausnimmt, wie ein durch irgend ein Wunder aus Paris in die Juraberge versetztes Boulevardfragment. Ein Café von der Eleganz und Schönheit des Café Sapin in La Chaux-de-Fonds besitzt die schweizerische Bundesstadt nicht. Natürlich hätte es keinen Sinn, die Stadt hier weiter zu beschreiben. Nur möchte ich hervorheben, daß alles, was ich sah und hörte, mir den Eindruck einer ungewöhnlich frischen, alle Verhältnisse durchdringenden Lebensenergie machte. Die hohe Lage des Ortes, die scharfe Luft, die Strenge des Winters, auch die verhältnismäßige Reizlosigkeit der Gegend, die den Menschen mehr auf die in ihm selbst ruhenden Kräfte verweist, das alles mag dazu beitragen, daß hier mehr als in vielen andern Städten das Leben den Stempel der Arbeit und der Arbeitslust trägt. Endlich bemerkt man auch sehr wohl, daß man sich unter Menschen befindet, die durch ihren Beruf, die Uhrenfabrikation, eine Verfeinerung gewonnen haben, welcher sie regere geistige Interessen und angenehme Umgangsformen danken. Daß hier das Schulwesen blüht wie kaum irgendwo, wird nicht nur durch prachtvolle Schulpaläste, sondern auch durch die Leistungen bewiesen. Ebenso bezeugt eine ansehnliche Gemäldegalerie, in welcher namentlich moderne Neuenburger Meister reich vertreten sind, den Kunstsinn einer Bevölkerung, die selbst künstlerisch produktiv ist. Wir hatten Gelegenheit, eine Kunstschulklasse zu besuchen, in welcher junge Mädchen soeben mit Emailmalerei für Broschen und Uhrgehäuse beschäftigt waren. Es handelte sich hier allerdings nur um Kopien; aber welche Sicherheit der Hand, welche Schärfe des Blickes und welchen Geschmack setzen auch

noch diese Miniaturkopien voraus! Werden sie doch so ausgeführt, daß z. B. die Gesichtszüge einer ganzen weiblichen Figur, die nur die Länge eines Fingernagels hat, noch deutlich einen bestimmten Ausdruck tragen. Es waren meistens Motive im Stil Watteaus, die vor unsern Augen gemalt wurden. Besonders gut machte ihre Sache eine junge Dame, die in solchen Arbeiten durch ihre Kurzsichtigkeit unterstützt wird, indem Kurzsichtige in der Nähe gewöhnlich viel genauer sehen als Normalsichtige. Die betreffenden Emailarbeiten waren zum Export nach den Kolonien bestimmt, wo der Geschmack dermalen solche Rococoszenen verlangt. Auch ein wohlgeleitetes Graveuratelier besuchten wir und fanden dasselbe Ineinandergreifen von Kunst und Handwerk, indem manches zwar auf mechanischem und schablonenhaftem Wege hergestellt wird, die feinere Ausarbeitung aber doch eigentliche Künstler verlangt. Möge nur ja von Seite der Kantonsregierung und der Eidgenossenschaft immer alles geschehen, was dazu beitragen kann, diese oft bedrohte Uhrenfabrikation der Juraberge zu schützen und zu heben! Es handelt sich hiebei nicht nur um materielle Werte, die allerdings geradezu eine Existenzfrage bedeuten für die nun zahlreiche Bevölkerung des rauhen, zu lohnendem Ackerbau ungeeigneten Landes; es handelt sich auch um geistige und sittliche Werte, indem eine solche der Kunst nahe verwandte Industrie das geistige Niveau der Landesbevölkerung hebt, dem Staate Bürger gewinnt und erhält, die mit freierem Blick, mit feinerem Verständnis sich an der großen Kulturarbeit beteiligen, nach deren mehr oder minder glücklicher Durchführung überhaupt der Wert eines Staatswesens zu bemessen ist.

5.

Dem Regen des folgenden Tages sahen wir gleich an, daß es ihm nicht tropfnasser Ernst sei und thaten gut daran, uns von einem Ausfluge nach Les Brenets und dem berühmten Saut du Doubs nicht abhalten zu lassen; denn um Mittag wurde das Wetter ganz schön. Wir konnten auf dem von hohen Felsen eingeschlossenen Flusse, der hier ein seeartiges Aussehen gewinnt, spazieren fahren, auf dem französischen Ufer aussteigen, den Vorsprung betreten, wo der Doubs den dermalen nicht besonders wasserreichen Fall bildet, dann nach Les Brenets anf einem prächtigen Waldweg zurückkehren. Aber über alle diese angenehmen Eindrücke gehe ich hier summarisch hinweg, erstlich, weil die Romantik des Doubs bei Les Brenets so bekannt und so ausgebeutet ist, wie nur irgend ein bevorzugter Platz im Berner Oberland, sodann aber auch, weil wir Tags darauf den Doubs noch ausführlicher und in wilderer einsamerer Gegend genossen, wovon bald die Rede sein soll. Nur unserer nachmittägigen Heimkehr nach La Chaux-de-Fonds über die Berge, die freien luftigen Weiden und Wälder des nach den Planchettes auslaufenden Höhenzuges sei hier gedacht und vorerst noch eines komischen Intermezzos mit einem Retourbillet nach La Chaux-de-Fonds, das ich, da das prächtige Wetter uns zur Fußtour einlud, selbst nicht verwenden konnte und nun am Bahnhof von Les Brenets zu verhandeln beschloß. So hatte bereits in einer einzigen zu La Chaux-de-Fonds zugebrachten Nacht der kommerzielle Genius loci mich angesteckt, oder war es der lustige Wein, den wir in der „Krone“ zu Les Brenets über Tisch getrunken hatten? Während also mein Reisegenosse über diesen plötzlich in mir erwachten Erwerbssinn sich vor Lachen schüttelte, bot ich mehreren Personen, die nach und

nach auf dem kleinen Bahnhofe sich einfanden, mein Retourbillet zu dem Schleuderpreis von 50 Cts. an und hatte das Vergnügen, tieffstem Mißtrauen zu begegnen, ja für einen Schwindler gehalten zu werden, bis endlich ein rothaariges junges Frauenzimmer anlangte, das sich das Billet genau besah, dann an der Kasse sich bezeugen ließ, es sei zu einer einfachen Fahrt noch gültig und hierauf das Billet kaufte. Den scheuen Blick, den sie auf mich warf, als sie mir ein silbernes Halbfrankenstück gab, begriff ich erst später, als ich das Geldstück besichtigte. Es war ein italienisches Zehnsoldistück aus dem Jahr 1814 und also jedenfalls nicht mehr kursfähig. Das Persönchen hatte mir offenbar beweisen wollen, daß es im Handelsgeist mir noch tüchtig über sei und mochte jetzt ins Fäustchen lachen, wie sie mich angeführt habe. Aber zuletzt lachte ich doch am besten. Denn auf der andern Seite wies dieses Stück den klassischen Cäsarenkopf des ersten Napoleon mit der Umschrift: Napoleone Imperatore e Re. Nimmt man nun die Zahl 1814 dazu, das Jahr also, welches der Kaiser in der Verbannung auf Elba zubrachte und sieht aus dem Geldstück, daß damals gleichwohl noch italienische Münzen mit seinem Bilde geschlagen wurden (Regno d'Italia und die siebenzackige eiserne Krone der Lombardei auf der Vorderseite), so wird man begreifen, daß ich mich keineswegs für betrogen erachtete und dieses historisch interessante Geldstück sofort in ein Seitentäschchen legte, um es nicht unbemerkt auszugeben.

Der Weg über die freien Höhen, wo nur selten ein einsames Gehöfte auftauchte und wir stundenlang kaum einem Menschen begegneten, gab mir so recht einen Begriff von dem frischen, aber auch rauhen Leben auf diesem Frankreich zugewandten äußersten Gebirgsplateau des Jura. Die eigentliche Grenzscheide macht der Doubs in der Tiefe. Wenn

wir stehen blieben und zurückschauten, waren es durchweg französische Dörfer und Felder, die wir jenseits erblickten. Bald hielten wir uns nicht mehr an eine bestimmte Straße, sondern suchten uns unsern Weg mit Hilfe der Dufourkarte quer feldein, wobei mein Freund die Führung hatte, da ich in solchen Fällen lieber das Opfer als der Urheber eines Irrtums bin. Es lief aber alles ganz gut ab; ohne La Chaux-de-Fonds sehen zu können, nahm mein Gefährte scharf die gerade Richtung nach der Abdachung des Höhenzuges, wo unser Ziel liegen mußte. Allmälig jedoch wurde ich marode infolge eines mir ganz unerklärlichen Schmerzes im Fußknöchel, was ich nur erwähne, um zu zeigen, welche Kleinigkeiten zuweilen auf einer Fußreise verhängnisvoll werden können, wenn man ihre Ursachen nicht bald entdeckt und abhelfen kann. In meinem Fall handelte es sich um einen fortwährenden Druck, den das Leder meiner beim Gehen durch feuchte Wiesen hart gewordenen Gamaschen auf eine Sehne oberhalb des Knöchels ausübte. Schon besorgte ich, nächsten Tages die Wanderung nicht mehr fortsetzen zu können; glücklicherweise machte ich jedoch die Veranlassung meines Leidens ausfindig, entledigte mich der Gamaschen und war bald wieder so marschfertig, wie sonst. Während das Uebel aber noch dauerte, hatten wir ein unter diesen Umständen komisches Zusammentreffen mit einem Herrn, der auf dem Berge Schwämme gesucht und einen mächtigen Henkelkorb voll herrlicher Steinpilze (Boletus edulus) gefunden hatte. Dieser Herr nun, dem wir uns gern anschlossen, da auch er nach La Chaux-de-Fonds ging, wo er zu Hause ist, schlug ein Marschtempo an, das mir auch unter gewöhnlichen Umständen ungemein imponiert hätte, jetzt vollends mir beinahe unmöglich machte nachzukommen. Ueber die zahlreichen Zäune, welche die einzelnen Viehweiden absperren, sprang er nur so

weg wie eine wilde Katze, während unser einer drüberhinklettern mußte. Kurz vor Ankunft in La Chaux-de-Fonds, als wir im Gespräch etwas vertrauter geworden waren, stellte sich heraus, daß er ein bereits mit einer Medaille in Genf ausgezeichneter Schnelläufer war. Die Medaille, die er zufällig bei sich trug, wies er uns vor. Nun freilich begriff ich, daß er so dahingestürmt war und mußte nur lachen über die Ironie des Schicksals, mir gerade in einem Augenblick, da ich kaum mehr gehen konnte, einen prämierten Schnelläufer zum Begleiter zu geben.

6.

Des ersten Oktobers dieses Jahres gedenke ich mit ganz besonderm Vergnügen; denn an diesem Tage, von morgens sieben Uhr bis abends um dieselbe Zeit immer unterwegs (natürlich mit kleinen Ruhepausen zur Stärkung), lernte ich die Herrlichkeiten des Doubs gründlich kennen und empfing unvergeßliche Eindrücke dieser eigenartigen Fluß-, Fels- und Waldlandschaft.

Die paar ersten Stunden von La Chaux-de-Fonds über Belair hatten Aehnlichkeit mit dem Spaziergang des gestrigen Nachmittags, was natürlich ist, da sie uns, wenn auch an anderer Stelle, über denselben westlichen Höhenzug führten, den wir gestern überschritten hatten, nur diesmal weiter nördlich, ein paar Stunden unterhalb des Saut du Doubs. Und doch war wieder vieles anders, schon weil nun die Gegend in Morgenbeleuchtung lag. Auf der Höhe sprengte ein flotter, eleganter Reiter an uns vorbei, ein schöner schottischer Schäferhund vor ihm her. Dann, wo die Bergwaldung sich gegen den Doubs hinabsenkt, tönte „Hundings Horn“; Jäger waren in der Tiefe und gaben einander Signale, nachher begegneten uns ihrer drei.

Vor zehn Uhr morgens hatten wir den Fluß erreicht bei Maison Monsieur. Es ist hier ein schweizerischer Zollposten, vor allem aber, in einem reizenden Gärtchen dicht am Flusse, ein freundliches Landhaus, das der Gesellschaft der Sonneurs in La Chaux=de=Fonds gehört. Im Sommer wird hier eine Restauration betrieben, worauf auch die hübschen kleinen Schaluppen weisen, die daselbst verankert sind. Wir trafen den „Pavillon des Sonneurs“ geschlossen, was uns nicht hinderte, hier, eine Cigarette rauchend, den Reiz dieses idyllisch=romantischen Winkels sehr zu genießen. Winkel — klingt nicht besonders gut, ist aber der richtige Ausdruck. Das schmucke kleine Haus steht in einer Art Felsenbucht; in der Höhe hinter dem Garten geht die Straße durch eine Felsengalerie nach Biaufond, von wo eine Brücke auf das französische Ufer führt. Unterhalb der Gartenmauer fließt der auch hier ähnlich wie bei Les Brenets zu einem kleinen See erweiterte Fluß so still und sanft dahin, daß man seine Bewegung kaum bemerkt. Auch das gegenüberliegende Ufer ist felsig und bewaldet und die ganze Gegend hat etwas Stilles, Feierliches, das zum Verweilen, zu träumerischem Genießen einladet. Maison Monsieur — das wäre so das rechte Asyl gewesen für einen Geist wie J. J. Rousseau, den Natur und Einsamkeit liebenden Denker.

Es bedurfte eines gewissen Entschlusses, uns von dem sonnebeschienenen Gärtchen zu trennen, von dem friedlichen Landhause, das, wie es so unbewohnt dalag im Schmuck der zum Teil schon purpurroten Blätter des wilden Weinlaubes und unter hohen, leise rauschenden Bäumen, etwas geheimnisvoll Trauliches hatte. Nun — den Fluß wenigstens und die felsige Uferlandschaft sollten wir nicht verlieren, im Gegenteil, beide in ihrer weitern Fortsetzung immer besser kennen und lieben lernen.

In Biaufond nahmen wir ein zweites Frühstück ein, das uns ein derbes, schwarzbraunes, französisches Mädel auftrug, eine Dulcinea von Toboso, der wir mit einiger Mühe begreiflich machten, daß es appetitlicher wäre, wenn an den Eiern nicht mehr der ganze Hühnerstall kleben müßte — übrigens vortrefflichen, frischen Eiern. Und nun kam eine besondere Annehmlichkeit. Von hier weg hat der Doubs eine seiner vielen schiffbaren Stellen, die allerdings sich selten weit erstrecken, indem sie bald von Abstürzen über Klippen, kleinen Wasserfällen u. dgl. unterbrochen werden. Jedenfalls empfanden wir es als eine köstliche Abwechslung, jetzt in einen Kahn zu steigen und eine starke halbe Stunde auf dem sanften Flusse hinabzugleiten. Diesmal war das französische Ufer das steilere und malerischere; dort erhoben sich schroffe Felsen unmittelbar aus dem Wasser, über ihnen Buschwerk und Wald. Auf der schweizerischen Seite steigen sanfte Wiesengelände zum etwas weiter zurücktretenden Walde empor und dicht am Strande weideten friedlich Kühe. Bald aber traten auch auf der Schweizerseite die Felsen dicht an den Fluß und nun fuhren wir dahin wie auf einem Strom der Wildnis. Tiefe Stille ringsum; nur hie und da stiegen aus dem dunkeln Wasser Blasen empor, die an der Luft mit einem gluckſenden Laute platzten, oder Fische sprangen oft in nächster Nähe unseres Kahns. So mag eine Fahrt auf jenen stillen Flüssen im fernen Westen Amerikas sich ausnehmen, in jenen Canon-Rivers, wo — dort freilich tagelang — der Strom zwischen hohen Felsen dahingleitet. Wir aber mußten den Kahn verlassen bei einer Stelle, die „Le Refrain“ heißt; es ist wirklich der Refrain dieser Naturpoesie des Doubs, daß immer wieder nach einiger Zeit das Flußbett starkes Gefäll und Klippen hat, wo dann das bisher so ruhige, tiefe Wasser sich in einen zwischen Steingeröll rauschenden und brausenden Bergstrom

verwandelt, der jede Schiffahrt unmöglich macht. Hier wäre es angenehm, ein leichtes, zusammenlegbares Kautschukboot zu besitzen, wie solche in England vorkommen. Man hängt das wenige Kilo schwere Fahrzeug wie einen Rucksack über die Schulter, trägt die paar Stäbe, die wie die Rippen eines Regenschirms zum Ausspannen der Seiten des Bootes dienen und ebenso das leichte Ruder in der Hand, umgeht die Stromschnelle und setzt an der nächsten schiffbaren Stelle das Boot wieder ins Wasser. So könnte man den Doubs fast überall befahren, unabhängig davon, ob man auf ein Fischerhäuschen mit Schiffen trifft, was eben keineswegs immer der Fall ist.

Als unser Fährmann bei Le Refrain uns am französischen Ufer aussetzte, sagte er: „Vous allez à la mort!“ was wahrhaftig schauerlich genug klang (und bekanntlich nur zu wahr ist, da wir alle fortwährend zum Tode gehn). In unserm besondern Falle freilich wollte unser Charon nur eine Stelle bezeichnen, welche kurzweg „La mort“, ausführlicher „Les échelles de la mort“ heißt. Es ist das mitten im Uferwald ein Ort, wo man gewöhnlich den Fluß verläßt, einen schmalen Seitenpfad emporgeht und dann, da vorspringende Felsen dem Pfad sich entgegenstellen, auf einer Art hölzerner Treppe viele Stufen hinaufsteigt, bis man einen in der Höhe sich hinziehenden breiten, bequemen Weg gewinnt, alles auf der französischen Seite. Auf der schweizerischen Seite liegt dieser Stelle gegenüber die Totenmühle (Moulin de la mort); ebendaselbst ein seltsam kühn gestalteter Felsen, die Aiguille de la mort. Man wird zugeben, daß diese Namen an Romantik nichts zu wünschen übrig lassen und ich kann versichern, daß auch die Landschaft um die zwischen Fels und Wald weltverlorene Mühle, an der der Fluß vorüberschäumt, gut Stimmung hält. Den bösen Namen mag die Felsenleiter

im Winter erworben haben, wenn etwa Glatteis ihre Stufen überzieht; dann möchte aber noch manche Treppe, z. B. jene, die auf die Spitze des Guggisberger Hörnchens führt, den Namen einer Echelle de la mort verdienen. Dermalen hätte die Leiter durchaus keine Gefahr geboten. Wenn wir sie gleichwohl unbenützt ließen, so bewog uns hiezu nur der Wunsch, wo immer möglich den Fluß nicht zu verlassen, der uns mehr reizte als der breite Weg, der über die Höhe sich hinziehen sollte. Wir verfolgten also die bisherige Richtung, meist durch niedern Uferwald und gelegentlich über freie Wiesen hinschreitend. Plötzlich aber hatte dieses Unternehmen ein Ende, indem wir an eine Stelle gelangten, wo eine hohe Felsenbastion sich weit in den Fluß vordrängte, eine kleine Bucht bildend. Unterhalb einer halbverfallenen Hütte, die unter Bäumen und in Gestrüpp versteckt lag, war hier ein Nachen angekettet, aber von dem Fischer, dem er gehörte, weit und breit keine Spur zu entdecken. In der Hoffnung, daß er vielleicht doch noch kommen werde, lagerten wir uns hier ein wenig. Es war auch sonst der Mühe wert, hier zu verweilen. Denn herrlich ist an dieser Stelle auf beiden Ufern die Wildheit der von Wald gekrönten hohen Felsen. Im Fluß liegt eine kleine Insel. Ein Maler, der etwa den Auftrag bekäme, zu Ferrys einst so beliebtem Indianerroman „Waldläufer" Illustrationen zu liefern, könnte hier die schönsten Motive dazu finden. Aufregende Begebenheiten mögen sich übrigens auch hier zuweilen zutragen, wenn auch keine Rothäute, sondern nur Schmuggler und Grenzwächter dabei eine Rolle spielen. Als wir nämlich, da unser Rufen nach dem Eigentümer des Bootes nur das Echo in den Felsklüften weckte, nun selbst notgedrungen einen Weg suchten, der uns mit Umgehung des unersteiglichen Felsens in die Höhe führe, und wirklich im Dickicht der Strauchwaldung einen schmalen

gewundenen Pfad entdeckten, bückte sich mein Gefährte plötzlich nach einem weißen Gegenstande, der dort im Gebüsch lag, und hielt mir ihn vor Augen; es war eine Stearinkerze, noch ungebraucht und frisch, als ob sie eben aus der Fabrik hervorgegangen wäre. Das schien uns doch ein etwas ungewöhnlicher Fund, und, ohne zu brennen, steckte uns diese Kerze ein Licht auf über allerlei nächtliche Abenteuer, die sich hier zuweilen abspielen mögen.

Nach beschwerlichem Steigen erreichten wir die freie Höhe und daselbst ein Haus, wie gemacht, um Waren, die vom schweizerischen Ufer auf dem stillen Gewässer herübergeschafft werden, in Empfang zu nehmen und einstweilen zu bergen. Daß einer, der auf dem Dach oben saß und dasselbe ausbesserte, uns hier — in Frankreich — mit schweizerdeutschen Worten über den Weg Auskunft gab, nachdem er uns, als wir so plötzlich auftauchten, zuerst ziemlich verwundert angesehen hatte, schien mir auch ein wenig suspekt.

Wir hatten nun eine Weile bequemes Gehen über Wiesen und Felder auf gutem Weg und mit fortwährend lohnendem Blick auf den Fluß in der Tiefe bis zu einigen Häusern, die unten am Doubs liegen — der Weiler heißt Verrières du Bief d'Etoz. Hier fand sich wieder Gelegenheit, die Füße rasten zu lassen, indem wir einen Kahn bis zu einem am schweizerischen Ufer gelegenen Gehöfte La Goule mieteten. Diese Fahrt, in der Beleuchtung des späten Herbstnachmittags, war wieder von besonderm Reiz. Der Fluß, in dem sich hier dunkle Tannenwälder spiegeln, hatte grünschwarze Färbung und die Fortbewegung seines stillen Wassers war kaum bemerkbar. Noch zahlreicher sprangen jetzt die Fische, da Mücken und auch große Libellen über dem finstern Spiegel hinglitten. Von dort oben aber, wo die zackigen Uferfelsen und der hochstämmige Buchenwald von dem an dieser Stelle lichtblauen

Herbsthimmel sich abhoben, ertönte der scharfe Schrei eines kreisenden Hühnergeiers. In großer Ferne donnerte es dumpf und der Schiffer verhieß uns für diesen Abend noch ein Unwetter, eine Prophezeiung, mit der er Recht behielt. Während er ohne zu große Eile ruderte, berichtete er allerlei von Fischfang und Jagd in diesem Gebiet. Der Doubs selbst ist hier in seiner Mitte zwischen die beiden Länder geteilt; es wird aber wohl manchmal vorkommen, daß die Schrotkörner schweizerischer und französischer Jagdflinten über die Grenze fliegen. Zahlreich sei hier noch der Fischotter, was leicht zu glauben ist; wenn ich ein Fischotter wäre, würde ich auch gern mit dieser Gegend fürlieb nehmen.

Bei La Goule hatte die Fahrt ihr Ende, was schon der Name andeutet; Goule ist Schlund. Der Doubs macht sich hier wieder einmal das Vergnügen, das Phlegma seines stillen Laufes durch einen cholerischen Anfall zu unterbrechen, was natürlich sofort von den Menschen benützt wird zur Anlage von Mühlenwerken u. dergl. Im Wirtshäuschen nahmen wir, schon unserm Fährmann zulieb, ein Glas Wein, auch mußten wir doch den Berner Boden grüßen, auf dem wir hier standen. Eine Nummer des „Pays“ lag auf dem Tisch, einer Zeitung, die gemäß ihren Prinzipien nicht zur Aufklärung der Köpfe beiträgt. Daher durfte es uns nicht wundernehmen, daß der Wirt, dem wir unsere Absicht erklärten, auch von hier weg unten am Doubs nach Goumois zu gehen, uns mit keinem Wort auf die Schwierigkeit, ja Gefährlichkeit aufmerksam machte, die dieser abscheuliche Pfad durch einen wahren Urwald von Ufergestrüpp bei schon anbrechender Dunkelheit für landfremde Wanderer hat. Ohne Warnung ließ er uns ziehen. Nun, wir sind schließlich auch, indem wir uns möglichst beeilten, um nicht von der Nacht überrascht zu werden, ohne Unfall durchgekommen, bedurften

hiezu aber aller Energie und des schärfsten Auslugens, um immer die rechte Richtung innezuhalten. Etwa zehn Minuten lang ging's durch ein Feld mannshoher Nesseln. Von andern Pflanzen frappierte uns ein schönes dunkelgrünes Kraut, das, wie es so in ganzen Büscheln beisammenstand, fast ein wenig an die Papyruspflanze erinnerte; es war die in der nächsten Umgebung Berns fehlende, aber, wie ich nachher von einem Manne der Wissenschaft, meinem lieben, verehrten, im Jahre 1894 leider verstorbenen Freunde Prof. Dr. A. Flückiger, mich belehren ließ, für den Jura und andere Kalkgebirge charakteristische Nieswurz (Helleborus foetidus). Bald aber nahm jetzt die Dunkelheit so zu, daß wir uns nicht mehr um botanische Spezialitäten bekümmern konnten, sondern froh sein mußten, auf dem bald durch schlammige Sumpfstrecken, bald schmal über schlüpfrige Felsen im Wald laufenden Pfade, der manchmal auch ganz aufhörte, leidlich vorwärts zu kommen. Endlich, als — gegen sieben Uhr abends — der letzte Rest von Tagesschein gewichen war und die Nacht anbrach, gelangten wir auf freies Weideland am Fluß, bemerkten ein paar grasende Kühe und gleich darauf Lichter; wir waren bei der großen Mühle von Theusseret angelangt. Und in diesem Augenblick begann es zu regnen, so daß wir ohne weiteres unter das Vordach traten.

Ein unerwarteter Anblick bot sich uns dar. In einem offenen, großen Schuppen, der mit dem Hauptgebäude der Mühle in Zusammenhang stand und ursprünglich wohl die Bestimmung hatte, als trockener Aufbewahrungsort der Hölzer der Sägemühle zu dienen, stand ein langer Tisch, wie man sie in unsern Festhütten sieht. Und wie in einer solchen Festhütte war er mit der Zurüstung zu einer Mahlzeit bedeckt. Etwa siebzig Suppenteller standen da und wir hatten nicht übel Lust, gleich hier Platz zu nehmen. Da schoß aber aus

der Thür der Mühle ein lebhaftes Frauenzimmerchen, dem eine hübsche blonde Magd mit einer Laterne folgte. Als die Erstgekommene uns sah, wehrte sie unserm Vorhaben, hier draußen an dem langen Tisch uns niederzulassen; hinein sollten wir gehen, hier sei für andere Leute gedeckt, die sogleich kommen würden. Und eben kamen diese andern Leute auch wirklich, während die blonde Magd noch mehr Lichter herbeischaffte, die nun ein Rembrandtsches Helldunkel verbreiteten und uns Gelegenheit gaben, die Ankömmlinge ins Auge zu fassen. Italienische Arbeiter waren es. In Gruppen langten sie an, fünf, zehn, zwanzig, immer mehr, bis ihrer gegen achtzig versammelt waren und nun ihre Plätze an dem langen Tisch einnahmen, während nur die beiden Frauenzimmer ab- und zuliefen und den am Feierabend Angelangten — es war auch der Feierabend der ganzen Arbeitswoche, Samstag — die gewohnte Kost auftrugen.

Neugierig, was die Anwesenheit so vieler italienischer Arbeiter in dieser schweizerischen Mühle am Doubs zu bedeuten habe, beschlossen wir, hier bei einem Gläschen Kirschwasser der Sache auf den Grund zu kommen und betraten die angenehme geräumige Gaststube der von Alters her in der ganzen Gegend auch als gutes Wirtshaus bekannten Mühle. Es führt von Goumois herauf eine schöne fahrbare Straße hieher, die freilich, wie wir nur zu gut wußten, hier auch ihr Ende erreicht.

An einem Eckplatz des größeren eichenen Wirtstisches war für jemand besonders gedeckt, wie wir vermuteten für den Aufseher oder leitenden Ingenieur. Wir irrten nicht. Bald erschien ein im späteren Mannesalter stehender, aber noch rüstiger Mann von festem Wuchs und Zutrauen erweckenden freundlichen Gesichtszügen. Als er seinen Kaffee sich eingeschenkt und mit Käs und Brot den ersten Hunger gestillt

hatte, kamen wir bald mit ihm ins Gespräch und erfuhren nun, daß hier ein ähnliches Werk ausgeführt werde, wie wir zwei Tage vorher in der Areuseschlucht bei Champ des Moulins eines gesehen hatten. Hier handelt es sich ebenfalls darum, das Wasser des Flusses einem wasserarmen Hochplateau zuzuführen, dem von Seignelegier. Auch soll Elektrizität gewonnen werden. Ein Basler Ingenieur ist der Unternehmer. Um noch vor Wintersanfang fertig zu werden, wurde eben jetzt mit besonderem Eifer gearbeitet und waren italienische Arbeiter von überall her an diese Stelle berufen worden. Der Herr, der uns diese Auskunft gab, hatte die Arbeiten zu leiten und zu beaufsichtigen. Im weitern Verlauf des Gespräches lernten wir in ihm einen weitgereisten Mann kennen, der schon in Afrika und andern fernen Erdteilen als Ingenieur thätig gewesen war. Um so größeren Wert hatte in diesem Munde die auf unsern Weg von La Goule bis hieher sich beziehende Versicherung, noch nirgends, auch in Afrika nicht, einen so abscheulichen Weg angetroffen zu haben wie eben diesen.

Inzwischen hatten sich allmälig einige der Arbeiter, die draußen ihr Abendbrot verzehrt, in die Wirtsstube begeben, um sich am Samstag Abend noch etwas darüber zu gönnen, ein Schöppchen Wein oder einen Schnaps u. dgl. Alsobald war auch das bereits erwähnte, junge lebhafte Frauenzimmerchen da und erwies sich nun als eine wahrhaft bewundernswerte Schaffnerin und Verwalterin. Sie behandelte diese Arbeiter durchaus nicht einfach als Wirtshausbesucher, denen man ohne weiteres gibt, was sie verlangen, sondern führte über sie eine Art mütterlicher Aufsicht. Da war einer hereingekommen — dieser übrigens kein Italiener, sondern ein welscher Berner — der draußen seine gewohnte Suppe verschmäht hatte und hier Wein begehrte. Wohl! der kam schön an. Je aufbegehrerischer

er that, desto kürzeren Prozeß machte die kleine Jungfer mit ihm. Sie stellte sich vor ihn hin, schaute ihm mit ihren blitzenden blauen Augen scharf ins Gesicht und fragte dann kurz und bestimmt, ob er nicht wisse, daß ihm Suppe besser thue als der Wein und ob er glaube, sie würde ihm auch nur einen Tropfen Spirituosen verabreichen, bevor er sein regelrechtes Abendbrot verzehrt habe? Da der Bursche vorher schon uns gegenüber sich ziemlich prahlerisch, fast frech benommen hatte, erwartete ich nicht, daß er gehorchen werde, schon um nicht vor der ganzen Wirtsstube, die er bis dahin mit großthuerischen Reden erfüllt hatte, sich eine Blöße zu geben. Aber ruhig stand er auf, murmelte etwas vor sich hin und verließ mit sehr verdutztem Gesicht die Wirtsstube, ohne eine eigentliche Widerrede zu wagen. Unterdessen hatte sich die junge, schmächtige Person bereits zu einem andern Tisch gewendet, wo sie nun einigen der Arbeiter vorsetzte, was dieselben bestellten, zugleich aber auch jedem sein Büchlein und einen Bleistift vorlegte, womit der Betreffende notieren mußte, was er erhalten hatte. Wie uns der Ingenieur mitteilte, hatte das Frauenzimmerchen diese Büchlein eingeführt und gewußt, sie allen Arbeitern zu belieben. Das alles that sie übrigens nicht etwa mit mürrischem Ausdruck; das war vielmehr das Seltsame und zugleich Hübsche an diesem ihrem Verkehr mit allen den Männern, daß sie bei aller Entschlossenheit ihrer Rede und ihres Handelns einen liebenswürdigen Zug um den Mund hatte, zuweilen selbst ein wenig lächelte, auch wenn sie schmälte, und daß aus denselben blauen Augen, die so gebieterisch blitzen konnten, ganz zu hinterst gelegentlich ein übermütiger Kobold hervorguckte. Diese junge Aufwärterin beherrscht thatsächlich dieses ganze ziemlich wilde Volk um sie her. Noch letzten Sonntag, — wie, als sie einen Augenblick draußen war, der Ingenieur uns erzählte, — hatte

sie mit drei händelsüchtigen Burschen kurzen Prozeß gemacht. Wie ein hurtiges Wiesel war sie zwischen die Streitenden gefahren, hatte den einen, ehe er nur recht wußte, wie ihm geschah, in eine Seitenkammer geschoben und hinter ihm den Schlüssel abgezogen, den zweiten an den Schultern zur Hauptthür hinausgedrängt, den dritten gezwungen, niederzusitzen und sich still zu verhalten. Gezwungen? Durch welche Kraft, sie, das schwache Mädchen gegen drei handfeste, wütende, halbbetrunkene Gesellen? Einfach durch die Kraft ihrer Persönlichkeit, die ihr moralische Autorität sichert. Klein, schwächlich, aber rasch, feurig, dazu vernünftig in ihrem Wollen, liebenswürdig weiblich auch im Zürnen — wir mußten sie immer mehr bewundern. Sie war wahrhaftig, wie es im zweiten Teil des „Faust“ heißt: „Jungfrau, Mutter, Königin“ in dem kleinen Staate, den sie beherrschte.

In der von Menschen überfüllten Mühle hätten wir kein ruhiges Nachtquartier finden können; wir blieben daher bei unserm ursprünglichen Plan, in Goumois zu nächtigen, obschon es noch regnete. Auf guter Straße eine halbe Stunde im Regen konnte uns nicht schrecken. So brachen wir denn auf, innerlich gar zufrieden mit den Eindrücken, die wir von der Mühle Theusseret und dem tapfern Jungfräulein mitnahmen. Zwei Italiener, die in Goumois ihre Schlafstuben hatten, schlossen sich uns an. Es war eine dunkle Regennacht, die jedoch öfter durch Blitze erhellt wurde, einmal durch einen besonders flammenden, dem sofort der Donner folgte und zwar mit so furchtbarem Krachen, daß wir nicht zweifeln konnten, es habe im Umkreis einer halben Stunde eingeschlagen. Wie meistens folgte auch hier dem starken Schlag ein ausgiebigerer Regenguß, so daß wir doch einigermaßen durchnäßt bei Meister Taillard, dem Wirt zur „Krone“ in Goumois, jenseits der Brücke, anlangten, wo wir übrigens

recht gut aufgenommen wurden. Der Brave bot mir sogar seine eigene gestrickte Wolljacke an, bis meine Lodenjoppe am Feuer getrocknet sei. Ueber das Abendessen, das er uns vorsetzen wollte, führte er erst eine vielversprechende Beratung mit „La Bourgeoise“, wie er seine Frau nannte. Nun, die „Bürgerin“ machte ihre Sache recht gut, indem sie uns ein Nachtmahl bereitete, bei dem Hasenpfeffer und gebackene Forellen eine Rolle spielten. Dazu tranken wir den für diese Juragegend charakteristischen Arboiswein, der dann, als uns am andern Morgen der Wirt nach alter Väter Weise auf der Schiefertafel mit Kreide die Zeche machte, als „bon vin“ bezeichnet und, wie auch das Abendessen und das Nachtquartier, überaus billig berechnet war. Unsere auf dieser Reise erste und einzige Nacht in Frankreich brachten wir in hübschen Stuben und in landesüblichen Himmelbetten zu und waren recht zufrieden, nach dem langen schönen Wandertag am Doubs die Glieder endlich ruhig auszustrecken.

7.

Am andern Morgen war es Sonntag. Die Welt sah grau aus, doch regnete es nicht mehr. Immerhin schien nicht rätlich, da die Wiesen und Wälder vom sehr ausgiebigen Regen der Nacht naß waren, dem Doubs noch weiter auf unwegsamen Pfaden zu folgen; wir waren auch nicht sicher, ob nicht neuerdings Gewitter zu befürchten seien. Daher beschlossen wir, teilweise zu Fuß, teilweise unter Benützung von Post und Eisenbahn, unser nächstes und letztes Ziel, das alte Städtchen St. Ursanne zu erreichen.

Vorerst aber sahen wir uns noch ein wenig in Goumois um, nachdem wir uns von unserm wackern Wirte verabschiedet hatten, der, beiläufig bemerkt, noch keine Merkmale einer unter-

gehenden Rasse an sich trägt, wie Max Nordau in seinem Buche „Entartung“ solche an den Franzosen entdecken will. Man sollte nie so verallgemeinern, sollte die Dekadenz, die man an nervösen und hysterischen Pariser Künstlern und Schriftstellern und den ihnen zugewandten Kreisen wahrnimmt, niemals auf die ganze Nation übertragen. Was hat der französische Bauer mit den abgeschmackten Rosenkreuzern und ähnlichen Mistbeetpflanzen der schwülen Großstadtluft zu thun? Er ist verständig, arbeitsam, praktisch — kurz, das reine Widerspiel solcher fin-de-siècle-hafter Pariserhalbnarren. Wenn ich unsern „Bürger“ Taillard anschaute, diesen nur mittelgroßen, aber festen Mann von dreißig Jahren, in seiner blauen Blouse, das Gesicht mit der scharfen Nase, den klugen hellblauen Augen, den von Wind und Wetter, vielleicht auch ein wenig vom „bon vin“ roten Bäcklein, immer ernsthaft und doch freundlich, kein Zug von etwas Servilem darin, mannhaft und aufmerksam auf alles, was geschah und gesprochen wurde, so machte mir jede der energischen Bewegungen dieses Dorfwirtes den Eindruck, daß da ein in jeder Beziehung tüchtiger, den ganzen Mann stellender Bursche in seinen Holzschuhen stand und man spürte doch auch zugleich, daß man in ihm nur den vielleicht besonders intelligenten Typus von tausend und tausend ihm ähnlichen Landleuten vor sich habe. Nun weiß man außerdem, daß in Frankreich nicht nur der Bauernstand ein sehr solider ist, sondern der „Ouvrier“ in noch höherem Grade durch Intelligenz und Arbeitskraft sich auszeichnet. Was sollen da Deklamationen von Entartung der französischen Rasse? Wie an der Außenfläche aller Gebirge der Erde fortwährend Verwitterung stattfindet, so mag, was in einem Lande wie Frankreich nach Paris und dort zu oberst kommt, verwittern und verfaulen — aber was hat gegen die unendliche Masse der solchen Einflüssen nicht aus-

gesetzten tiefern Schichten im Gebirgsstock wie im Volk eine derartige Zerstörung zu bedeuten? . . . .

Eine Brücke verbindet das französische und das schweizerische Goumois; von ihr aus flußabwärts blickend sahen wir in der Entfernung einer kleinen Stunde den Doubs wieder in ein ganz ähnliches bewaldetes Felsenthal einmünden, wie wir ein solches Tags zuvor durchwandert, so daß wir uns mit dem Gedanken trösteten, die nun aufgegebene Erforschung seines weitern Laufes würde uns vermutlich nicht mehr viel Neues geboten haben. So versicherten wir uns in schweizerisch Goumois zweier Plätze in dem zwischen acht und neun Uhr morgens abgehenden Postwagen nach Saignelégier, was ziemlich überflüssig war, da wir einen großen Teil des Weges, der Post voraus, zu Fuß gingen, wozu der kühle Morgen und die in Schlangenwindungen am Berg hinansteigende gute Straße einluden. Ehe wir jedoch schweizerisch Goumois verließen, hatten wir noch unsere Freude an einem überaus stattlichen, mit allerlei Tierfiguren bemalten steinernen Hause, das dort der Brücke gegenüber steht und nach etwas Herrschaftlichem aussieht. Ein Bär und ein Wolf, die auf der Front nach dem Fluß zu in Lebensgröße gemalt stehen, sind nicht willkürlicher Schmuck; sie sollen vielmehr gemäß den darunter befindlichen Inschriften mit Jahreszahlen daran erinnern, daß in dieser Gegend im siebzehnten Jahrhundert ein Bär und im achtzehnten Jahrhundert ein Wolf erlegt wurde. Wölfe machen sich übrigens in jedem harten Winter noch jetzt im Jura bemerkbar. Noch andere, teilweise sehr verblichene Malereien sind an den hohen Wänden und dem breiten Giebelvorsprung des Hauses bemerkbar. Gefällt uns dergleichen hauptsächlich um des Kunstwertes der Malereien willen? Der ist meistens ein bescheidener. Aber man hat seine Freude an der solchergestalt uns vor Augen gerückten Thatsache, daß hier

einst Menschen wohnten, die auf ihr Haus etwas hielten, es gern schmückten, auch die Mittel besaßen, solchen aufs Schöne gerichteten Neigungen nachzugeben. Zu diesen Mitteln gehört nicht nur das Geld, nein, auch eine gewisse behagliche Ruhe im Besitz. Die ist es, die vornehmlich der Neuzeit fehlt. Mit reichen Leuten ist das neunzehnte Jahrhundert wohl wesentlich besser versehen als das achtzehnte und siebzehnte es waren; aber erstlich wohnen auch viele Wohlhabende nur in gemieteten Wohnungen, zum Teil vielleicht aus instinktiver Abneigung, sich an festen Besitz zu binden und so die Freiheit ihrer Bewegungen zu hemmen; und andere, die ihr eigenes Haus haben, besitzen doch nicht mehr jenes Zutrauen in die Zukunft, welches annimmt, dieses Haus werde für lange Zeit auch nachkommenden Geschlechtern das Familienhaus sein. Endlich kommen der Fabrikant, der Bankier und andere thätige Geschäftsleute in dem fortwährenden Hasten nach Gewinn nicht mehr zu jener Ruhe, welche solche hübsche Einfälle, wie Ausschmückung der Außenwände des Hauses mit Malerei, aufkommen läßt. Man begnügt sich, von Anfang an durch die Architekten ein mehr oder weniger anspruchsvolles Gebäude herstellen zu lassen und zeigt, daß man reich ist, lieber etwa dadurch, daß man kostbare Zimmereinrichtungen fix und fertig vom Möbelhändler bezieht.

Die Leser mögen mir diese Abschweifungen verzeihen; dieselben sind zum Teil Lückenbüßer, insofern als ich über unsern Aufstieg und die spätere Postfahrt nach Saignelégier wirklich nichts zu sagen habe. Es war ein grauer, etwas frostiger Vormittag; hie und da sprühte sogar der Nebel als feiner Regen herunter und der Postillon fand es angemessen, dadurch für unsere Unterhaltung zu sorgen, daß er uns ein Exemplar einer „Reise- und Verkehrszeitung“ zu lesen und zu beschauen gab.

Etwas indessen entdeckten wir doch, was auf der rauhen Hochebene, auf die wir nun hinaufgelangt waren, unsere Aufmerksamkeit fesselte. Frei weidende Pferde galoppierten da und dort auf den herbstlichen Wiesen und erinnerten uns, daß wir hier in einer Pferdezucht treibenden Gegend uns befanden, in den Freibergen, nach denen diese Pferde heißen. Die Rasse der Freiberger ist der beliebten Ardennerrasse ähnlich, von gedrungenem Bau, kräftig, ausdauernd, genügsam, gutmütig, das Ideal des Postpferdes, auch bei der Artillerie beliebt, weniger als Reitpferde geschätzt, des kurzen Halses wegen. Ursprünglich soll sie orientalischer Abkunft sein, also der vornehmsten, die es gibt; denn bei den Pferden wenigstens ist die semitische Herkunft höchster Adel. Das Kloster Bellelay soll seinerzeit arabische und spanische Hengste gehalten haben.

Hätten wir etwas mehr Zutrauen zum Wetter gehabt, so hätten wir von Saignelégier aus dieses einstige Kloster besuchen und auch die unfern davon, bei Lajoux gelegene, große Stalaktitenhöhle besichtigen können. Aber noch war es unentschieden, welcher Wind siegen werde. Daher zogen wir zu Fuß gegen Tramelan hinunter, durch eine rauhe, ernste Gegend, deren höchste landschaftliche Zier die prächtigen Tannengruppen sind, stolze Bauminseln auf der weiten Hochebene. Die Wiesen zu beiden Seiten der Straße boten eine ergiebige Jagd auf eßbare Schwämme; die weißen Boviste lagen da wie Hühnereier, einzelne sogar wie Straußeneier, und an andern Stellen leuchteten die roten Stengel der Reizker. Bald hatten wir unser Netz wieder gefüllt und da nun eben der mit drei Pferden bespannte, ganz leere Postwagen uns einholte, benützten wir die gute Fahrgelegenheit mit Vergnügen und kamen wohlbehalten nach Tramelan, wo die braven Postpferde nicht einmal vor den uns in ganzen Gruppen begegnenden weiblichen Mitgliedern der Heilsarmee scheu wurden,

obwohl diese Frauenzimmer Hüte trugen, die wirklich im Interesse eines sichern Verkehrs der Fuhrwerke auf den Straßen polizeilich sollten verboten werden. Weder die Anwesenheit dieser Dahomeyamazonen der christlichen Temperenz und ihrer ebenso abgeschmackten männlichen Begleiter in einer Art Offiziersuniformen, noch der Wunsch, an Ort und Stelle gründlich zu untersuchen, ob vielleicht einmal Held Tamerlan hieher gekommen und Tramelan — mit in der Etymologie beliebter Buchstabenversetzung — nach dem Lager des Tartarenfürsten so heiße, konnte uns bewegen, die schöne Gelegenheit eines eben nach Tavannes abgehenden Bahnzuges, der uns also an die Haupteisenbahnlinie brachte, zu versäumen.

In Tavannes hatten wir just Zeit, in dem Wirtshaus bei der Station vor Abgang des nach Delsberg gehenden Zuges ganz vorzüglich zu Mittag zu essen. Da nun meine Leser weder von diesem Mittagessen was haben noch von der artigen, schlanken und feinen Blondine, die es uns auftrug und mit angenehmen Gesprächen würzte, ist es nur billig, ihnen zur Entschädigung das fröhliche Abenteuer zu erzählen, das hier einst Nationalrat Professor Salomon Vögelin erlebte.

Von Bern aus hatte er den damals noch in Twann (Douannes) am Bielersee als Pfarrer wirkenden Albert Bitzius besuchen wollen, aber am Billetschalter infolge eines Mißverständnisses eine Fahrkarte nach Tavannes erhalten, wohin er denn auch fuhr. Als er dann im dortigen Pfarrhause anlangte, war der Pfarrer zufällig auf einige Stunden abwesend und Vögelin, immer noch des guten Glaubens, er befinde sich im Hause des Freundes und Gesinnungsgenossen Bitzius, unterhielt sich indessen mit der Frau Pfarrerin von Tavannes, ohne daß das Mißverständnis sich aufklären wollte, da von dem abwesenden Hausherrn eben immer nur als vom „Herrn Pfarrer“ gesprochen wurde, eine Bezeichnung, die natürlich

auf den Pfarrer von Twann wie auf den von Tavannes paßte. Nur soll der damalige Pfarrer von Tavannes im stärksten Gegensatz zu dem von Twann der dunkleren theologischen Schattierung angehört haben, was denn so mit sich brachte, daß die Frau Pfarrerin merkwürdig wenig Lust zeigte, auf manche freie Reden ihres Besuchers über Kirche und kirchliche Angelegenheiten von Herzen einzugehen. Darüber verwunderte sich dieser im Stillen, sagte sich aber, daß schließlich die Frau eines Reformpfarrers nicht notwendigerweise die religiösen Ansichten ihres Mannes zu teilen brauche. Endlich kam der Herr Pfarrer. Erstaunt sah ihn Vögelin an und fragte sich einen Augenblick, ob es vielleicht möglich sei, daß Bitzius hier in diesem winterlichen Land der Tannen, in diesem jurassischen Sibirien, sich physiognomisch so stark verändert habe. Wenige Worte aber erklärten dann natürlich die Situation und es würde dieser Moment für einen ganz objektiven Zuschauer entschieden etwas Lustspielartiges gehabt haben.

Mit einem ersten Nachmittagszug fuhren wir jetzt über Delsberg nach St. Ursanne, dem letzten Ziel dieser unserer Jurastudien, dem letzten, aber mir persönlich nicht unwichtigsten. Denn vor einem Jahre hatte ich eben dieses St. Ursanne in dem reizenden Buche des poetisch reich veranlagten Münchener Schauspielers Alois Wohlmuth* gar verlockend abkonterfeit gefunden und wenn ich im Eingang dieser meiner Reiseschilderung erwähnte, ein Bild der Gegend am Lac de Joux habe mich zu dieser meiner Jurawanderung verführt, so muß nun hinzugefügt werden, daß auch St. Ursanne, seit ich es aus dem Buche des ferienfrohen Poeten in meine wachen Träume aufgenommen hatte, ein mächtiger Magnet war, der mich nach den Jurabergen zog.

* Ferienträume von Alois Wohlmuth. (Verlag von E. Albert & Cie., München, 1891.)

Es ist gewiß ganz am Platze, wenn ich hier die anmutige Schilderung einschalte, welche Alois Wohlmuth von St. Ursanne gibt:

„St. Ursanne, in den Bergen des steilen Jura sanft eingewiegt, hat sich sein mittelalterliches Gepräge derart erhalten, daß man bei seinem Anblick glauben möchte, es habe seit Jahrhunderten in einem tiefen Schlafe gelegen. Im Norden der tiefgelegenen Stadt erheben sich bizarr geformte Felsmassen, von deren Höhe die Ruinen einer alten Raubritterresidenz recht wehmütig und traumverloren ins Thal blicken, Grüße herabsendend aus der alten, längstverklungenen, vielbesungenen Zeit der Tournierritter, der Butzenscheiben und Hexenverbrennungen. Morsche Mauern mit Schießscharten, in denen wilde Tauben nisten, verbinden die Reste des romantischen Räuberasyls mit dem Thore des Städtchens. Dieses Thor! — ein Witz, eine Caprice, ein alter, närrischer Einfall aus Mörtel, Holz und Stein; unten breit und massiv, dann turmartig, schmal und immer schmäler, endlich ganz schlank, und statt der Spitze eine breite Kopfbedeckung, gleichsam Geßlers Hut auf der Stange. Stillos, aber urgemütlich. Zwischen Felsen und einem kecken Bug des Flusses zwängt sich die Stadt dem Süden zu. Kaum fünf Minuten im Schlenderschritt, und man hat ihr Südende erreicht, wo wieder ein altes, stilverwirrtes Thor wie ein humoristisches Pendant zu seinem nördlichen Kollegen mit wichtig thuender Miene die kleine Gruppe von Häusern abschließt. Von hier aus erblickt man den historischen Felsen, in welchem der fromme Asket Ursus mit seinem brummigen Genossen und Namensvetter gehaust. Hoch oben neben der Grotte des Heiligen steht eine kleine Kapelle, sich bis über die Schulter in Fliedersträuchern badend. Zur Linken derselben, von Jasmingebüschen umschmeichelt, der gekreuzigte Genius der Menschenliebe. In den wurmstichigen

Holzzacken seines Heiligenscheines sitzt manches alte Wespennest. Das Ganze gleicht einem steinernen Märchenbuche.

„Gar viele monumentale Baulichkeiten bezeugen, daß sich dieser Ort im Mittelalter anschickte, unter den Städten des Jura eine Rolle zu spielen. Heute stehen die großen, burgartigen Gebäude in dem winzigen Städtchen da wie rechte Großprotzen. Mit ihren originellen Physiognomien sehen sie drein, als wollten sie sich über ihre gute Herrin lustig machen und ihr unaufhörlich zurufen: Ei potztausend, was machen wir denn in einem so kleinen, verschlafenen Nest! Auf je zwei Dutzend Bürger kommt in Ursanne ein Wirtshaus; denn die Stadt besitzt deren so viel, wie der heilige Passions-weg Stationen; und ein jedes ladet, winkt und animiert durch ein altes Schild aus Schmiedeeisen oder Blech. Diese eiserne Menagerie in den Lüften, bestehend aus Löwen, Ochsen, Schlangen und anderem Getier, gibt der Stadt einen gut-mütigen, anheimelnden Charakter. Und überall, wohin das Auge fällt, erblickt es, gemeißelt, geschnitzt, gemalt das Wappen der Stadt: den aufrechtstehenden Bären mit dem Bischofsstab im Bärenarme.

„In der Mitte Ursannes steht, breit dominierend, ernst pathetisch, der gotische Dom, aus mächtigen Quadern gefügt. Ihm gegenüber, in einer Entfernung von hundert Schritten, liegt die massive, steinerne Doubs-Brücke. Steht man auf derselben, so sieht man — ein reizvoll intimer Blick, wie der hinter die Kulissen — die ganze Rückseite des halb verwitterten Städtchens, Gemüse- und Blumengärten, trocknende Wäsche aller Art, Wiegen, Bienenkörbe, zerbrochene Spinnrädchen, Vogelhäuser, weidende Ziegen am Strick, Fischgeräte. . . . Natürlich fehlt der Brücke ihr heiliger Nepomuk nicht. Unfern dem Dome befindet sich ein Brunnen, der aus vier weit-aufgerissenen Fratzenmäulern Wasser ausspeit.“

Alles, was hier Wohlmuth sagt, stimmt überein mit den Eindrücken, die auch wir in dem alten Städtchen empfingen; nur irrt er sich, wenn er den Dom für gotisch ausgibt. Er ist romanisch. Auch hat Wohlmuth nicht erwähnt, daß durch jene Felsmassen im Norden über der Stadt der nach Frankreich führende Schienenstrang sich Bahn gebrochen hat, wodurch übrigens der romantisch-idyllische Charakter des Städtchens durchaus nicht gestört wird. Denn unten in der Ortschaft, die gut zwanzig Minuten vom hoch oben liegenden Bahnhof entfernt ist, merkt man nichts von den durch die Felsengalerien rollenden Bahnzügen, und dringt etwa einmal von der im Osten der Stadt über eine tiefe Schlucht setzenden imposanten Eisenbahnbrücke ein dumpfes Donnern oder der Pfiff der Lokomotive in die Stille des Flußthales und der alten Ringmauern, so wird durch den Gegensatz des dort droben vorüberhastenden modernen Weltverkehrs zur ruhigen Behaglichkeit des mittelalterlichen Restes der Reiz des letzteren nur noch verstärkt.

Als wir so ungefähr um vier Uhr nachmittags auf der Straße vom Bahnhof nach der Stadt hinabgingen, deren Felsen und Turmspitzen soeben von den Strahlen der bereits tiefstehenden Herbstsonne gestreift wurden — das am Morgen zweifelhafte Wetter hatte sich nämlich ganz aufgehellt — als wir dabei unseres alten Freundes, des Doubs, ansichtig wurden, auf dem hier, wo er wieder eine seiner sanften Launen hat, einige Kähne fuhren und wir nun das geschlossene Viereck der Stadt überschauten, eine so regelmäßige Rechteckfigur, wie Kinder ihre hölzerne Stadt auf dem Tisch aufzustellen pflegen, dann am Thor anlangten, dem Thor mit dem alten bischöflichen Wappen, und durch die niedere Wölbung die Gasse entlang sahen, wo einige wenige der Sonntagsruhe genießende Bürger gemächlich umherstanden, da wurde es uns selbst ganz

altertümlich zu Mute und in köstlichem Umherschlendern genossen wir, was den Blicken sich darbot. Hiezu gehörte unter anderm ein rechter Hand liegendes kleines, aber zierliches Haus, dessen Thor und Fenster durch schöne Renaissanceornamentik ausgezeichnet sind, vielleicht ehemals die Wohnung eines Chorherrn. Wir durchwanderten die paar Gassen mehrmals, immer wieder da und dort eine kleine Merkwürdigkeit entdeckend, eine bauliche Verzierung, eine lateinische Inschrift u. dgl., nicht erst zu sprechen vom Dom und seinem mit wunderbaren alten Steinfiguren geschmückten Portal. Ein älterer Mann, den wir über einiges befragten, gab uns ziemlich witzig Bescheid; er wünschte sich die alte Zeit des Bischofs und der Chorherren nicht mehr zurück. Dann genossen wir auch von jenseits der alten steinernen Brücke das Stadtbild, das Wohlmuth so vortrefflich beschrieben hat. Inzwischen wurde es dämmerig. Der Mond stieg über den bewaldeten Höhen empor und glitzerte mit langen Silberstreifen in den Wellen des Doubs. Ich bedauerte einigermaßen, daß wir, um am andern Morgen Zeit zu sparen, nach Delsberg zurückkehren mußten. Doch ging unser Zug glücklicherweise erst nach neun Uhr, so daß wir hier noch zu Nacht essen konnten. Das geschah denn auch auf sehr gemütliche Weise im „Ochsen“, dem einzigen Gasthof, wo warme Speisen verabreicht werden. Wir hatten die Ausbeute unserer Jagd von diesem Morgen bei uns, die vortrefflichen Pilze. Da entwickelte nun Freund M. ein ganz neues Talent, indem er der verständigen und artigen Wirtin den Vorschlag machte, er wolle selbst diese Schwämme mit Reis zu einem richtigen Risotto kochen. Gern ließ sie ihn gewähren, da sie sich bald überzeugte, daß kein Unberufener sich ihr als Küchenmeister aufdränge. Ein fröhliches Hantieren entwickelte sich also am flackernden Herdfeuer. Bald waren die Pilze gereinigt und nun mischte der neue Küchenchef

des „Ochsen“ zu St. Ursanne in richtiger Weise Reis und Zubehör und brachte in der That einen Risotto zustande, von dem auch die Wirtin, als sie ihn dann drinnen am Tisch mit uns kostete, erklärte, daß sie so delikaten Reis nie gegessen habe und sehr zufrieden sei, nun zu wissen, wie man ihn bereiten müsse. Auch was sie uns sonst auffsetzte, war übrigens gut, ebenso der Wein. Dabei gab sie uns, da ich die Rede auf ihn lenkte, ausführliche Auskunft über den Münchener Schauspieler und Poeten von St. Ursanne.

Wohlmuth hatte im vorigen Sommer hier im „Ochsen“ gewohnt, nicht zum erstenmale übrigens. Schon seit vielen Jahren war er fast jeden Sommer hieher gekommen und hatte sich sogar mit der Absicht getragen, hier ein Haus zu kaufen. Sie erinnerte sich mancher Züge, die auf etwas exzentrisches Wesen hindeuteten. Oft habe er tagelang beinahe nichts gegessen, keine ordentliche Mahlzeit eingehalten, immerfort nur auf seinem Zimmer geschrieben. Dann plötzlich, besonders wenn andere Gäste da waren, habe er sich reichlich auftischen lassen und sei dann sehr lustig geworden. In solchen Zeiten habe er dann auch das Geld mit vollen Händen weggeworfen, wirklich auf die Straße geworfen, selbst Fünfrankenstücke, nach denen die Straßenjugend lief und um die sie sich balgte. Es sei ihm daher auch immer ein Schwarm Kinder nachgelaufen, wenn er spazieren gegangen sei. „Ein lieber, lieber Herr!“ schloß die Wirtin ihren Bericht.

Daß er eine überaus starke Phantasie besessen, dafür legt sein Buch Zeugnis ab, wo unter anderm in Versen ein Traum geschildert wird, den er in der Kirche von St. Ursanne träumte. Arme Leute beteten, daß ihnen materielle Hilfe zu teil werden möge. Da ihnen aber niemand etwas schenkte, stieg zuletzt das Christusbild vom Postament herunter. Doch natürlich hatte es kein Geld. Also schritt es zum Altar,

nahm die Monstranz und den Kelch und andere heilige Pretiosen, gab sie den Armen und sagte: „Kauft Euch, Brüder, Brot dafür.“ Weiter heißt es nun:

Durch die Kirchenthür gewatschelt
Kam der lahme, kleine Küster,
Seine Augen schielten, seine
Brauen glichen Vogelnestern.

Das Gesicht war gelb und faltig,
Die Gestalt im schwarzen Langrock
Glich im ganzen einer Krähe,
Welche alt und hinkend ist.

Als er unsern Herrn erblickte
Bei den Kindern, war er wütend,
Krächzte, aus der Kirche humpelnd:
„Christus ist uns ausgekommen!“

„Christus ist uns ausgekommen!“
Hörte man ihn draußen krächzen,
Und die Leute von Ursanne
Stürzten eiligst in die Kirche.

Und es strömten in die Kirche
Pharisäer, Sadducäer
Und der Pfarrer von Ursanne,
Viele Geistliche und Fürsten.

Und der Küster heulte: „Christus
„Raubte uns die Kirchenschätze
„Und verschenkte sie an Lumpen,
„Das ist heller Kommunismus!“

Und die Pharisäer schrieen:
„Kompetenten Ortes werden
„Wir die Sache denunzieren,
„Daß er exkommuniziert wird!“

Und nun fangen sie Christus wieder ein und schlagen ihn ans Kreuz — wie man sieht, eine furchtbare Satire auf das Kirchentum, das zwar Christus im Munde führt, aber wenig mehr in seinem Geiste handelt. Natürlich hat der Münchener Dichter, als er diesen Traum in der Kirche von St. Ursanne gestaltete, am wenigsten an die Zustände dieses ihm lieben Städtchens gedacht; nennt er doch in der Strophe, in welcher Christus abermals ans Kreuz geschlagen wird, diejenigen, die diese Missethat begehen, ausdrücklich: „Händler, Streber, Börsianer, Junker und Kommerzienräte“ und mindestens diese drei letzteren Sorten sind in St. Ursanne ganz gewiß nicht vertreten.

Im Gegenteil bekam ich von den Einwohnern einen recht guten Begriff, als, während wir noch am Nachtessen saßen, nach und nach die größere Gaststube nebenan sich mit Besuchern füllte, die zum Abendsitz sich einfanden. Zufällig hörten wir ihre Unterhaltung; sie war, in ruhigem Ton geführt, eine ernsthafte und interessante, indem einer der Bürger gewisse historische Erinnerungen an frühere Zeit auffrischte. Es schien mir aus dem, was ich verstehen konnte, hervorzugehen, daß der erste Napoleon auch einst durch St. Ursanne gekommen war und, wie fast überall, wo er sich aufhielt, mit seinem wunderbar durchdringenden Blick gewisse Verhältnisse — hier handelte es sich um Straßenbau und Forstwesen — rasch durchschaut und entsprechende Verordnungen erlassen hatte, die noch eben jetzt als ganz vortreffliche erklärt wurden. Unwillkürlich fielen mir, indem ich diesem Gespräch lauschte, die Verse ein: „On parlera de sa gloire sous le chaume bien longtemps“ ...! Ja, wohl, trotz allem, was die historische Kritik geleistet hat, diesen gigantischen Mann seiner Herrlichkeit zu entkleiden — und das ist nicht wenig, man denke an Lanfreys Buch und an

so viele intime Memoirenwerke — er hat doch in die Phantasie der Nationen für immer das Bild eines unvergleichlichen Heros geprägt.

Denn ich bin stark. Bin nicht ein Mann der Menge
Gleich andern. Wie in weiches Wachs drück' ich
Die harte Hand zu ewigem Gedächtnis
Ins Erz der kommenden Jahrtausende.

8.

Und es ward Abend und ward Morgen — der achte Tag unserer Wanderung und der letzte. Die in Delsberg in einem Gasthof nahe an der Station zugebrachte Nacht war nicht die beste gewesen, wenigstens für mich, da im Nebenzimmer ein paar stark angesäuselte Herren nach Mitternacht gymnastische Uebungen vornahmen, die mich aus dem tiefsten Schlaf weckten. Der Lärm wurde so arg, daß ich ihnen zuletzt einen Besuch abstattete, und es mag ziemlich komisch ausgesehen haben, wie wir im Nachthemd und ein Licht in der Hand miteinander parlamentierten. Mit der Versicherung, sie wollten sich nun still verhalten, wünschten sie mir schließlich eine ruhsame Nacht und ich zog mich wieder zurück, fand aber den Schlaf erst gegen Morgen.

Das Stündchen, das uns bis zum Abgang eines Zuges in der Richtung nach Münster freiblieb, war gerade recht, das freundliche Städtchen flüchtig zu besehen, wobei selbstverständlicherweise das ehemalige bischöfliche Schloß die Hauptaufmerksamkeit in Anspruch nahm. Der durch Größe außerordentlich imposante Bau ist es von der Gartenterrasse aus auch durch einen gewissen vornehmen Stil seines Mittelstückes; die Seitenflügel sind mehr kasernenhaft. Das Collège und das katholische Lehrerinnenseminar des Jurabezirks befinden sich darin.

Aber lang war hier unseres Bleibens nicht, da auf dem Programm dieses Vormittags die Besichtigung der Eisenwerke von Choindez stand.

Choindez liegt eine Stunde weit aufwärts von Delsberg an der Birs und gehört zur Gemeinde Courrendlin, die auf deutsch Rennendorf heißt, wie Choindez vielleicht aus dem deutschen „Schwendi" entstanden ist. Da nämlich die meisten französischen Ortsnamen dieser Gegend auf deutsch einen bessern Sinn ergeben — unter Dachsfelden kann man sich z. B. doch eher etwas denken, als unter Tavannes — so geht man wohl nicht fehl, wenn man die deutschen Ortsnamen für die ursprünglichen ansieht.

Es hat nun dieses Choindez den einzigen Hochofen der Schweiz und ist, mit Hunderten von Arbeitern, die es beschäftigt, eine überaus großartige Anlage, die eines Besuches wohl wert war. Am obern Ausgang einer der zahlreichen Felsenklusen des Birsthals gelegen, bildet diese moderne Werkstätte Vulkans keinen unnatürlichen Gegensatz zur schönen Landschaft, wie das bei andern Fabriken meistens der Fall ist. Eine Eisenschmelze, die aus dem rohen Bohnerz des Gebirges im Hochofen glühende Ströme flüssigen Metalls zaubert, ist im Einklang mit Wald und Fels und dem Gebirgswasser, dessen Kraft die ungeheuren Wasserräder und Turbinen treibt. Der freundliche Oberaufseher gestattete uns in weitgehendster Zuvorkommenheit die Besichtigung aller Werke und kann allerdings, was meine Wenigkeit betrifft, sicher sein, daß ich ihm hier kein Berufsgeheimnis ausplaudere. Denn das ist ja schon richtig, daß unsereiner mit einseitig humanistischer Bildung solchen maschinentechnischen Unternehmungen beinahe wie ein Wilder gegenübersteht und mit seinem Latein schnell am Ende ist. Eine dumpfe Verwunderung über die unheimlichen Giganten, die da in unendlich tiefen Baßtönen

brummen und summen, dort qualmen und dampfen, über die furchtbaren Arme, — die kettenbehangenen Krahnen — die schwere Kessel voll glühenden Erzes ergreifen, in ruhig abgemessener Bewegung durch die Luft tragen und am rechten Orte abstellen, über die lodernde Hölle, die dem klugen Menschen gehorchen und ihre Pforten nur öffnen darf, wenn er es fordert, dann aber sprühende Sterne herausschleudert und in weißglühenden Brunnen sich ergießt — das ist bei allen den Versuchen, die hier in Betracht kommenden chemischen und mechanischen Gesetze zu verstehen, doch der vorwiegende Zustand des in solchen Dingen unerfahrenen Laien. Immerhin war die Erklärung unseres Führers eine so gute, daß sich uns nach und nach ein immer besseres Verständnis erschloß. Besonders interessant war der Besuch auf der offenen Turmzinne des Hochofens. Des giftigen Kohlenoxydgases wegen, das ihm entströmt, darf er oben nicht gedeckt sein; selbst so noch, bei Zutritt der frischesten Luft von allen Seiten, ist die Aufgabe der Männer, die dem ewigen Fresser dort neue Speisung geben, — das Bohnerz, das er schmelzen muß und Kalksteine dazu, die die Hitze und daher den Schmelzvorgang befördern — eine nicht ungefährliche, so daß immer mehrere Arbeiter zur Hand sein müssen, um, wenn einer von der giftigen Luft betäubt würde, ihn mit raschem Griff zu retten. Außer der Stiege, die wie in einem Kirchturm zu dieser Zinne emporführt, ist auch ein Aufzug vorhanden, auf dem die mit der Ueberwachung dieses künstlichen Vulkans Betrauten schnell aus der Tiefe hinauf und wieder hinunter befördert werden. Neben dem Hochofen, der an diesem Morgen ein ganz besonderes Sodbrennen, Verdauungsbeschwerden und folglich seine Launen hatte, die dem treuen Elefantenwärter entschieden Kummer machten, sind noch mehrere Schlackenöfen da; alle befanden sich in voller Thätigkeit

und boten uns Gelegenheit, mehrmals das immer einigermaßen aufregende Schauspiel des Hervorströmens des geschmolzenen Metalls in die mit Lehm ausgefütterten Gefäße zu sehen und aus letzteren dann den Guß in bestimmte Formen. Im Zusammenhang mit der Schmelze stehen großartige Schmiede- und Schlossereiwerkstätten, außerdem befindet sich hier auch eine Zementfabrik, indem die Schlacke zur Bereitung des Zements ein sehr geeignetes Element liefert. Mehrere Stunden brachten wir mit der Besichtigung aller dieser technischen Wunder der Neuzeit zu und schieden mit dem Gefühl der Hochachtung von dieser Stätte menschlichen Fleißes und menschlicher Intelligenz.

Es that aber auch wieder gut, nun auf dem schönen Wege durch das enge Birsthal nach Münster (Moutier) die Augen zu erfrischen im Blick auf Tannen und Wiesengrün, den rauschenden Fluß und die Felsen, deren merkwürdige Formen dem Geologen als „Runzeln“ unserer Mutter erscheinen, Runzeln im Abkältungsprozeß der Oberfläche entstanden. Dergleichen zu wissen, schadet nicht, vorausgesetzt, daß man es vergessen kann, wenn man die Natur genießen will so naiv, wie Hirsch und Reh und die Amsel im Busch sie genießen.

In Münster, wo uns der Oberaufseher der Eisenwerke von Choindez liebenswürdigerweise durchs Telephon zum Mittagessen angemeldet hatte, waren wir im Gasthof zum „Hirschen“ so gut aufgenommen, daß wir uns hüten mußten, dort nicht zum Schluß unserer Wanderung ein verweichlichendes Capua zu erleben. Daher warteten wir keineswegs hier den Nachmittagszug ab, der uns heimführen sollte, sprachen nicht zum Augenblick jenes verhängnisvolle: „Verweile doch, du bist so schön“, auf das bekanntlich der Teufel lauert, sondern warfen trotz der guten Mahlzeit noch einmal die Tornister

über den Rücken und trabten bis zur nächsten Eisenbahnstation, Court, woraus ich übrigens uns kein zu großes Verdienst machen will, da eben diese Wegstrecke wieder eine der romantischesten des ganzen Birsthals ist. Auch hier treten die Felsen eng zusammen, so daß Straße, Fluß und Eisenbahn zuweilen kaum Platz haben, letztere auch wirklich öfter innen im Felsen läuft und dann wieder aus schwarzen Tunnelthoren ans Tageslicht tritt. Obwohl freundlicher Sonnenschein am Himmel glänzte, gingen wir hier doch im Schatten der Berge; erst als wir bei Court aus der Schlucht hervortraten, hatten wir die Sonne, und nun machte die offene, lichtere Gegend uns fast einen ähnlichen Eindruck, wie man ihn beim Heraustreten aus der finsteren Schöllenen ins helle Urserenthal empfängt. Besonders anziehend schien mir die Abdachung der Berge von der Hasenmatt her, der Fortsetzung des hintern Weißensteins, und es hätte nicht viel gebraucht, mich zu einem Seitenabstecher in das Waldthal von Gänsbrunnen u. s. w. zu bewegen. Aber es war aus mancherlei Gründen Zeit, heimzukehren. Also in den Zug nach Sonceboz-Biel-Bern! Die angenehme Ueberraschung, hier einen direkt von Berlin über Basel auf Ferien heimkehrenden jungen schweizerischen Architekten anzutreffen, einen werten Bekannten, der uns frisch von seinen Berliner Eindrücken unterhielt, half uns leidlich hinweg über die sonst nicht angenehme Fahrt im vollgepfropften Waggon, den noch dazu ein halbverrückter Kerl aus Tavannes mit widerwärtigem Geschrei erfüllte. Was das Vollpfropfen der Waggons betrifft, so besteht meines Wissens eine bundesrätliche Vorschrift, die anläßlich des Mönchensteiner Unglücks erlassen oder wenigstens damals erneuert wurde und von den Bahnverwaltungen verlangt, daß sie niemals alle Waggonplätze besetzen. Hat das schweizerische Eisenbahndepartement nicht die Macht, es durchzusetzen, daß

einer solchen Vorschrift auch wirklich nachgelebt werde? Jedenfalls geschah es nicht in jenem am 3. Oktober abends gegen 6 Uhr von Sonceboz her in Biel eintreffenden Jura-Simplon-Zuge; es war uns daher auch nicht möglich, von den landschaftlichen Reizen, welche diese Fahrt sonst gewährt, mehr als einen gelegentlichen sehr dürftigen Blick zu erhaschen. Von Biel nach Bern dagegen konnten wir uns in einem fast leeren, neuen und sehr hübschen, elektrisch beleuchteten Waggon derselben Bahngesellschaft von der bisherigen Fahrt einigermaßen erholen, bis in Münchenbuchsee eine tumultuarische Schar junger Leute den Waggon mehr stürmte als nur besetzte; die Teilnehmer eines Telegraphenkurses seien es, versicherte jemand, dem ich mehr Glauben geschenkt hätte, wenn er gesagt hätte, es seien wie zivilisierte Menschen gekleidete Ureinwohner von Borneo. Ich erwähne dergleichen scheinbar Geringfügiges, weil ich längst finde, daß auf unsern Eisenbahnen der ruhige Reisende nicht genügend geschützt ist vor Belästigung durch rohe Mitfahrende; es wird keine rechte Wagenpolizei geübt. Man muß dergleichen nicht bloß vom Standpunkt starker Nerven beurteilen; auch ich bin schließlich nicht so überzart konstruiert, um eine Stunde Eisenbahngeheul nicht ertragen zu können. Mehr als das lärmende Gebrüll direkt belästigt mich der Gedanke, daß nun da in höchst unrepublikanischer Manier ein paar übermütige Gesellen eine ganze große Reisegesellschaft, ohne Achtung für die Rechte der Mitfahrenden, terrorisieren. Und weiter stelle man sich doch vor, daß z. B. Frauen mit schlafenden Kindern im Arm eine solche Fahrt mitmachen müssen, die der Mutter aus Sorge um das Kind und dem Kinde selbst, durch die beängstigenden Eindrücke, die es empfängt, zur wahren Hölle werden kann. „Gehen Sie in die zweite, gehen Sie in die erste Klasse!“ — diesen Einwand wird man mir nicht ernstlich machen

wollen. Es muß besonders auch in einem auf demokratische Prinzipien haltenden Volke möglich sein, daß Leute jeden Standes, die über nur bescheidene Geldmittel verfügen, auf einer Reise gleichwohl nicht einer ihnen vielleicht sogar gesundheitsschädlichen Belästigung durch rohe Mitreisende ausgesetzt sind. Und hiezu müssen im Eisenbahnverkehr erstlich schon die Stationsvorstände Hand bieten, indem sie tierisch brüllende Individuen überhaupt nicht in einen Personenwagen einsteigen lassen, sodann Zugführer und Kondukteure, indem sie, ohne erst eine Aufforderung abzuwarten, gegen derartige Exzesse von sich aus einschreiten. Denn die Passagiere selbst untereinander haben hiezu keine Befugnis und oft, wenn einzelne gegen zu arge Skandalmacher protestieren, entstehen daraus nur Injurien und Streitigkeiten. Das Beste wäre freilich, wenn allmälig in weiten Volksschichten die Roheit so abnähme, daß derartige Szenen von selbst wegfielen; im Ganzen glaube ich, daß eine solche Abnahme thatsächlich stattfindet und, abgesehen von dem günstigen Einfluß der Schule, teilweise durch den Militärdienst bewirkt wird, der manchen jungen Leuten eine gewisse Zucht und bessere, anständigere Haltung beibringt. Aber noch immer wird diese bessere Haltung zu leicht durch ein paar Gläser über den Durst umgeworfen, ist also durchschnittlich noch lange nicht solid genug, und manche junge Republikaner meinen wohl gar, damit eben zeigten sie sich als freie Bürger, wenn sie ohne Rücksicht auf andere austoben. Im Gegenteil verfallen sie eben hiedurch der allerkrautjunkerlichsten Anmaßung, da die wahre Freiheit nicht einigen wenigen Individuen gestattet, sich auf Kosten aller andern zu amüsieren.

Zur „Herbstwanderung im Jura“ gehören diese letzten Bemerkungen streng genommen nicht mehr, da sie allgemeine Verhältnisse unseres Volkslebens behandeln. Wie sie aber

so dastehen, ein wenig bärbeißigen Charakters nach allen den vorwiegend heitern Bildern, welche diese Schilderung brachte, mögen sie die Regentage versinnbildlichen, die nun sofort anhoben, als wir von unserer sonnigen Jurawanderung zurückgekehrt waren. Gleichwohl sollen sie nicht die Schluß-betrachtung bilden, die vielmehr dahin geht, den über den Alpen vielleicht zu sehr vernachlässigten Jura auch andern Spaziergängern zu empfehlen. Und noch eines möchte ich hervorheben: daß es zur Erfrischung des ganzen Menschen nicht großer, viele Wochen dauernder Reisen bedarf. Wenn man es recht einrichtet, ist eine solche Tour von acht Tagen gerade das schönste Maß; man bleibt bis zum Ende für neue Eindrücke empfänglich und wundert sich zuletzt mit einer gewissen Zufriedenheit, wie viel man in so kurzer Zeit sehen und äußerlich und innerlich erleben konnte.





Aus westschweizerischen Sommerfrischen.

1894.

1.

Um die Zeit, da in unzählig vielen Menschenbrüsten die Sehnsucht erwacht nach dem Narrenseil, das zuweilen auch Gletscherseil heißt, beschloß ein Familienrat, ich sei zu dick und müsse gegen die — architektonisch zu sprechen — untere Ausladung meiner Fassade einen energischen Vorstoß unternehmen. Das bedeutete also, ich sollte ein paar Wochen lang in den Bergen vergnügtes Ungemach ausstehen, es herrlich schlecht haben. Früh vor Tag aufstehen, noch vor dem Frühstück ein paar Stunden möglichst vertikal ausschreiten, zähes Schaffleisch und überhaupt wenig essen, desto mehr schwitzen, steigen, klettern, den ganzen Tag in groben Schuhen stecken — das war so ungefähr das Programm, und zur Ausführung schien außer dem Weg über die Gemmi vornehmlich das Eifischthal im Wallis geeignet.

Aber es kam alles anders.

Die Menschen sind nämlich nicht wie die Violinen eingerichtet, die mit dem Alter immer besser werden, sondern wie die Klaviere, bei denen es nach einer gewissen Zeit von

Jahren zu lottern und zu klappern anfängt. Schon in Kandersteg verschaffte mir ein einziger kalter Nachmittag in nassen Kleidern eine völlig ausgewachsene Halsentzündung, der ich dann im Bade Leuk bettlägrig abpassen mußte. Als ich wieder auf den Beinen stand — siehe, da durfte ich den Gürtel eng schnallen wie ein Akrobat; weg war der Wanst. Damit fiel aber auch jede Veranlassung weg, mich in den Bergen asketisch abzuquälen. Im Gegenteil nahm ich nun als gutes Rekonvalescentenrecht in Anspruch, in schönen Wirtshäusern mich lieblich zu verpflegen. Aus dem Spartaner wurde handkehrum ein fröhlicher Sybarit. Hiemit hängt denn zusammen, daß man in diesen Aufzeichnungen von alpinem Sport herzlich wenig finden wird, wohl aber einige Fingerzeige nach Orten hin, wo auf braven Tischen leckere Schüsseln stehn und große Flaschen mit ehrlichen Weinen; dazwischen hinein aber doch auch noch einiges andere.

2.

An einem der letzten Abende im Juli reisten wir von Bern ab und wollten in Aeschi nächtigen. Das wäre dort aber nur im Freien möglich gewesen. Weder „Blümlisalp“ noch „Niesen“ hatten mehr ein Zimmer übrig. Und wie auf dem Korso einer großen Stadt bewegten sich die spazierengehenden Gruppen der Pensionäre auf der aussichtreichen Dorfstraße. Die beiden späten Wanderer grämten sich über die Abweisung nicht. Sie gingen noch nach Mülinen, wo an der Landstraße ein gutes Postwirtshaus steht. Hier waren wir ganz allein, aufs aufmerksamste bedient und in der Nachtruhe nicht gestört durch alle die Neben-, Ober- und Unterzimmergeräusche überfüllter Pensionsgasthöfe.

Früh am andern Morgen schlugen wir den Weg über

Reichenbach ein, der Frutigen rechts liegen läßt und zuletzt auf die Brücke von Bunderbach unterhalb Kandergrund ausmündet. So treu wurde an diesem ersten Tage an dem erwähnten Entbehrungsprogramm noch festgehalten, daß wir ohne Frühstück von Mülinen weggingen; in Reichenbach war man im Wirtshaus eben erst aufgestanden, als wir dem Kaffee nachfragten, auf den wir eine Weile warten mußten. Es ist ein stattliches und heimeliges ländliches Wirtshaus; auch andere zierliche Holzbauten geben der Ortschaft ein freundliches, nettes Ansehen.

Es war ein außergewöhnlich heißer Tag, so daß wir unsern ursprünglichen Plan, noch aufs Mittagessen in Kandersteg einzutreffen, aufgaben und in einem blitzblanken, schmucken neuen Wirtshäuschen an der Straße, dem blauen See gegenüber, einen Imbiß nahmen und dann daselbst unter den Tannen lange Rast hielten. Der Imbiß war aufs rücksichtsvollste meinen Abmagerungsabsichten angepaßt, obschon wir der Aufwärterin nichts über dieselben verraten hatten; so wunderbar kleine Portionen kalten Aufschnitts sind mir noch nie vorgekommen. Wahrscheinlich besteht die Absicht, den Reisenden in recht empfänglicher Stimmung für die Schönheit der Alpennatur zu halten, was nicht geschehen könnte, wenn er zu tief in materielles Wohlleben versänke.

Als wir später auf weichem Moos im Schatten der Tannen lagen, erscholl von einer nahen Bergeshalde, wo ein Knabe seine Ziegen weidete, ein so fröhliches, herzhaftes, kerngesundes Singen und Jodeln, wie ich es kaum jemals gehört hatte. Man spürte an jedem Ton, daß der junge Sänger nicht nur aus vollem Halse, sondern aus vollem Glück heraus sang. Er war ganz einsam, hatte es nicht darauf abgesehen, irgend jemand seine Gegenwart durch Gesang kund zu thun. Sein Singen brach hervor wie

Quellen aus wasserreichen Felskammern der Berge. Hier war also doch wieder einmal ein glücklicher Mensch; nicht bloß in alten Idyllen, auch in unserer modernen Wirklichkeit gibt es noch Hirtenbuben, die aus reinem Ueberschuß des Behagens froh in die sommerliche Luft hinaus Töne der Lust dringen lassen.

Es mag im Zusammenhang mit diesem Eindruck hervorgehoben werden, daß überhaupt im obern Kanderthal eine recht frische, gesunde und aufgeweckte Jugend angenehm auffällt. Ich machte diese Wahrnehmung nicht bloß diesmal als Tourist, sondern schon früher, wenn ich — was zweimal der Fall war — je einen ganzen Monat in Kandersteg zubrachte. Der Volksschlag ist ein viel gesünderer und kräftigerer als z. B. in den Lütschinenthalschluchten. In Mürren waren mir in diesem Frühsommer die schlechten, gelben, von Caries angesteckten Zähne der Schulkinder aufgefallen. In Kandersteg trifft man bei Knaben und Mädchen durchweg auf prächtige Gebisse, deren Weiße geradezu überrascht; auch manche ältere Leute zeigen noch sehr gut erhaltene Zähne. Sogar die Körperhaltung der Kinder — auf dem Lande sonst meistens eine zu gebückte, engbrüstige — ist in Kandersteg eine gute, freie. Die fast weißhaarigen Flachsköpfe werden hoch getragen und aus dem rotbäckigen Gesicht blitzen meistens recht muntere, gescheite blaue Augen. Ein paar Bergführer in Kandersteg sind wahre Typen kraftvoller, ja schöner Männlichkeit. Und ihre Leistungen entsprechen ihrem Aussehen. So kam es in diesem Sommer vor, daß ein Führer, der mit einer Gesellschaft die „Wilde Frau“ bestiegen hatte, nach der Rückkehr von dieser anstrengenden Partie nach nur e i n e r Stunde Ruhe sofort eine neue Hochtour antrat, indem er zwei Herren auf den Gipfel des Altels begleitete. Die äußere Haltung dieser Vertrauen erweckenden Männer ist für ge-

wöhnlich eine ernste; aber wer sie auf einer Hochtour näher kennen lernt, merkt bald, daß sie voll Humor stecken und in keiner Beziehung auf den Kopf gefallen, ja, in den Antworten oft sogar sehr schlagfertig sind. Wo nun in dieser Art bei den Eltern körperliche Stärke und geistige Munterkeit gepaart sind, ist es begreiflich, daß die Kinder, bei denen zu solchen Vorzügen noch die Sorglosigkeit der Jugend kommt, einen besonders guten Eindruck hervorbringen müssen. Der Idealvorstellung, die man sich von rechten schweizerischen Kindern der Berge macht, kommen sie von allen im Berner Oberland am nächsten; vielleicht läßt deshalb die vortreffliche Jugendschriftstellerin Johanna Spyri eine ihrer hübschesten Geschichten in Kandersteg spielen.

Leider kann das hier Gesagte nicht für das ganze Kanderthal gelten. Weiter unten, in Frutigen, hat der Teufel eine seiner schlimmsten Gifthütten mitten in das herrliche Alpenthal gestellt: die Phosphorzündhölzchenfabrikation, die trotz allen angewendeten Vorsichtsmaßregeln jährlich eine Anzahl Opfer fordert. Daß es sich hiebei nicht bloß um Ausfallen der Zähne, sondern um Wegfaulen der Kieferknochen handelt, ist allgemein bekannt, da die verderbliche Zündhölzcheninbustrie des Frutiglandes in allen Zeitungen der Schweiz ausführlich behandelt wurde, als der Gesetzesvorschlag, diese Industrie durch ein schweizerisches Monopol unschädlich zu machen, der Volksabstimmung unterbreitet wurde. Das klägliche Ergebnis der Abstimmung hat den Bestand der Phosphorzündhölzchenfabriken des Frutigthales für Jahre hinaus wieder gesichert.

3.

Wir nahmen in der „Viktoria“ Quartier, wo eine ganze kleine Bernerkolonie sommerfrischelte, darunter nahe persönliche Freunde. Unter einem jungen Wirt hat dieser Gasthof großen Aufschwung genommen, ohne deshalb ein prätentiöses, ungemütliches Gepräge zu zeigen. Als sehr angenehm fiel mir die Einrichtung des Speisesaals auf, indem es hier nicht eine einzige lange oder hufeisenförmig zusammengestellte Wirtstafel gibt, sondern die Gäste an vielen kleineren Tischen speisen, so daß größere Familien oder befreundete Personen, die eine Gruppe ausmachen, ihren besonderen Tisch erhalten. Jeder Tisch hat eine ihm zugeteilte Aufwärterin, während den Mahlzeiten sorgt außerdem der höchst aufmerksame Wirt persönlich dafür, daß es keinem der Gäste an etwas fehle.

Die Gesellschaft bestand, außer einigen gemütlichen und vergnügten Berner- und Baslerfamilien, hauptsächlich aus Engländern, neben denen hie und da ein paar deutsche oder französische Touristen auftauchten. Im allgemeinen berührt der große Fremdenstrom Kandersteg nicht so sehr, als die Schönheit des Hochthals und seiner Umgebung dies verdienen würde. Der echte Hochtourist freilich kommt hieher, da die gewaltigen Gipfel der Blümlisalp, Doldenhorn, Balmhorn und Altels ihn locken. Ich sah ein paar Engländer, welche zwei dieser Berge bei Nebel und Regen absolviert hatten, nur um oben gewesen zu sein. Wer länger hier weilt, paßt für solche Touren natürlich das gute Wetter ab. Und da wagen sich selbst Damen auf die Wilde Frau und aufs Balmhorn; auf letzterem Berg hat sogar ein bernischer Konzertmeister in einer Gletscherspalte seine Visitenkarte persönlich abgegeben.

Meine Wenigkeit begnügte sich mit einem Spaziergang zum Oeschinensee, der an jenem letzten Sonntag im Juli lieblich da lag zwischen den steilen grauen Mauern des Gebirgsstocks und den grünen Matten und Tannenwäldern voll Alpenrosen und reifer Heidelbeeren. Auch dort oben steht jetzt ein kleiner Gasthof, der seine ständigen Pensionäre hat; irre ich nicht, so können dort über zwanzig Personen logieren. Das Haus war auch wirklich überfüllt von Liebhabern einer reinen Höhenluft und der herrlichen landschaftlichen Natur sowie der alpinen Flora, die an den Ufern des Sees gedeiht. Kulinarisch verwöhnten Leuten wäre freilich der Aufenthalt hier nicht zu empfehlen. Daß bei Fleischnahrung größte Frische die erste Bedingung ist, wird von gar zu ländlichen Wirtsleuten manchmal übersehen, man nimmt es auf dem Lande damit nicht so genau. Vielleicht wäre es am richtigsten, an einem solchen Orte vegetarische Kost einzuführen, immerhin nicht mit Ausschluß der Milchspeisen. „Geschwungene Nidle" (Schlagsahne) mit Erdbeeren bildete bei jenem Sonntagsessen die Krone der Mahlzeit. Mancherlei Unterhaltung gewährt den Gästen der See, auf dem zwei Fahrzeuge liegen; auch badet man darin, wenn man die meistens etwas niedere Temperatur des Alpenwassers nicht scheut.

Am Abend bildete ein prächtiges Hochgewitter, wie leider so oft in unserm Lande, die Einleitung zu mehrtägigem Regenwetter. Da war nun nicht viel zu unternehmen. Einmal besuchten wir ein jenseits der Kander auf einem bewaldeten Hügelabhang reizend gelegenes Holzhäuschen, das merkwürdigerweise immer nur im Winter von zwei Engländerinnen bewohnt wird. Der Wirt der „Viktoria" und seine junge Frau haben sich dieses Häuschen ursprünglich als Privatwohnsitz erbaut und etwas überaus Zierliches zu stande ge-

bracht. Mit der schönen Holzarbeit des Baus steht auch die innere Ausstattung, der schmucke, geschnitzte Hausrat im Einklang. Da die Engländerinnen, wie gesagt, sich nur den Winter vorbehalten haben, vermietet der Wirt das Häuschen im Sommer an Familien, die hier eigenen Haushalt führen möchten. Die Lockung, dies zu thun, ist eine sehr große für jeden, der an Ort und Stelle war. Gleich hinter dem Hause zieht sich parkähnlich ein kleiner Wald von Lärchen und Tannen hin; unter den Fenstern hat man auf dem begrenzten Hügelabhang ein hübsches Gärtchen mit Dahlien, Mohnblumen und Ananaserdbeeren. Vor allem heimelig aber ist es in den innern Gemächern, die zwar etwas liliputanisch klein, aber desto zierlicher sind und durch die schön geschnitzten Stühle, Tische, Bettstatten u. s. w. den Eindruck stilvoller Einheitlichkeit hervorbringen. Auch eine gedeckte Laube oder Altane läuft um das Häuschen, das mit dem Dorfe Telephonverbindung hat. Letztere erscheint nicht überflüssig, wenn man bedenkt, daß hier im Winter, oft tief eingeschneit, zwei einsame Frauenzimmer hausen. Den Bildern nach an den Wänden zu schließen, dürften es Heilsarmeeamazonen sein. Sie sind übrigens nicht die einzigen Eremiten der Gegend. Auf der Oeschinenalp, also noch höher als der Oeschinensee, hat ein aus Deutschland stammender Maler den ganzen letzten Winter einsam zugebracht. Dazu bedarf man außer einer riesenstarken Gesundheit, deren er sich thatsächlich erfreuen soll, großer Entsagungsfähigkeit und Willensstärke und wohl auch eines gewissen Reichtums eigenen inneren Lebens. Ein Winter, völlig einsam verlebt in dieser Schnee- und Eiswildnis am Fuße der Blümlisalp, dürfte einem Winter im Nordpolareis zuweilen sehr ähnlich sehen, so daß man sich über die Energie eines Menschen wundern muß, der dergleichen auszuhalten vermag.

4.

Ein paar Tage später befand ich mich im Bade Leuk und als Patient tief im Bett. In früheren Jahren war es mir öfter geglückt, eine Halsentzündung durch eine starke Fußtour zu vertreiben; diesmal hatte der Marsch über die Gemmi bei elendem Befinden das Uebel nur noch verschlimmert und nun hieß es, ihm still halten. In der vortrefflichen „Maison blanche“ war das nicht allzu schwer. Angenehm drang durchs offene Fenster die viel mildere Walliser Luft. Bad Leuk liegt zwar höher als Kandersteg, ist aber wärmer. In Kandersteg friert man an Regentagen in den Zimmern, in Leuk nicht. Nur an den Abenden hatte ich eine zufällige Unannehmlichkeit auszustehen. Eine Berliner Seiltänzerbande — wohin kommt der Berliner nicht! — gab zwischen acht und zehn Uhr auf dem geräumigen Platze vor den Hotels ihre Vorstellungen bei Pechfackelschein und natürlich nicht ohne die große Trommel und Musik. Da mein Fenster auf den Platz hinausging, war diese Volksbelustigung nicht eben das, was ein von argem Kopfschmerz geplagter Patient brauchte. Aber es ging vorüber, wie alles vorübergeht. Zuletzt, als ich mich wieder hergestellt fühlte, hatte ich selbst meinen Spaß an der Findigkeit, mit der diese Kunstritter aus wenig oder nichts etwas zu machen wußten. So besaßen sie ein einziges Pferd, gaben aber gleichwohl eine ganze Cirkusvorstellung, die darin bestand, daß eine melancholische Dame auf diesem Pferde eine halbe Stunde lang im Kreis herumritt. Viel Erfolg hatte der Bajazzo mit seinen Späßen, obschon das, was er in Berliner Dialekt quäkte, weder von den meist französischen Badegästen noch von den biedern Dorfbewohnern verstanden werden konnte; da half eben die handgreiflichste Mimik nach.

Nach drei Tagen war ich wieder auf den Beinen und diese Beine hatten Lust, da eben eine schöne Sonntagsmorgensonne aufgegangen war, die paar Wegstunden nach der kleinen Stadt Leuk hinabzugehen. So geschah es. Es war eine angenehme, nicht zu anstrengende Vormittagswanderung, links zur Seite die tiefe Dalaschlucht, über die weiter unten, nach dem steilen Abstieg bei Inden, die imposante Brücke führt. Auch nahmen wir uns Zeit, genossen zuweilen den Schatten und würzigen Duft einer Gruppe von Arven- oder Fichtenbäumen und schauten mit neugierigen Blicken ins tiefe, weite Rhonethal hinab.

Das Städtchen Leuk, Leuka fortis, auch „Burgschaft Leuk“ im Mittelalter genannt — liegt gar romantisch da mit seinen zackigen Mauerzinnen und alten Schlössern, von denen eines als Gemeindehaus eingerichtet ist. Als wir in einem Gasthof bei der Kirche zu Mittag gegessen hatten, hörte ich von der Kirche her so schönes Orgelspiel und so wohlklingenden Vespergesang, daß ich nicht widerstehen konnte und hinüberging. Auch in nächster Nähe verlor der Gesang nicht, besonders nahm sich ein a capella gesungenes mehrstimmiges Misericordia sehr gut aus. Ich konnte die auf dem Orgellettner postierten Sänger nicht sehen; es waren jedenfalls nur ganz wenige, ein kleiner Halbchor. Aber sie sangen rein und sicher. Für eine doch so kleine Stadt war diese Wahrnehmung eine auffallende. Aber es muß hier besondere Liebe zur Musik zu Hause sein; denn ich erfuhr nachher, daß die prächtige, in Winterthur gebaute Orgel ein ganz neues, mit großen Opfern angeschafftes Werk sei.

Während ich so dem Gesang und Orgelspiel lauschte, glühten im Chor die gemalten Fenster vom Schein der Nachmittagssonne, deren Strahlen auch da und dort die betende Gemeinde streiften, das dünne Silberhaar eines Greises noch

silberner, die blonden Zöpfe eines Mädchens noch goldener beleuchtend. Da, halb hypnotisiert von dem Aufmerken auf die schöne Musik und von den Glanzspielen der Sonne, empfand ich wieder die unleugbare Macht dieser katholischen Kultusformen. Sie besteht wesentlich darin, daß sie ein stilles Staunen begünstigt, vor dem alle Gedanken in Schlaf versinken, während doch eine träumende Lebensempfindung rege bleibt, die den Menschen momentan geneigt macht, alles zu glauben und anzunehmen, was eben auf ihn eindringt. Es war mir interessant, daß einige Tage später ein Thüringer Pastor (ein ehemaliger werter Studiengenosse aus Jena), der mich in Siders besuchte, im Gespräch beiläufig äußerte, es fehle im protestantischen Gottesdienst dieses vom katholischen Kultus begünstigte Staunen des religiös bewegten Menschen. Eben dieses hatte ich in der Kirche des Städtchens Leuk selbst empfunden. Wenn dann nur die römische Kirche diese Momente staunenden Gedankenstillstandes nicht zur dauernden Gemütsverfassung der Gläubigen ausdehnen und verlangen wollte, daß überhaupt im Menschen der Intellekt ausgeschaltet oder blindlings dem absurdesten Dogma unterworfen werde!

5.

„Sierre!“ rief der die Waggonthür aufreißende Kondukteur. Und da war es. Da hatte ich mein liebes Siders wieder einmal erreicht und bald auch den nur wenige Schritte überm Bahnhof gelegenen Gasthof „Château Hôtel Bellevue“. Ich will nicht wiederholen, was ich in früheren Jahren in dem Buche „Spaziergänge in den Alpen“ über Siders geschrieben habe. Nur möchte ich der ziemlich verbreiteten Vorstellung begegnen, als wäre es in Siders im Hochsommer

vor Hitze nicht auszuhalten. So oft ich dort war, Mitte Juli und Mitte August, wehte immer das Rhonethal aufwärts ein sehr energischer Luftzug, der die angenehmste Kühlung brachte. Aber ein schweizerisches Spanien ist Siders allerdings mit seinem zerklüfteten Boden, auf dem die Sonne so heiße Weine kocht. Auch wie hier an wohl gepflegte Gärten und anderes Kulturland so dicht die eigentliche Wildnis grenzt mit allen möglichen stark duftenden, seltenen Kräutern und den mit dunkelroten Traubenbüscheln glühenden zahllosen Berberitzensträuchern, kommt unsereinem spanisch vor. In den Gärten biegen sich die Aprikosenbäume unter ihrer Last; große silbergraue Quitten glänzen unterm Laub hervor, Reseda, Rosen, Buchs, zu Baumhöhe gediehen, duften unter dem heißen Strahl der Mittagssonne fast betäubend. Im Garten des Gasthofs steht ein Akazienbaum imponierend groß wie eine Eiche. Die Vegetation geht hier durchweg ins Riesenhafte. Auch fremde Zierbäume erfreuen mit wundervollen Blüten. So stand vor unsern Fenstern im reichsten Schmuck seiner malvenartigen Blüten ein Althäabaum, von dem die graziöse schlanke Dame des Hauses — eine Engländerin — täglich für die Tafel einen Strauß pflückte, ohne daß deshalb der Baum beraubt erschien. „La noble contrée“ heißt diese Landschaft mit Recht im Volksmunde. Zu ihren Eigentümlichkeiten gehört namentlich auch, daß von der rechten Thalseite herab die schönsten grünsten Wiesen voll Nußbäume bis dicht an die Straße reichen, während dann die linke Thalseite hauptsächlich von weißen Kalksteinhügeln mit Rebenpflanzungen ausgefüllt wird. Es berühren sich hier Weiden alpinen Charakters, durch welche die frischesten Bäche eiskalten Wassers zu Thal hüpfen, mit Weinbergen und Obstgärten, welche durchaus an die heißen Gegenden Südeuropas erinnern. Man kann also in Siders sehr leicht und je nach dem Tages-

bedürfnis „schweizerisch“ oder „spanisch“ sich vergnügen. Wen nach letzterem es gelüstet, der gehe nur einmal in früher Nachmittagsstunde nach dem ehemaligen Kloster Gerunden, das jenseits des Thals auf einem nackten Hügelfelsen über der Rhone liegt. Da erfährt man ungefähr, was B. Studer in seiner Geologie der westlichen Schweizeralpen von der Umgegend von Sitten und Foully schreibt; es paßt das meiste beinahe wörtlich hieher:

„Auf den in schwüler Sommerhitze glühenden Felsen wächst der wilde Granatbaum, die Kugeldistel und selbst die amerikanische Opuntia; fast ohne Kultur gedeihen feurige Weine, Feigen, Mandeln und Safran. Cikaden schwirren und fast bei jedem Schritt wird man von zahllosen bunten Heuschrecken und südlichen Schmetterlingen umschwärmt. Alles erinnert an die Beschreibungen süditalienischer oder sizilianischer Gegenden, ja, man kann sich in die von der Sonne verbrannten Umgebungen des Libanon oder des Nil versetzt träumen.“

In diesem Kloster Gerunden wurde soeben tüchtig gemauert und erneuert, da es auf Winters Anfang als kantonale Taubstummenanstalt soll eröffnet werden. Wir fanden die alte Kirche teilweise von Bauschutt ausgefüllt und überhaupt in einem Zustande, der zweifeln läßt, ob man sie ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgeben wird. Unter diesen Umständen scheint es mir nicht unangemessen, auf die alten Holzschnitzwerke im Chor der Kirche aufmerksam zu machen. Es handelt sich um menschliche Figuren, welche die Chorstühle schmücken. Sind sie auch in der Feinheit der Ausführung den Figuren im Berner Münster nicht gleich zu achten, so steckt in ihnen doch ein erheblicher Kunstwert, namentlich durch den köstlichen Humor, den der Künstler in den Ausdruck der Gesichter zu legen wußte. Diese Gesichter scheinen durchweg

Porträte zu sein, so lebensvoll und realistisch wahr blicken sie aus ihrer fernen Vergangenheit in dieses späte Jahrhundert. An einer Stelle hat der Skulptor einen Mönch und eine Nonne neben einander gesetzt und durch die Haltung beider deutlich zu verstehen gegeben, daß sie einander durchaus nicht gleichgültig sind. Andere Gestalten stellen fromme Männer der Bibel oder wohl auch große Herren der mittelalterlichen Kirche dar. Und da haben, wie gesagt, die Gesichtszüge zuweilen einen so energisch lebensvollen und humoristisch schalkhaften Ausdruck erhalten, daß man vor Ueberraschung und Vergnügen beinahe aufschreit, wenn man ihn entdeckt. Es wäre sehr schade, wenn diese Holzskulpturen, die ohne jeden Schutz in der halbdemolierten Kirche jedem Zufall ausgesetzt sind, über kurz oder lang zu Grunde gehen sollten.

Zu den angenehmen Seltsamkeiten dieser merkwürdigen Gegend gehören auch drei tiefblaue Teiche, deren größter wohl schon See genannt werden darf; auf dem Weg nach dem Kloster Gerunden kommt man an ihnen vorbei, d. h. sie liegen in der Tiefe unterhalb des Pfades zwischen den mit niedern Föhren bewachsenen, sonnverbrannten Hügeln. Die Einrichtung einer kleinen Badeanstalt und die Unterhaltung einiger Nachen auf dem größten der Seen dürfte viel dazu beitragen, den Aufenthalt in Siders noch anziehender zu machen. Einen unfern vom Gasthof Bellevue gelegenen Föhrenhügel möchte ich als Bacchushain bezeichnen, seit ich auf einem Spaziergang daselbst entdeckte, wie lustig dort in der Weinlesezeit gelebt wird. Ganz von Weinbergen umgeben, weist dieser Hügel nämlich unter den Föhren versteckt mehrere kleine, aus Zweigen erbaute Hütten auf mit Tischchen und Bänken darin; vor einer der Hütten lag ein ansehnlicher Haufe Austernschalen, was die Vorstellung erweckte, daß es hier schon hoch hergegangen sei.

In diesen Sommertagen aber fehlte in der Harmonie schöner Eindrücke auch die ernste Note nicht. Schon am ersten Abend unserer Ankunft in Siders hatten wir an einem nach dem Garten gehenden Fenster den von allen Seiten mit Bandagen umgebenen, gleichsam zusammengeflickten Kopf eines ältlichen blassen Herrn erblickt, der mit unsäglich traurigem Ausdruck hinübersah nach dem Einschnitt des Eifischthales und dem von dorther glänzenden Schneegipfel. Ich ahnte sofort, er dürfte das Opfer eines Unfalls geworden sein; die Sache war noch schlimmer, als ich voraussetzte. Der arme Mann, ein Mr. Davidson, hochkirchlicher Geistlicher aus England, war, um das Eifischthal zu besuchen, mit seiner Tochter in einem Wagen nach St. Luc hinaufgefahren. Als sie beide soeben den Wagen verlassen hatten, löste sich, wahrscheinlich durch vorangegangenes Regenwetter aufgeweicht, eine Felsmasse über ihnen. Die Tochter wurde sofort getötet, indem ihr Kopf völlig zerschmettert wurde; der Vater kam mit Wunden davon. Der ganze Unfall erscheint als ein rechtes Verhängnis, wenn man erfährt, daß Vater und Tochter direkt von England hergereist waren mit möglichst kleinem Aufenthalt unterwegs, gleichsam als könnten sie nicht früh genug an der Stelle anlangen, wo, in dem Augenblick, da sie sich einfanden, die Schuttmasse herabstürzen und die Tochter, die einzige, töten mußte. Sie wurde am zweiten Tag unserer Ankunft in Siders begraben. Auch ich schloß mich dem ernsten Zuge an, wie alle andern Gäste des Hotels. Zwei Geistliche der Hochkirche begleiteten den blumengeschmückten Sarg. Den unglücklichen Vater, dessen Kopf noch immer verbunden war, führten ein Herr und eine Dame. Der schönste Vormittagssonnenschein ließ die Welt so lebenswert erscheinen und bildete einen grellen Gegensatz zu der Grablegung eines auf schreckliche Weise mitten aus dem Leben

gerissenen Menschenkindes, das nun hier, fern von seiner heimatlichen Insel, für immer unter die Erde kam. Am Grabe, mitten in der herrlichsten Landschaft und unter Schattenbäumen, auf denen muntere Vögel hüpften, lasen die beiden Geistlichen die ritualen Gebete und streuten bei der Stelle: „Staub zu Staub, Asche zu Asche“ Erde auf den bereits in die Gruft gesenkten Sarg, über den sie dann das Zeichen des Kreuzes machten. Am erschütterndsten aber war es, als der Vater am Rande der Gruft niederkniete, die starren Augen noch einmal in die Tiefe heftete, in der nun sein einziges Kind lag, und so Abschied nahm. Der Wankende wurde dann wieder in das Hotel zurückgeführt.

Engländer sind vorwiegend im ersten Gasthof von Siders; manchen Leuten wird das nicht als eine Empfehlung erscheinen. Ich denke darüber anders. Engländer sind mir schon deshalb angenehme Gäste, weil man mit ihnen nur zu verkehren braucht, wenn man will; sie drängen sich niemals auf, wie das viele Deutsche im Brauch haben. Außerdem sehe ich sie nicht ungern, weil sie mir den Geruch des Meeres in die Alpen tragen. Um Engländer herum vergrößert sich der Horizont. Dieser Herr, diese Dame sind aus Delhi, aus Melbourne, aus Otranto in Kanada. Schottländer speziell liebe ich durch das Medium Walter Scotts hindurch. Andere Engländer amüsieren uns, indem sie an die köstlichen Typen ihrer alten und neuen Humoristen, ihres Sterne, ihres Dickens erinnern. Die Frauen und Mädchen, auch wenn sie nicht eben schön sind, — was aber doch häufig der Fall ist — haben wenigstens etwas Reines, manchmal sogar eine gewisse geistige Verklärung in ihren Zügen und sind außerdem körperlich sauber, weil sie sich fleißig baden und waschen und auf frische Wäsche halten. Die englische Tischgesellschaft im Hotel Bellevue zu Siders war eine recht angenehme. Mit

einem jungen Tenor, der für nächsten Winter am Drurylane-Theater als Don José in „Carmen" engagiert ist, freundete ich mich so gut an, als mein Englisch es erlaubte, und sogar den Geistlichen, der an der Tafel präsidierte, fand ich interessant und angenehm, umsomehr, als er sehr hübsch Klavier spielte und zwar gute Musik, Chopin u. dgl. Nur fürchtete ich immer, er würde einmal ein Extragebet für mich anordnen, weil ich allein mehr Dôle und Fendant trank als die ganze englische Tischgesellschaft zusammen. Er that es aber nicht, weil er wahrscheinlich dachte, die Buße dafür werde schon kommen, auf der Rechnung. Und das war auch ein wenig der Fall. Der Wein ist in dem sonst durch mäßige Preise sich auszeichnenden Gasthofe etwas teurer, als man es in einer Gegend erwarten sollte, wo die Reben zu allen Fenstern hineinwachsen.

6.

Wer in Siders weilt, blickt meistens nach der südlichen Thalseite, nach der tiefen Schlucht und den Bergen hinüber, welche den Eingang des Eifischthales bilden. Aber auch die Nordseite des Thales mit jenen oft in Wolken gehüllten, bewaldeten und felsigen Höhen, in deren Fortsetzung thalabwärts der Rawylpaß, thalaufwärts die Gemmi liegt, zieht den Blick an. Und schon bei einem früheren Aufenthalt in Siders hatte ich den Eindruck, dort oben, in jenen Wäldern, die hie und da auf einem kleinen Hochplateau zu stehen scheinen, dürfte es sich lieblich spazieren gehen. Ein Jäger möchte auch an Spielhahnjagd denken; diese hoch gelegenen dunkeln Tannenforste sehen ganz darnach aus.

Diesmal bin ich aus dem Zustand der bloßen Vermutung in denjenigen der Gewißheit angelangt, wenigstens was die

Naturschönheit dieser Gegend betrifft. Unser freundlicher Wirt selbst machte uns den Vorschlag, ob wir nicht an irgend einem uns bequemen Tage Crans-Montana besuchen möchten, woselbst er mitten in einem urwüchsigen Naturpark einen Gasthof erbaut habe, der erst im Juni dieses Jahres eröffnet wurde und den Namen: Hotel du Parc Montana führt. Noch fühlte ich mich zu anstrengendem Bergsteigen nicht sonderlich aufgelegt. Aber im Land der „Mülen" ist da leicht Rat geschafft. Nachdem wir bis zum Bergdörfchen Corin auf einem Wägelchen gefahren waren, fanden wir daselbst zwei gut gesattelte, prächtige Maultiere stehen, die uns in weniger als zwei Stunden von einer Gebirgsstaffel zur andern und zu unserm Ziel emportrugen. Der im Anfang sehr steile Weg geht bald über offene Bergeshalden, bald durch Wald oder zwischen Gebüsch. Mit jeder neuen Terrasse, die man erreicht, wächst natürlich die Aussicht thalauf- und abwärts und in die gegenüberliegenden Thäler hinein. Jetzt konnten wir einmal recht ins Herz des uns diesmal verschlossen bleibenden Eifischthales hineinsehen und die großen Schneehäupter Weißhorn und Rothorn wuchsen zu immer riesigeren Türmen. Drüben sieht man auch die Spitze der Bella Tola, Monte Besso, Gabelhorn, den Pin d'Arola und ganz südwestlich die Montblanckette, dazwischen natürlich noch viele andere Berge, die einem gefallen und imponieren, auch wenn man nicht weiß, wie sie heißen. Etwa vierzig Minuten unterhalb des noch nicht sichtbaren Gasthofs liegt auf mäßig abschüssiger Halde das Bergdorf Montana mit ganz stattlichen Häusern, Kirche und Post. Dann beginnt der prächtige Wald, der bis ans Hotel reicht und hinter ihm noch weit in die Felseneinöde hinein sich erstreckt. Auf der obersten Bergterrasse, wo man nun zum Gasthof nur noch eine Viertelstunde hat, befindet man sich auf einer köstlich freien Hoch-

ebene, deren Reiz durch die Wasserspiegel mehrerer kleiner Seen wesentlich erhöht wird. Fünf solcher von mächtigen Waldesriesen umstandener Teiche zählte ich; zwei davon waren freilich infolge des vorigen außergewöhnlich dürren, regenlosen Sommers und da es auch in diesem Jahre im Wallis noch sehr wenig geregnet hatte, nahezu ausgetrocknet; die drei andern aber zeigten vom kühlen Luftzug leicht gekräuselte Wasserflächen, und Seerosen wiegten sich im glänzenden Wellenspiel. Der hübscheste dieser kleinen Seen ist der südwestlichste, am Rande des Hochplateaus.

Ungemein wild nehmen sich im Hintergrund dieses Naturparks die nördlichen Berge mit ihren rauhen Felsen und Klüften aus, besonders in der Richtung des Rawylpasses. Bis zu dem bekannten, großen einsamen Kreuz auf der Paßhöhe hat man von hier noch vier Stunden. Ein mächtiger Gletscher blinkt aus nordwestlicher Richtung herüber. Graue Nebel, die dort plötzlich aufstiegen und zu Wetterwolken sich ballten, aus denen man bald auch ein fernes dumpfes Grollen des Donners vernahm, verstärkten noch den Eindruck einer wilden Gebirgslandschaft. Um uns aber auf den grünen Matten und den Tannen und Teichen des offenen Plateaus lag heller, freundlicher Sonnenschein, der auch in den Fenstern des auf einem höheren Hügel erbauten neuen Gasthofs glitzerte. Die Höhe über Meer beträgt 1511 Meter.

Gar oft kommt es vor, daß eine stimmungsvolle Landschaft durch ein Hotel entstellt wird. Das kann man vom Hotel du Parc Montana nicht behaupten. Es sind vornehmlich die schön gearbeiteten Holzaltanen, die dieses stattliche Gebäude zur Landschaft in guten Einklang bringen. Obwohl im Innern durchaus solid aus Stein gebaut, mit steinernen Treppen, macht es durch die Holzveranda und durch die hölzernen Balkons nach außen doch fürs Auge den Eindruck eines

ziervollen Holzbaus, dem man den Luxus der Ausstattung der Zimmer und Salons zunächst nicht ansieht. Für Pensionsgäste ist es nicht unwichtig, wenn ihre Zimmer behaglich sind, da bei recht schlechtem Wetter die Bequemlichkeit des Zimmers in solcher Höhe ein großer Faktor ist. So trifft man denn in den Zimmern außer den großen, schönen Betten gute Divans oder Fauteuils und angenehme Stühle von hübscher Wiener Arbeit, sogar auch Spiegelschränke, feine Tische mit Teppichen u. s. w. Ich erwähne das alles so ausführlich, weil ich mir auch Leser denke, die bei ihren Ferienplänen Montana vielleicht einmal in Rechnung ziehen möchten.

Ich kann mir hier namentlich zwei Arten von Pensionsgästen vorstellen: Personen, die in reiner Höhen- und Waldluft sich erholen und nur mäßige Spaziergänge machen sollen; sodann andere, die gern tüchtig in den Bergen umherlaufen mögen und zwar in Bergen, wo man noch der wilden, einsamen Natur sich erfreuen kann und jedenfalls keinen Touristenschwärmen begegnet. Solche Spaziergänger werden nach dem Glacier de la Plaine morte (2½ Std.), nach dem Mont Tubang (3 Std.), nach dem Rawyl (4 Std.), nach der Lienneschlucht (2 Std.) gehen; bis zum Wildstrubel hat man 6½ Stunden. Nahe Ausflüge von nur einer Stunde sind der Bärensprung, die Pepinette, die Pointe de Mentahari.

Mich zog's zu dem erwähnten südwestlichsten der Seen an dem Abhang, der das untere Rhonethal beherrscht. Auf dem Wege dahin gewann ich den fröhlichen Einblick in eine glückliche Kinderwirtschaft. Unter Tannen halb versteckt, von einem frischen Bächlein umflossen, liegt da eine Art Blockhaus, das von drei hübschen, feinen Kindern zwischen elf bis vierzehn Jahren, zwei Mädchen und einem Knaben, bewohnt wird. Es sind die Kinder unseres Wirtes in Siders. Mit zwei

Hunden hausen sie da. Als ich vorbeikam, trieben die zwei älteren Kinder soeben eine Herde Meerschweinchen in den Stall. Das kleinere Mädchen saß am Bache und rieb die beim Frühstück gebrauchten Kochgeschirre rein. Alle drei Kinder waren in einem köstlich zigeunerhaften Aufzug, mit nackten Beinen, die Mädchen mit aufgelöstem Haar. Und wie vergnügt sie aussahen, wie sie dieses ungebundene reine Naturleben, diese kleine Robinsonspielerei genossen! Solche Wirtschaft mit Hunden, Kaninchen, eigenem Feuerherd unter den Tannen am Bach, mit dem Blick auf die freie Wiesenfläche und den nahen kleinen See, und das alles in dieser köstlichen Höhenluft, ist denn auch wohl dazu angethan, diese kleinen selbständigen Ansiedler glücklich zu machen, und ich begriff es, als ihre Mutter mir später erzählte, die drei Geschwister giengen so ganz in diesem Leben auf, daß sie nach dem Umgang mit andern Altersgenossen gar kein Verlangen trügen. Daß sie deshalb verwildern sollten, ist nicht zu besorgen. Bei dem erwähnten Leichenbegängnisse der verunglückten Engländerin hatte ich die beiden Mädchen als ganz stilgerechte junge „Ladies" gesehen, während sie auf dem Berg oben allerdings eher freien Prairie-Indianerinnen glichen.

Den Abstieg bewerkstelligten wir zu Fuß. Da wir unterhalb des Dorfes Montana einen Weg finden wollten, der uns direkt nach Siders bringen würde — nicht über das Dörfchen Corin — brauchten wir etwas länger; auch wurden wir durch mehrere kurze Gewitterregen genötigt, zuweilen das dunkle Dach breitästiger Föhren aufzusuchen. Es war schön, von solchem Rastort aus ins Eifischthal hinüberzublicken, wo in Zeit von zehn Minuten der helle Sommernachmittag sich in die dunkelste Gewitternacht verwandelt hatte, aus welcher grelle Blitze zuckten, zu denen aus allen Schluchten der Donner aufbrüllte. Dann zog das Wetter

ins Oberwallis, und über das zu unsern Füßen liegende Siders spannte sich wie die wunderbare Wölbung eines Riesenthors ein Regenbogen, hinter dem die Thalschaft gegen Leuk und Visp hinauf in einer grauen Nebelwand allmälig verschwand. Zuletzt bekamen wir selbst etwas von dem Regen ab, was mir fast wie eine Merkwürdigkeit vorkam; denn das Rhonethal wird seltener als irgend ein Schweizerthal von Niederschlägen heimgesucht.

7.

Zu den Gegenden, die ich längst gern einmal besucht hätte, gehört das savoyische Ufer des Genfersees. Die Gelegenheit, diesen Wunsch zu befriedigen, war jetzt gekommen, indem ziemlich kühles Wetter eintrat. Briefe aus Bern meldeten uns, daß man zu Hause selbst um Mittag nur 10 Grad Réaumur zähle, was für die erste Hälfte August abscheulich ist und uns in dem Vorsatz, die höheren Berggegenden nun zu meiden, nur bestärken konnte. Wir fuhren also an einem schönen, sonnigen und doch nicht heißen Vormittag mit der Eisenbahn durchs Wallis hinab nach St. Gingolph, dem zur Hälfte schweizerischen, zur Hälfte französischen Uferdorfe am Genfersee. Die Fahrt selbst war durch die interessanten Ausblicke nach beiden Seiten der Bahn eine sehr angenehme und unterhaltende, auch verdienen die hübsch eingerichteten Waggons dritter Klasse der Jura-Simplon alles Lob. Die nach der Art gewölbter Gartenbänke konstruierten Holzsitze sind im Sommer den warmen und staubigen Kissen der höheren Wagenklassen entschieden vorzuziehen. Das merken denn auch viele Touristen, die zu Hause vermutlich zweiter Klasse zu fahren gewohnt sind, und so findet man meistens eine recht bunt zusammengesetzte internationale Reisegesellschaft,

unter anderm immer viele französische Abbés und zwar in der Regel in Damenbegleitung. Auch Engländer mit ihren Führern sind häufig, bilden aber gewöhnlich ein schnarchendes Kontingent, da sie, wie die Seile und Gletscherpickel ausweisen, von großen Touren herkommen und nun den versäumten Schlaf nachholen. Es ist jedoch schade, auf dieser Fahrt zu schlafen. Selbst von Sitten bis Martigny, auf einer Strecke, die ich nicht zum ersten Mal befuhr, hatte ich meine Freude an den flüchtigen Einblicken, die man zwischen den nahen rechtsseitigen Felseinschnitten in enge, hohe Alpenthäler gewinnt. Von Martigny nach St. Maurice und weiter war mir alles neu. Von den Befestigungen bei der Klus von St. Maurice sieht man nicht viel, und das war mir ganz recht. „Où est la forteresse?“ sagten die durch ihre Reisehandbücher auf die Befestigung aufmerksam gemachten Fremden und streckten die Köpfe bald rechts, bald links zu den Waggonfenstern hinaus. Schaut ihr nur! dachte ich, je weniger ihr seht, desto besser ist das Werk angelegt.

In St. Maurice mußten wir umsteigen und gerieten in einen Bummelzug, der es darauf abgesehen zu haben scheint, den Reisenden die Gegend so gründlich zu zeigen, wie sie sonst nur etwa ein Fußwanderer genießt. Auf jeder kleinen Station wurde gehalten, rückwärts gefahren, vorwärts manövriert, wieder rückwärts u. s. w., so daß ich von Monthey, wo das frische, grüne Val d'Illiez sich aufthut, und von Bouvry mit dem hier in die Rhone mündenden Stockalperkanal recht deutliche Vorstellungen gewann. Ganz reizend schien mir, kurz vor Port Valais, eine kleine alte Straßenbefestigung, die den Namen Porte du Sex führt. An einer Stelle nämlich, wo der Fels so nah an die Rhone tritt, daß für die Straße kaum Raum blieb und die Eisenbahn auf einem Damm in das Flußbett hineingebaut werden

mußte, sieht man ein romantisches Thor mit Türmchen und Mauerzinnen. Das war einst der Schlüssel des Wallis von der untern Thalseite her, hier machte man das Ländchen einfach zu und stellte ein paar Wächter hin, ganz nach der Idee der berühmten chinesischen Mauer. Mit welchen Gefühlen unsere geplagten Staatshüter von heute, z. B. unser Bundesanwalt, dieses Thor samt Mäuerchen ansehen mögen, wenn sie etwa vorbeifahren! Glückliche Zeit, wo ein ganzes Land in gefährlichen Zeitläuften auf so einfache Weise das Thürchen zuklappen konnte fast wie der Kuckuck der Schwarzwälderuhr, wenn er mit dem Stundenruf fertig ist! Jetzt steht der Thorbogen leer und offen und eben schritten zwei Handwerksburschen hindurch, die — wer verbürgt das Gegenteil? — vielleicht anarchistische Schneidergesellen waren.

Bei der Station Bouveret war der Genfer See erreicht und nun kam plötzlich in unsern Bummelzug eine so rasende Eile, daß wir nach wenigen Minuten in St. Gingolph, dem letzten Hauptziel dieser Ferienreise, aussteigen durften. Gänzlich unbekannt mit den Gasthofverhältnissen dieser Ortschaft ließen wir einstweilen unser kleines Gepäck auf dem hochgelegenen Bahnhof und beschlossen, uns das passende Wirtshaus in aller Muße auszusuchen.

Der Bahnhof liegt schon in Frankreich und so kamen wir zuerst in den französischen Teil der Ortschaft. Er ist der viel größere, aber auch der weniger saubere. So schritten wir denn am Lion d'or, dem Hauptgasthof des savoyischen Dorfes, stolz vorüber und gelangten zu der stattlichen steinernen Brücke über die in einer Schlucht fließende Morge, welche die Grenze bildet. Drüben war Schweizerboden. Da lagen nun zwei gut aussehende Gasthöfe, oben an der Straße, recht sauber und neu, ein „Hotel Suisse“ und unten an der Landungsstelle der Dampfboote „Hotel et Pension du Lac“,

ein älteres Haus, für das wir uns entschieden, als wir bemerkten, daß in einem Gärtchen unter dichtem Laubdach mehrere Familien, alte und junge Ehepaare, an verschiedenen kleinen Tischen ihre Mahlzeit hielten und dazu sehr vergnügte Gesichter machten. Es war ein ganz italienisches Bild, das wir da vor uns hatten. So sehen die Trattorien am Comersee, auf Isola Bella oder an der Riviera aus. Unter einem Naturdach südlicher Pflanzen speisen fröhliche Leute, die kein Hehl daraus machen, daß ihnen die Atzung ein wichtiges Moment ihres Lebens ist. Und wie in Italien standen auch hier auf den Tischen die hellen Flaschen mit dunkelrotem Wein, „vino del paese", hier natürlich Walliser, und auf einem Serviertisch im Hintergrund der Laube war ein liebliches Stillleben von Salatschüsseln, gebratenen Fischen mit Zitronenscheiben, frischen Früchten aller Art und Käse.

Wir wunderten uns nur, daß man hier so spät esse; unsere Uhr zeigte auf zwei Uhr nachmittags und wir hatten uns schon darauf gefaßt gemacht, zum Mittagessen zu spät zu kommen. Aber hier war es kaum ein Uhr. Denn hier galt, obwohl auf Schweizerboden, l'heure de Paris. Wir haben uns diesen Umstand dann in den nächsten Tagen sehr zu nutze gemacht, indem wir mitteleuropäisch zu Bett gingen, pariserisch aufstanden; für Ferienfaulenzerei kann es nichts Köstlicheres geben als diese Zeitkonfusion in St. Gingolph.

Hier also fielen wir mit unserm Wolfshunger ein; denn seit dem noch mitteleuropäisch frühen Frühstück in Siders hatten wir gefastet. Alles, was uns vorgesetzt wurde, war gut. Als wir aber, nach Beendigung der Mahlzeit, nun satt und gütig die Erklärung abgaben, wir gedächten hier für einige Tage Pension zu nehmen, da war es nichts damit. Das ganze Haus sei besetzt, erklärte bedauernd die Wirtin, und selbst im Dorfe würde sie uns keine Zimmer

mehr verschaffen können. Uns betrübte diese Mitteilung nicht wenig. Wie gern hätten wir täglich unter diesen Bäumen am See gesessen und gegessen! Aber da war nun nichts zu machen. Wenn nun auch das „Hotel Suisse“ oben an der Straße keinen Platz hatte, so mußten wir überhaupt von St. Gingolph scheiden.

Als wir jedoch auf der Terrasse dieses frei gelegenen obern Gasthofs bei einer Tasse schwarzen Kaffees die Wirtsleute nach Unterkunft fragten, traf es sich glücklicherweise, daß soeben ein großes Zimmer mit zwei Betten frei geworden war. Dieses konnten wir bis gegen Abend beziehen und waren nun Pensionsgäste im „Hotel Suisse.“

Wenn wir anfangs geglaubt hatten, den untern Gasthof nicht verschmerzen zu können, so wurden wir bald eines bessern belehrt. Das „Hotel Suisse“ ist ein höchst behagliches Haus, in dem wir uns überaus wohl befanden. Es scheint fast unglaublich, was die braven Wirtsleute für den billigen Pensionspreis von Fr. 4.50 im Tag leisten, indem namentlich auch das Mittag- und Abendessen reichlich und vorzüglich ist. Um abzumagern muß man nicht ins „Hotel Suisse“ in St. Gingolph reisen. Das gestatten weder die köstlich schmeckenden, etwas fetten Lottes, kleine beliebte Fische des Genfer Sees, noch die mächtig großen Roastbeefschnitten oder die delikaten Hühner aus Mans, die nicht in spärliche Stückchen zerlegt werden, wie das in so vielen andern Hotels der Fall ist, wo das Geflügel meistens den Schrecken der Table d' hote bildet; hier wurden sie in Fülle und samt Leber und allem Zubehör serviert wie an einem Hochzeitsschmaus und als Gemüse gab es Artischocken mit pikanter italienischer Sauce. Auf den bloßen Schein ist in diesem reellen Wirtshause der Familie Chaperon-Chappaz nichts eingerichtet. Die Zimmer weisen außer den guten Betten nur den notwendigsten Hausrat

auf. Dafür muß aber auch der Gast keine unnötige Eleganz bezahlen und erhält in der angedeuteten Weise die vortrefflichste Verpflegung. Die erstaunliche Leistung ist den Wirtsleuten hauptsächlich dadurch erleichtert, daß sie nicht wesentlich mit fremder Bedienung arbeiten, sondern möglichst alles selbst machen. Die Wirtin besorgt persönlich die Küche, der Wirt fährt jeden Morgen um 5 Uhr früh nach Vevey und macht die Einkäufe selbst. So kommen nur die frischesten, besten Sachen in die Küche und auf den Tisch, nicht wie in manchen Pensionen in deutsch-schweizerischen Landesteilen, wo man dazu noch höhere Preise zahlt, ungenießbares Fleisch u. dergl. Ein wahres Juwel der Familie ist die frische, blonde, zwanzigjährige Tochter, welche bei Tisch die Aufwärterin macht und überhaupt das Faktotum des Hauses vorstellt. Aufs sorgsamste wacht sie über alle Bedürfnisse der Gäste und zeigt immer ein freundliches, heiteres Gesicht, wenn sie auch oft vor Arbeit kaum wissen mag, wo ihr der Kopf steht. Selbst an jenem Sonntag, als in St. Gingolph Kirchweihfest war und nachmittags alle Mädchen zum Tanze gingen und der Jubel aus den offenen Tanzsälen am See emporschallte, war unsere Wirtstochter, die sich, der Arbeit wegen, das Vergnügen versagen mußte, doch guter Dinge, obwohl sie mit ihrem hübschen Gesicht und ihrer jugendlichen elastischen Gestalt gewiß eine der gesuchtesten Tänzerinnen gewesen wäre.

So ist das „Hotel Suisse“ in St. Gingolph beschaffen; ich bin auch hier auf die kulinarischen und andere Einzelheiten zum Besten meiner Leser so ausführlich eingetreten; sie sollen, gemäß dem Titel dieser Plauderei, erfahren, wo man es bei bescheidenen Preisen noch gut haben kann.

Einen Mangel, der übrigens ganz St. Gingolph angeht, will ich ebenfalls nicht verschweigen. Es fehlt an diesem Strand auch an der allernotdürftigsten Badeeinrichtung. Ich

will gar keine in den See hinausgebauten Badehäuschen verlangen, weil ich mir vorstellen kann, daß der bei Stürmen außerordentlich starke Wellenschlag des mächtigen Sees sie leicht zerstört. Aber es könnten doch am Ufer Bretterhütten gebaut sein, in denen man zum Entkleiden ein paar Bänke fände. Dermalen bleibt den Badelustigen nichts übrig, als ein Schiffchen zu nehmen und entweder in den offenen See hinauszufahren oder am Ufer eine Stelle außerhalb des Dorfes aufzusuchen, die den Blicken der auf der Straße dahinziehenden Leute nicht zu sehr ausgesetzt ist. Das erstere Auskunftsmittel ist kein bequemes, wie jeder zugeben wird, der schon selbst erfahren hat, wie schwer es ist, sich auf offenem See wieder ins kleine Schiff hineinzuschwingen; es geht noch am besten, wenn eine zweite Person das Schiffchen tüchtig vorwärtsrudert, wodurch vermieden wird, daß die Beine des im Wasser Befindlichen unter den Kiel geraten.

Daß der Genfer See — ganz abgesehen von der Schönheit seiner Ufer — seine besondern Reize hat, ist bekannt. Ich rechne dazu vor allem die mächtigen Lastschiffe mit ihren riesenhaften, malerischen lateinischen Segeln. Zwei, drei solche Schiffe geben dem Hafen, wo sie liegen, oder der Stelle des Sees, wo sie majestätisch hinschweben, sofort etwas die Phantasie Reizendes, da diese großen Barken schon einigermaßen an das Meer erinnern. Dann die Möven! Mit ihren weißen Schwingen, die vielleicht für die ebenerwähnten lateinischen Segel das Vorbild abgegeben haben, schweben sie, besonders bei unruhigem See, in großer Zahl über den gekräuselten Wellen und stoßen nach ihrer Beute. Ihr Flug ist von unvergleichlicher Grazie, sie sind wahre Bajaderen der Luft, dabei so zutraulich, daß sie sich gern in nächster Nähe der großen und kleinen Schiffe halten und z. B. bei einer längeren Kahnfahrt oft stundenweit unsere treuen Begleiter blieben.

Bei stillem See sieht man sie zuweilen auch weit draußen auf der blauen Fläche wie Seerosen sich schaukeln. So beleben sie in mannigfacher Art den breiten Wasserspiegel, der, auch wenn kein Wind ihn streift, eine gewisse atmende Wellenbewegung spüren läßt. Mit der Größe des Sees mag es auch zusammenhängen, daß sein Wasser nicht schnell die Temperatur der Luft annimmt. An einem ziemlich kühlen Tage fand ich den See zum baden höchst angenehm, er hatte noch die Wärme der vorhergehenden Tage bewahrt.

Für Ausflüge im Ruderschiffchen ist man allerdings mehr auf Küstenfahrten angewiesen; denn z. B. nach Vevey hinüber und zurückzufahren, wäre bei Sonnenschein doch ein gar heißes Stück Arbeit und bei windigem Wetter nicht ohne Gefahr, da alsdann der Wellengang sofort ein mächtiger wird. Aber auch solche Küstenfahrten sind recht lohnend. Einmal fuhren wir mehr als halbwegs gegen Meillerie zu einer kleinen Ortschaft, die auf den Karten den griechisch klingenden Namen „Leukon" trägt. Aber auf dem elegant gebauten Schulhause mit Terrassen überm See steht zu lesen, Ecole du locum, was nun wieder mehr die Lateiner angeht. Ein andermal ruderten wir uns nach Bouveret hinauf, an der wunderschönen Villa eines meist in Paris lebenden alten Junggesellen vorüber. Eine Quelle — man behauptet von ähnlicher Kraft wie die Badequelle von Evian — strömt unterhalb der Villa aus dem Felsgestein direkt in den See.

Zu meinen angenehmsten Erinnerungen an den kurzen Aufenthalt am Genfer See rechne ich einen in Evian les Bains zugebrachten Nachmittag. Wir fuhren mit dem Dampfboot hin und sahen uns plötzlich aus der großen Stille des kleinen Dorfes mitten in das elegante und bewegte Treiben französischen Badelebens versetzt. Das alte Städtchen Evian selbst mit seinen etwa 3000 Einwohnern tritt sehr zurück

vor den geradezu riesenhaften Badegebäuden, den in schönen Gärten liegenden, enorm großen und doch geschmackvoll gebauten Hotels, vor der von Badegästen wimmelnden prächtigen Strandpromenade, die sich fast eine halbe Stunde weit am Quai hinzieht und eine herrliche Aussicht über die volle Breite des blauen Sees nach dem schweizerischen Ufer mit Ouchy und Lausanne gewährt. Da an diesem Abend in Evian ein großes Nachtfest mit Feuerwerk stattfinden sollte, war besonders viel Bewegung am Strand. In alle Bäume wurden dunkelgelbe Lampions gehängt, die wie gigantische Goldorangen aus dem dunkeln Laube leuchteten; auch die großen Schiffe im Hafen wurden geschmückt, Flaggen wehten überall und an den Zurüstungen zum Feuerwerk hämmerten fleißige Arbeiter. Durch die hochmodernen Toiletten der Damen und die große Zahl der flanierenden Promenadegäste konnte man sich an den Höheweg in Interlaken zur Zeit der besten Saison erinnert fühlen; aber das Publikum war hier kein internationales, wie in Interlaken. Deutsche waren schon gar nicht vorhanden, Engländer sehr spärlich; das einheimische französische Element beherrschte alles. Ich fand dies angenehm. Es war ein heiteres, lebenslustiges und artiges Völklein, das sich da umtrieb. In vornehmer offener Equipage, mit Bedienten auf dem Rücksitz, fuhren ein paar Damen durch die Straßen des Städtchens, bald da bald dort in einem der vielen hübschen Magazine ihre Einkäufe machend. Mitten in der Stadt ist der Eingang zu der Natronquelle, die in einem von Lesehallen und Damensalons umgebenen freien Hofe unter schönen Bäumen in einem kleinen Kiosk sprudelt. Artige Quellnymphen füllen dem Hinzutretenden das Glas. Zu den Zeitungen, die in der mit hohen Fenstern nach der Straße schauenden offenen Lesehalle liegen, hat jedermann Zutritt. Dieses ganze überaus ge-

schmackvoll angelegte Etablissement ist übrigens nur die unterste Terrasse des großen Badehauses, zu dem man von hier in mäßiger Steigung gelangt. Ist man oben auf dem durch prächtige Blumen geschmückten freien Platze, so beherrscht der Blick die ganze Stadt und das Ufer mit seinen köstlichen Parkanlagen, den herrlichen See und die Fernsicht hinüber ins Waadtland. Unten, am westlichen Ende der Seepromenade, liegen in schönen Gärten dicht neben einander das sehr hübsche Theater und das Casino. In letzterem spielte später eine gute Kapelle die Tannhäuser-Ouvertüre und andere Stücke. Rings um die Stadt, in den Weinbergen wie auch unten am See, bemerkt man reizende Villen, die zum Teil an Fremde vermietet werden, und überall herrscht Sauberkeit; der ganze Ort gleicht einer hübschen Frau in eleganter Sommertoilette. Ich kaufte mir hier Zolas vor kurzem erschienenen Roman: „Lourdes“, um nachher im stillen St. Gingolph doch etwas Lektüre zu haben.

Es that uns einigermaßen leid, schon bald nach sieben Uhr abends diesen fröhlichen Badeort verlassen zu müssen; besonders hätten wir vom Nachtfest und dem Feuerwerk noch gern etwas gesehen. Aber vielleicht ist es gar nicht dazu gekommen. Denn von Westen zog mit großer Schnelligkeit ein Unwetter herauf und es regnete bereits, als wir mit unserm Dampfer in östlicher Richtung wegfuhren.

Recht hübsch liegt die Dampferstation Tour-Ronde mit dem alten Schloß Blonay, wo hinter den Kastanienwäldern der nächsten Uferhügel felsgekrönte hohe Berge mit Alpenweiden sichtbar werden.

Ein solcher Wald echter Kastanien füllt auch die Schlucht der Morge und die Abhänge hinter St. Gingolph aus. Am folgenden schönen Sonntag-Vormittag besuchten wir ihn und gingen gleich weiter auf sehr gut gehaltenem und doch roman-

tischem Wege nach dem ungefähr anderthalb Stunden über St. Gingolph gelegenen Bergdörfchen Novel, wo man sich auf einmal wieder ganz im Alpenlande befindet. Ein Kreis hoher felsenreicher Berge schließt gegen Süden den Thalkessel. Auf dem Rückweg gesellten sich savoyische Landleute zutraulich zu uns; sie eilten nach St. Gingolph hinab zur Kirchweih. Schon am Morgen hatte unser Dorf sich herausgeputzt mit zahllosen Flaggen und in der Hauptstraße standen die Marktbuden. Auch der Bärenführer mit seinem Tier fehlte nicht; der arme Mutz trug einen eisernen Ring in der Nase und sah lange nicht so burgerlich wohlgenährt aus wie unsere braunen Freunde im Berner Bärengraben.

Ein einarmiger, übrigens schwerbetrunkener Händler verkaufte auf dieser Kirchweih riesige Plakate mit einem Bilde Carnots auf dem Paradebette, oben das Wort: Apothéose, darunter: L'univers a pleuré Carnot, auf der andern Seite eine Menge patriotische Chansons, z. B. Russie et France:

Noble Russie et chère France,
Un pacte s'est fait contre vous,
Il a pour nom „Triple Alliance“,
Son but, nous le connaissons tous:
L'ennemi veut piller vos terres
Et dominer en dictateur.
Préparez-vous, ô peuples frères!
A repousser l'envahisseur.

An anderer Stelle heißt es:

„Enfin vous punirez les crimes
De tous ces chercheurs de milliards.“

Noch häßlicher klingt die chauvinistische Revanche-Note aus dem Liede:

Notre nouvelle Armée.

Da liest man z. B.

Courons sus aux Allemands!
Mes amis, en avant,
Exterminons ces brigands.
Avec ardeur,
Elançons nous, en choeur,
Sur le chemin
Qui conduit à Berlin.

Die „prussiens scélérats“ sollen ausgerottet werden. „Nous attendons le jour des représailles.“

Es ist überaus betrübend, daß in einer so intelligenten und liebenswürdigen Nation, wie die Franzosen es sind, dieses Revanchegeschrei nicht verstummen will, sondern 24 Jahre nach dem Kriege immer noch mit solcher Heftigkeit zum Vorschein kommt. Ich hatte mir die Sache nicht so schlimm vorgestellt. Dieses Blatt machte mich nachdenklich. Ohne Zweifel werden solche Publikationen, wie hier auf der harmlosen Kirchweih des kleinen savoyischen Dorfes, in ganz Frankreich in Millionen Exemplaren unters Volk und in die Armee gebracht. Es mag dies zunächst nur Spekulation gewinnsüchtiger Privaten sein. Das von mir gekaufte Blatt ist von dem Verlagsgeschäft Baudot in Paris, Rue Domat 20, ausgegangen. Aber jedenfalls thut die Regierung nichts gegen die Verbreitung dieses unter dem Vorwand des Patriotismus überall eindringenden chauvinistischen Giftstoffes. Wir stehen mit solchen Erscheinungen weit schlimmer da als vor mehr als hundert Jahren. Damals führten die Herrscher Krieg und die Völker gaben notgedrungen, aber ohne starke eigene Begeisterung, ihre Söhne zum Kanonenfutter her. Jetzt haben die Völker selbst den Kriegsbazillus in ihr Blut bekommen und fiebern.

Unsere Heimreise von St. Gingolph war ziemlich kompliziert. Zuerst mit dem Dampfschiff ein Umweg über Bouveret und Villeneuve nach Montreux, von dort mit der elektrischen Straßenbahn nach Vevey, weiter mit der Post nach Chexbres und nun in die Eisenbahn. Montreux und Vevey waren um diese Jahreszeit still; aber imponierend wirkten die prachtvollen Bauten und Anlagen dieser in der Herbstsaison von Fremden aller Weltgegenden besuchten, einzigartig gelegenen Orte. Nur muß man sich freilich gestehen, daß eigentlich die ganze Gegend ein einziger großer, beängstigend sauberer Hotelpark ist. Man hat nicht den Eindruck, daß man hier zu recht freier individueller Bewegung gelangen könnte, alles scheint in bestimmten Geleisen zu laufen wie die übrigens sehr bequeme und billige elektrische Straßenbahn, die immerhin auch viel dazu beiträgt, das Gefühl der Beklemmung, das uns hier leicht überfällt, zu verstärken, da sie die Straße wesentlich verengert. Man ist eben zwischen Berg und See eingeklemmt und hat überall zur Seite anspruchsvoll großartige Hotelbauten mit hohen Gartenmauern, hinter denen allerdings herrliche Pflanzen des Südens, Magnolienbäume und ein köstlicher, prunkender Blumenflor zuweilen sichtbar werden.

Ich will nun aber über diese weltberühmten Gegenden hier weiter nicht sprechen und übergehe auch den kleinen Abstecher, den wir am letzten Ferientage von Bulle aus nach dem traulichen und so romantischen Städtchen und Schloß Greyerz machten, da ich Schloß und Städtchen Greyerz in meinem Buche: „Spaziergänge in den Alpen“ bereits beschrieben habe. Nur möchte ich hervorheben, daß, wer das Greyerzerländchen noch in seiner verhältnismäßigen Unberührtheit sehen will — und es ist wert, daß man es sehe — sich einigermaßen beeilen muß. Denn schon wird eifrig

an der Eisenbahn studiert, die das Simmenthal und das Greyerzerland mit Vevey in direkte Verbindung bringen soll, und gewiß wird etwas von dem wunderbaren Zauber des Mittelalters, der jetzt noch um die vielen Zinnen und Türme und Thore der schön erhaltenen mächtigen Ritterburg schwebt, verloren gehen, wenn der schrille Pfiff der Lokomotive vielleicht in dem Augenblick aus der Thaltiefe emporschallt, da wir in den unvergleichlich romantischen Schloßhof treten oder droben in jene Kemenate, wo die Laute in der tiefen Fensternische hängt und wo einst ein Graf von Greyerz ein schönes, feines Liebchen in sanfter Haft soll gehalten haben.

* * *

„Und wie war denn das Endergebnis Ihrer Reise? Sie verrieten doch im Eingang zu Ihrer Plauderei etwas von einem bestimmten Zwecke, bedienten sich gewisser architektonischer Ausdrücke?“

Das Endergebnis war der Art, daß der Familienrat, als ich zu Hause anlangte, wie aus Einem Munde rief: „Ja! was ist denn das? was müssen wir sehen? das ist allerdings kein Bäuchlein mehr, das ist schon ein B . . . .“

„Wozu Namen?“ sagte ich, das letzte harte Wort verhindernd, das eine so weiche Bedeutung hat. „Oder wenn dies Mitgebrachte durchaus einen Namen haben soll, so nennt es — St. Gingolph.“





Spaziergänge in der Lombardei.

1894.

Die Lombardei erscheint nicht als ein vorzugsweise zum Spazierengehen eingerichtetes Land. Doch denkt man bei diesem Urteil meistens nur an die südlich von Mailand unendlich weit sich ausbreitende Ebene mit ihren ewigen Reis- und Maisfeldern und vergißt zu leicht, daß die Nordgrenze dieser Ebene bis an den Fuß der Alpen und an eine Menge herrlicher Wasserbecken reicht, vom Orta- und Lago Maggiore angefangen bis zum Gardasee und weiter ins Venetianische hinein. Welche herrlichen Ausflüge bietet die Umgegend der Städte Bergamo, Brescia, Vicenza, Padua! Wie lieblich ist die Hügelgegend der Brianza (südöstlich vom Comersee), wie köstlich Varese mit dem Blick auf die nahen Voralpen!

Uebrigens kann man schon in Mailand selbst recht hübsche, lohnende Spaziergänge ausführen, man muß nur nicht, wie es die meisten Durchreisenden thun, immer am Dom und an der Galleria kleben. Wie erfreulich ist es, wenn man z. B. nach der Porta Ticinese geht und plötzlich jene antike Kolonnade in die moderne Straße sich vorschieben

sieht, den sogenannten Portico di San Lorenzo, der aus zehn hohen kannelierten korinthischen Säulen besteht und einst vielleicht den Eingang eines Bacchustempels oder der Thermen Maximinians vorstellte. Nur in Rom sieht man sonst dergleichen ernste und von großer Herrlichkeit uralter Zeit zeugende Denkmäler mitten in das Treiben der geräuschvollen Gegenwart ragen. Nicht weit davon liegt Mailands älteste Kirche, San Ambrogio, die Krönungsstätte longobardischer Könige. Beide Bauwerke beweisen beiläufig, daß man es mit jener geschichtlichen Notiz, über das zerstörte Mailand habe Barbarossa den Pflug führen lassen, doch nicht zu wörtlich genau nehmen muß. Nach der entgegengesetzten Seite kommt man zur Piazza Cavour und den sich dort ausdehnenden weiten Anlagen des Stadtparks. Das Cavour-Denkmal sehe ich immer wieder mit besonderer Freude an. Welche einfache, aber in dieser Ausführung so ergreifend schöne Idee, daß zu Füßen des Porträtstandbildes Italia selbst den Namen des großen Staatsmannes in den Stein schreibt! Daß man allerdings nicht gut thut, in zu später oder zu früher Dämmerstunde in diesen Parkanlagen einsam spazieren zu gehen, hat die wenige Tage nach meinem Aufenthalte daselbst stattgefundene Ermordung und Beraubung unseres unglücklichen Landsmannes Bruggisser bewiesen.

Ein anderer Ausflug bringt uns auf den monumentalen Friedhof. In einer schönen Abendstunde fuhr ich hinaus und empfing von dieser vorher schon öfter besuchten, einzigartigen Totenstadt wieder den nachhaltigsten Eindruck. Ich denke dabei nicht an die einzelnen mehr oder weniger glücklich erdachten und ausgeführten Denkmäler. Aber die Masse allein schon wirkt. Man steht oben auf der Terrasse der großen Grabkapelle und schaut über zahlreiche kleine Mausoleen und Monumente hinweg. Weit, unendlich weit dehnt sich

in der unübersehbaren lombardischen Ebene die stille Nekropolis und zwischen ihren marmornen Gassen blüht es von Sträuchern und glüht es von Rosen und über alle dem der sanfte Abendhimmel! Uebrigens sind die neuesten Monumente viel geschmackvoller, edler als die früheren. Man ist von den Porträtstatuen in moderner Kleidung zurückgekommen; symbolische Gestalten belieben jetzt und statt des glänzend weißen Marmors schwarze Bronze. Da sitzen nun Engel des Schweigens oder der Trauer in edelster Haltung; keine pathetischen Geberden, die auf Wiedersehen hindeuten, sie hüten einfach das Geheimnis des Todes und scheinen versenkt in heilige Melancholie.

Aber diese Herbsttage waren zu schön, als daß ich mich mit solchen Spaziergängen im Weichbild der Stadt hätte begnügen sollen. Einmal fuhr ich nach der Certosa hinaus, will jedoch von diesem in jedem Reisehandbuch beschriebenen köstlichen Schmuckkästchen der Architektur weiter nichts sagen, als daß ich an dem marmornen Todesehebette des Lodovico Moro und seiner üppig schönen Gemahlin Beatrice d'Este wieder meine besondere Freude hatte. Ein Grabdenkmal stellt es ja vor, was der Bildhauer Solari in meisterhafter Weise da schuf; aber der Abglanz reichlich genossener Lebenslust liegt so freundlich heiter über den beiden Gestalten einer starken Zeit, daß man als Lebender fast versucht ist, diese Toten zu beneiden.

Von der Certosa gingen wir — ein Freund aus Bern war mein Begleiter — nach dem alten Pavia eine gute Strecke weit zu Fuß. Im Hochsommer möchte ich es niemand anraten, auf solcher schnurgeraden lombardischen Landstraße ein paar Meilen weit zu Fuß zu gehen. Aber in diesen Herbsttagen war die Landschaft doch schon durch die längere Dauer der kühlen Nächte erfrischt und mit

einem ordentlichen Sonnenschirm konnte man es wohl wagen. Auch hat man auf jener Straße zur Rechten einen breiten, ziemlich rasch dahinfließenden Bach, zur Linken einen der großen Kanäle, die nach allen Richtungen die Lombardei durchziehen und teilweise der Bewässerung der Reisfelder, daneben auch der Fortbewegung von Lastschiffen dienen. Die Straße selbst war von jenen hohen Lastkarren auf zwei Rädern mit den hintereinander angespannten Pferden belebt, wie man sie überall in Italien sieht. Der Fuhrmann liegt oben ausgestreckt auf seinen Säcken und schläft, den gleichmäßig ausschreitenden Rossen das Zutrauen schenkend, daß sie schließlich schon am Bestimmungsort anlangen werden. Eintönig klingen ihre Schellen, eintönig zieht die endlose graue Straße sich hin und unendlich weit dehnen sich rechts und links die Maisfelder aus; nur hie und da zeichnet sich am fernen Horizont ein schlanker Campanile ab. Droben, am blauen Himmel, wandern weiße Fiederwölkchen scheinbar mit derselben Langsamkeit wie drunten auf der Straße die Lastfuhrwerke. Man hat nie vorher geglaubt, daß die Welt so groß, so weit sei. Und begegnet man nun gar noch dem kleinen Bettelknaben aus Parma, der mit ein paar Meerschweinchen im Holzkistchen und mit seinen Correggio-Engelsaugen einsam in die Fremde zieht, so dehnt ein Seufzer der Sehnsucht und des Heimwehs die Brust. Möchten sie doch alle heim gelangen, die Pilgrime, die auf tausend Straßen der Welt mit müden Füßen wandern!

Bei Pavia ist der Tessin ein breiter, schiffbarer Fluß, über den eine prächtige alte, gedeckte Brücke führt, durch die er im Frühling oft gewaltige Wassermassen wälzt. Die Stadt ist im übrigen nicht sonderlich interessant. An ihrem alten Dom wird noch immer fleißig geflickt, wie ich es schon vor Jahren dort fand. Bei meinem damaligen Besuch

aber war irgend eine hervorragende Persönlichkeit zu Grabe getragen worden und zwar unter so schönen, von Männern und Frauen kräftig auf offener Straße gesungenen Hymnen, daß ich noch immer mit Vergnügen an diesen musikalischen Genuß zurückdenke.* Diesmal war kein Toter da, der die öde, verlotterte Stadt mit Leben erfüllt hätte, und so schieden wir von ihr ohne Bedauern.

Italien ist das Land der unfreiwilligen Unterlassungssünden, weil es an Sehenswürdigkeiten so reich ist, daß man auf einer Fahrt durch eine bestimmte Gegend selten auf das erste Mal alles das Schöne zu sehen bekommt, was die Gegend birgt, ja nicht einmal das, was sie nicht birgt, was sie vielmehr allen Blicken weithin sichtbar ausstellt. So war ich früher einmal in Varese gewesen, ohne den Wallfahrtsort Madonna del Monte zu besuchen, der die Landschaft so prächtig beherrscht und die Neugier aller Reisenden erregt, die, von Mailand her rechts sitzend, mit der Eisenbahn in der Richtung des Lago Maggiore fahren. Als wir nun in Mailand „theaterfrei“ wurden — wir hatten als eingeladene Gäste der Einweihung und den fünf ersten Opernaufführungen des neuen, von Sonzogno gegründeten teatro lirico beigewohnt, — wurde die Madonna del Monte bei Varese unser erstes größeres Ausflugsziel.

Die Regionaleisenbahn (Ferrovia del Nord), die von Mailand über Varese nach Laveno am Lago Maggiore führt, hat als eine ihrer ersten Hauptstationen jenes Saronno, das in der Kunstgeschichte Italiens durch Luinis herrliche Fresken berühmt ist, die eine vor dem Flecken draußen gelegene Wallfahrtskirche schmücken. Ich konnte auch diesmal nicht umhin, einen Zug zu überspringen, um sie wieder zu sehen

* Vgl. „Jenseits des Gotthard.“ Menschen, Städte und Landschaften in Ober- und Mittel-Italien. Von J. V. Widmann. Frauenfeld, J. Hubers Verlag. S. 83 f.

und namentlich auch sie dem Freunde zu zeigen. Luini hat in diesen Fresken in Lieblichkeit und Anmut geschwelgt; es sind gleichsam idyllische Frühlingsgedichte, die er da schuf. Daher wählte er sich auch durchaus freundliche Gegenstände, die Vermählung Marias mit Joseph, die Darstellung im Tempel, die Anbetung der Könige aus dem Morgenlande, und legte alle erdenkliche Holdseligkeit in die Frauen- und Jünglingsgestalten sowie in die Engel, mit denen er diese figurenreichen Szenen belebte. Auf dramatisches Pathos verzichtete er ganz, es mochte auch nicht in seiner Natur liegen. Aber ideal schöne Menschen, namentlich jugendlich feine, vornehme Gesichter auf diesen Bildern nahe zusammenzudrängen, das war seine Lust, und der Mitgenuß geht nach mehr als drei Jahrhunderten auf den Beschauer über.

Gegen Varese wird die Gegend immer bergiger und reicher an landschaftlichem Reiz. Ueber drei tief eingeschnittenen Schluchten fährt der Zug auf hohen langen Brücken, dann in großen Kurven durch Akazien- und Kastanienwälder, die ihn wie grüne Tunnels aufnehmen; zuletzt wird Varese durch einen wirklichen Tunnel erreicht. Es wäre trotz seinen 13,000 Einwohnern eine unbedeutende Landstadt, hätte es nicht die zahllosen Villen reicher italienischer Familien, die hier die schöne Jahreszeit zubringen. Diese Villen, mit Gärten und sonstigen Anpflanzungen, sind so groß angelegt, daß Varese durch sie das Aussehen einer sehr umfangreichen Stadt gewinnt, deren Straßen aus demselben Grunde von vornehmen Equipagen befahren, von feinen Leuten der Mailänder Aristokratie begangen werden. Wer nicht seine eigene Villa besitzt, aber sich doch gern zu den oberen Zehntausend hält, wohnt im vornehmen Grand Hotel Varese, das außerhalb der Stadt auf einem Hügelabhang überm See von Varese liegt. Uns war es gemütlicher in einem echt italienischen

Landwirtshause mitten in der Stadt, im „Angelo.“ Im inneren Hofe, wo hinten bei den Stallungen die Pferde gestriegelt werden, weiter vorn an einem Tische die Kellner mit dem Koch zusammen die großen Steinpilze für die Abendmahlzeit rüsten, speisen die Gäste in einer durch große Bogenfenster von dem Hofraum abgegrenzten Halle. Das ist nun ein Gasthof, wo hauptsächlich vom Land hereinfahrende Gutsbesitzer, Kornhändler, Müller u. s. w. ihre Fuhrwerke einstellen; aber eben deshalb trifft man hier noch die unverfälschte nationale Küche und vorzügliche Landweine und zahlt schließlich lächerlich niedere Preise. Für Zimmer auf eine Nacht, Licht, Bedienung, eine kopiose Abendmahlzeit mit sehr viel Wein, eine ebensolche Mittagsmahlzeit am folgenden Tage lautete die Rechnung für jeden auf vier Lire und ein paar Centesimi. Nun muß man keineswegs glauben, ein Gasthof mit solchen Gästen und solchen Preisen sei ein schmieriges, verlottertes Haus. Um sich vom Gegenteil zu überzeugen, braucht man nur in der erwähnten Speisehalle die Augen zur Decke zu erheben, die mit fröhlichen Figuren einer kühnen und entschieden künstlerischen Phantasie ausgemalt ist. Da suchen ein paar wütend ausschreitende Faune einen Hasen einzuholen, da sieht ein Amor, der auf die Entenjagd ging, zu seinem Erstaunen die Enten gerade in dem Augenblicke untertauchen, als er auf sie schießen will; besonders gelungen aber ist ein völlig Böcklinsches Meerweib, das den von einem Faun bereits gefangenen Fisch von der Angelschnur zu lösen sucht und zu sagen scheint: solche Eingriffe in mein Wasserreich verbitte ich mir. Es ist ja selbstverständlich nur Dekorationsmalerei, die man da sieht und ich erwähne sie bloß, um den Lesern eine Vorstellung zu geben von dem Reichtum an Talenten in einem Lande, wo selbst einer der bescheidensten Gasthöfe einer

kleinen Provinzstadt eine Ausschmückung erhält, um die ihn in der Schweiz oder in Deutschland mancher pompöse Festsaal beneiden könnte. Es ist überhaupt nicht genug zu bewundern, was für feine oder niedliche Einfälle in einem italienischen Kopfe entstehen. So trafen wir z. B. nachts unter den Arkaden in Varese auf ein kleines, im Innern erleuchtetes Café, das durch einen ganz aus großen Glasperlen bestehenden Thürvorhang von der Straße geschieden war. Diese glitzernde Fläche ließ die im Café Sitzenden wie Personen erscheinen, die hell beleuchtet hinter dem Schleier eines Wasserfalls säßen; es nahm sich ungemein artig aus.

Die ganze bergreiche Gegend von Varese wird gegen Nordwesten von dem weithin sichtbaren Wallfahrtsorte Madonna del Monte beherrscht. Von weitem sieht es aus, als ob eine ganze Stadt auf dem schroffen, steilen Berggipfel läge, da die vielen weißen Kapellen und die Kirche mit dem Nonnenkloster sich ebenso stattlich als phantastisch ausnehmen. Wir machten uns am nächsten Morgen um sieben Uhr zu Fuß auf den Weg dorthin. Nach einer Stunde standen wir am Fuß des Wallfahrtsberges, nach weiteren drei Viertelstunden war die Höhe erreicht. Das Steigen ist nicht beschwerlich, da man die Anstrengung über der üppigen Pracht der Gegend vergißt, die sich einem von Schritt zu Schritt immer herrlicher aufthut. Fünf Seen, zu denen auch ein Seitenarm des Lago Maggiore zählt, überblickt man von droben auf einmal; im Norden hat man alle die hohen Bergketten, die vom Simplon herüber zwischen die drei italienischen Seen sich drängen und bis zum Generoso bei Lugano, bis zum Resegone bei Lecco sich erstrecken. Zu unseren Füßen aber gießt sich in einem welligen Hügelland ein Meer von Kastanienwäldern aus, dazwischen zahlreiche, von ihren üppigen Fruchtfeldern umgebene Flecken und Dörfer, in der Mitte der

lachenden Landschaft das villenreiche Varese mit den stattlichen Häusern und Gärten seiner Akropolis, endlich weithin nach Süden bis zum Horizont die grenzenlose lombardische Ebene. Und indem sich der Weg vom Berge im Zickzack emporzieht, hat man natürlich immer abwechselnde neue Fernsichten. Dabei ist auch das Nächste erfreulich; ich meine die großen schönen Kapellen mit den sogenannten Leidensstationen, an denen man vorüberkommt. Ich denke dabei nicht eben an die großen Terrakotta-Figurengruppen, die in einzelnen dieser Kapellen zu sehen sind, obschon eine derselben — die Kreuzigung darstellend — zu den besten Werken ihrer Art gehört; mehr freute mich das Architektonische einzelner dieser Kapellen, die von Loggien und Balustraden umgeben sind, auf die man hinaustreten und von denen man ins Thal hinabschauen kann. Ganz oben, um die Wallfahrtskirche und das Kloster herum, liegt wirklich eine kleine Stadt, oder richtiger ein Burgflecken, an dessen Eingangsmauer rechts drei in antikem Stil gehaltene Bogennischen mit einem Brunnen darunter den Blick namentlich dadurch auf sich lenken, daß in der mittleren Nische eine überlebensgroße Mosesstatue schon von weitem durch edle, würdevolle Haltung auffällt. Man glaubt anfangs, von irgend einer alten Stadtgottheit begrüßt zu werden; denn der moderne Künstler hat seinen Mose sichtlich unter dem Einflusse des Mose von Michelangelo geschaffen. Wie feierlich dieses in carrarischem Marmor ausgeführte Werk in dieser Landschaft, auf solcher Bergeshöhe thronend, auf den Ankömmling wirkt, das ist gar nicht zu sagen. Man hat so viele Gekreuzigte sehen müssen, so viele leidende Heilige — da auf einmal tritt, wenn auch unter biblischem Vorwand und durch die Idee des Brunnens veranlaßt, ein aus antikem Geist geschaffenes Monument vor uns und es ist, als ob man auf einem Berge im alten Latium wäre

und einem Heiligtum des altrömischen Königs Numa Pompilius sich nahte.

In der Kirche war nicht viel zu sehen. Den größten Stolz des alten Sakristans machen die Mumien zweier fürstlicher Aebtissinnen aus, die wie verdorrte Schneewittchen in gläsernen Särgen ruhen in einer Seitenkapelle, aus deren Fenstern sich ein herrlicher Ausblick nach dem Lago Maggiore aufthut. Wir machten also den frommen Damen unsere Aufwartung und beteuerten ihnen, daß sie sich in den 400 Jahren ihrer Eingesargtheit recht wohl konserviert hätten. Der Sakristan wollte uns auch überreden, es im anstoßenden Kloster mit den lebendigen Nonnen zu versuchen, welche — so versicherte er — den Gästen Speise und Trank aufsetzten. Einen Augenblick schwankten wir, dann aber schien es uns doch angenehmer, draußen vor einer der Osterien des Burgfleckens zu sitzen, wo wir selbst bestimmen konnten, was man uns auftragen solle und wir fortwährend von der hohen Warte dieses Felskegels die freieste Aussicht hatten. Es war das ein guter Gedanke. Kaum irgend einer der Eindrücke dieser Herbstferienreise haftet in mir so fest als wie die Erinnerung an diese köstliche Vormittagsstunde. Auf einer kleinen Terrasse hart an der steilen Bergstraße saßen wir, tief zu unsern Füßen die Thalschlucht und weiter die ganze reiche Gegend. Ein Händler verkaufte uns Kastanien, die wir in der Küche der Wirtschaft sieden ließen; dann aßen wir sie mit trefflicher Salami und tranken einen guten ländlichen Rotwein dazu. Auf der Straße bergan und bergab bewegten sich Frauen und Mädchen der Ortschaft als hübsche Staffage, durchweg schlanke Gestalten, gleichsam menschliche Bergziegen. Denn hier oben, wo außer dem Boden im Schiff der Kirche kaum ein ebener Fleck Erde von mehreren Quadratmetern zu finden ist, setzt man kein Fett an, be-

sonders wenn man mit Wassereimern oder schweren Tragkörben beladen ist.

Fröhlichen Mutes kehrten wir gegen Mittag nach Varese zurück, bemerkten jedoch zu unserm Bedauern, daß der Himmel sich mehr und mehr trübte und Regen drohte. Indessen folgt einer solchen Bewölkung in diesen Gegenden nicht immer sofort das schlechte Wetter. Wir hatten noch ein paar günstige Tage, die uns weitere Ausflüge gestatteten.

Zunächst waren wir nach Laveno am Lago Maggiore gefahren, wo mein Freund eine durch ihre romantische Lage ausgezeichnete Votivkirche wußte, S. Caterina. Ihr Besuch wird auch in den Reisehandbüchern empfohlen mit dem Zusatz, daß der nächste Weg über das Fischerdörfchen Cerro gehe. Das ist nun allerdings richtig. Man müßte aber den Touristen auch darauf aufmerksam machen, daß gleich hinter Cerro die Straße aufhört und ein eigentlicher Weg nach S. Caterina gar nicht vorhanden ist. Wenn wir zuletzt dennoch hingelangten, so verdankten wir das einzig und allein zwei gefälligen, guten, alten Bauernweibern, die wir von ihren abendlichen Maccaronitöpfen aufschreckten und die uns, jede bis ans Ende des nächsten Bauerngutes, das Geleite gaben. Praktischer aber ist es, diese Kirche, die Stresa ungefähr gegenüber liegt, im Kahn zu besuchen. Auch nimmt sie sich, wie sie so in den Uferfelsen hineingeklemmt ist, vom See aus am malerischesten aus. Irgend ein Don Juan des 16. Jahrhunderts war durch einen Sturm an diesen Felsen getrieben worden und hatte in der Angst gelobt, sich zu bessern und hier eine Kirche zu bauen, wenn er mit dem Leben davonkomme. Nach seiner Rettung hielt er der hl. Katherina besser Wort als wahrscheinlich allen andern Frauen und Mädchen, mit denen er in der Welt zu thun gehabt hatte. Er baute die Kirche und ein kleines Kloster daneben, wo er

seine Tage beschloß. Sein einziger Verkehr mit der Außenwelt soll darin bestanden haben, daß er von der Loggienbrüstung seines Klösterchens an einem Seil Körbe niederließ zu den vorüberfahrenden Schiffen, die eine Nahrungsspende für den frommen Sünder hineinlegten. Er ruht jetzt in einem gläsernen Sarkophag in der Kirche und zwar in reicher roter, spanischer Uniform. Das mittlere Gebäude der ganzen Anlage ist in traurigem Verfall, da zuweilen von der Bergeshöhe Felsstücke herunterkommen, von denen eines das Dach durchgeschlagen hat. Auch in der Kirche ist ein solcher Steinkoloß zu sehen, der eines Tages gleich einem ungeheuren Obus zerstörend hier eingedrungen war. Außer einem Pfarrer und einem verheirateten Verwalter, der zugleich den Fergen macht und auch uns in der Barke nach Cerro führte, wohnt niemand in dieser romantischen Einsamkeit. Den Heimweg von Cerro nach Laveno mußten wir bereits in der Dunkelheit des Abends zurücklegen, die aber doch nicht eine so vollständige war, daß wir, als auf der einsamen, über einen Hügel führenden Straße drei rasch schreitende Wanderer uns begegneten, in der mittelsten beträchtlich langen Gestalt nicht einen Bekannten aus Bern, Herrn v. B., hätten erkennen sollen. Es gab ein kurzes Beisammenstehen mit fröhlichem Erstaunen, daß man sich plötzlich hier so unvermutet treffe. Herr v. B. hatte an diesem Abend noch in kleiner Barke von Cerro aus nach Stresa hinüberzufahren zu seinem Landgut. Wir dachten nicht ohne Besorgnis hieran, als eine halbe Stunde später, eben da wir in Laveno anlangten, ein erster flammender Blitz über den nächtlichen Himmel hinfuhr und bald ein Gewitter ausbrach. Doch ist alles gut abgelaufen, obschon Stürme auf dem Lago Maggiore für ein kleines Fahrzeug eine ernste Sache sein können, was unter anderm auch durch die Existenz jenes Votivklosters S. Caterina bewiesen wird.

Eine andere Fußwanderung zwischen Gravellona und Omegna an der Simplonlinie, gegen Novara, gewährte uns am nächsten Tage, einem Sonntag, angenehme Unterhaltung. Es war kühles Wetter, auf der Straße kein Staub, die Gegend durch hohe bewaldete Bergzüge zu beiden Seiten des Thales und durch die zahlreichen hübschen Ortschaften mit ihren Kirchtürmen sehr malerisch. Zwar auch an Fabrikschloten fehlt es hier nicht, da das Thal über gute Wasserkräfte verfügt, die speziell von Schweizer-Industriellen ausgenützt werden. Dafür herrschte auch überall das regere Treiben, das eine industrielle Bevölkerung charakterisiert. Und heute hatte sie ihren freien Tag. In Gruppen wanderten lachende, scherzende Fabrikmädchen von Dorf zu Dorf; in einer Hütte am Wege wurde zur Ziehharmonika getanzt. Junge Bursche, einer mit einer Mandoline, auf der er im Gehen lustig spielte, kamen uns entgegen; lebenslustige Augen glänzten, wohin man sah. In Omegna, einem uralten Städtchen am Ortasee, war eben der nachmittägliche Gottesdienst aus, als wir bei der Kirche anlangten. In schier endlosen Scharen strömte die Jugend heraus, viele der Mädchen trugen lange weiße Schleier, die sie aber sogleich außerhalb der Kirche ablegten und sorglich zusammenfalteten. Nachher spielte unten am See auf dem Platze, in dessen Nähe die Säulenhalle des Stadthauses einen Begriff gibt von ehemaligen höheren Ansprüchen der Ortschaft, eine lärmende Musikkapelle, um die sich alle Einwohner versammelten. Dabei ging alles sehr anständig zu, nirgends war ein Betrunkener zu sehen. Ein bischen Musik genügt diesen Leuten, um sich festlich aufgelegt zu fühlen.

Auch in Orta, wo ich nun allein ein paar stille Tage zubrachte, hatte ich mehrfachen Anlaß, mich der hübschen Art zu freuen, wie junge Leute in Italien sich zu vergnügen

wissen. Ich besuchte jeden Abend nach dem Pranzo ein gewisses, unter der Bogenhalle am See gelegenes Kaffeehaus. Da der Kaffee dort von den artigen Töchtern der Wirtin serviert wird, ist ihr Lokal natürlich das Stelldichein der Jungmannschaft der kleinen Stadt. Wie die Freier der Penelope saßen sie an jedem Abend in einem Halbkreis um das Buffet herum und lachten und plauderten mit den Mädchen, immer in durchaus höflichen Schranken sich haltend und nichts genießend außer einer Tasse Kaffee, einige auch gar nichts, was in einem italienischen Kaffeehause nicht übel genommen wird. Als ich an einem dieser Abende hineintrat, war ich erstaunt, diese jungen Leute alle mit Schreiben beschäftigt zu finden. Was konnten sie alle plötzlich zu schreiben haben? Bald sollte ich es erfahren. Einer nach dem andern begann vorzulesen, was ihm eingefallen war. Es waren in komisch pathetischem Ton abgefaßte Liebesbriefe, die von der Voraussetzung ausgingen, der Schreiber sei nach Amerika ausgewandert und richte den Brief an seine in der Heimat zurückgelassene Geliebte. Man mußte nun sehen und hören, welche Lust und Heiterkeit aus diesem Schreibspiele sich ergab, welche Lachsalven jeden guten Witz begrüßten, wie auch feinere Wendungen mit einem erfreuten „Oh! bene! bello!“ gewürdigt wurden, während jede gröbere Anspielung die sofortige Ablehnung der Zuhörer fand. Es versteht sich, daß die jungen Leute die Gelegenheit auch wohl dazu benützten, den hübschen Töchtern der Kaffeewirtin unter dieser Form kleine Artigkeiten zu sagen, versteckte Liebesgeständnisse zu machen, was schon daraus sich ergab, daß der eine oder andere etwa einmal errötete, wenn er eine derartige Stelle vortrug. Ein alter Herr, den sie Commendatore betitelten und sehr respektvoll behandelten, war inzwischen auch eingetreten und gab mit vergnügtem Grunzen seine Beifallsäußerungen. Ich

muß gestehen, daß ich meinen Ohren nicht traute, so viel graziösen Geist und Witz in dem niederen Kaffeehausstübchen einer kleinen Landstadt sich entwickeln zu sehen. Auch wenn ich annehme, daß diese Jünglinge Studenten in Ferien waren, was mir namentlich für einen von ihnen, der zuletzt auch Verse improvisierte, unzweifelhaft scheint, muß ich mich doch fragen, wo man denn sonst irgendwo an Studenten in Ferien dergleichen erleben könnte. Das war einmal eine Versammlung, in der man sich nicht auf Weingeist, sondern einfach auf Menschengeist verließ, um fröhlich zu sein.

Es ist eben in Italien gar vieles anders als bei uns. So wurde, während wir in Orta waren, ein junges Mädchen thatsächlich in einer Bonbonniere zu Grabe getragen. In einer Bonbonniere — ich kann es nicht zutreffender bezeichnen. Man sah nichts von einem Sarge. Man sah nur eine weiße, große Kartonschachtel mit Goldeinfassung an den Ecken und Rändern. Dieselbe war außerdem reich mit Blumenkränzen und -Sträußen geschmückt, aber nicht, wie bei uns, nur mit weißen oder mattvioletten melancholischen Totenblumen, sondern mit hellgelben, blauen, brennend roten. Mädchen, Frauen, Jünglinge, Männer gingen singend und angezündete Wachskerzen tragend mit der Leiche in langer Prozession, die Gespielinnen der Verstorbenen in weißen Schleiern, die bis zur Erde reichten; sie trugen die Enden der langen seidenen Bänder, die von dem so mit allem Glanz des Lebens aufgeputzten Katafalk niederhingen.

Natürlich wohnte ich wieder bei der ehrsamen Witwe Mignocchi im „Goldenen Löwen“,* wo man von der dicht überm See sich erhebenden Terrasse die reizende Insel San

*) Mein früherer Besuch in Orta ist erzählt in der kürzlich erschienenen dritten Auflage meiner „Spaziergänge in den Alpen“; dort ist namentlich auch der Sacro Monte von Orta ausführlich beschrieben. Der Verfasser.

Giuliano fast glaubt mit Händen greifen zu können; auch rudert man sich in zehn Minuten hinüber und kann in einem Beichtstuhl der immer menschenleeren uralten Kirche sein Mittagsschläfchen abhalten oder den Sakristan aus dem seinigen wecken, damit er einem die von Kaiser Otto III. der Insel geschenkten Kirchenkleinodien oder altlongobardische Königsjuwelen und den heiligen Julianus selbst im silbernen Sarge der Krypta zeige. Köstlich war es auch, längs dem Ufer an den prächtigen Villengärten hinzugehen. Diese Villen gehören vornehmlich piemontesischen Familien. Jetzt, im Anfang Oktober, war die Rosenblüte noch so reichlich, daß ihr Duft die ganze Straße erfüllt. Orta hat im Winter zuweilen Schnee, der jedoch nicht lange liegen bleibt. Große Palmen, die in den Gärten stehen, werden auch im Winter nicht etwa in Treibhäuser gebracht, sondern nur mit Strohmatten geschützt. Ueberall standen riesenhafte Magnolienbäume mit frisch angesetzten Knospen; auch reife Granaten sah ich an den zierlichen Bäumen, die für so große Früchte fast zu leicht gebaut zu sein schienen. Dazwischen zeigten die dunkeln, starken Nespolebäume ihre gezackten Blätterbüschel; an Felsen, wo kaum Erdreich haftete, wuchsen Agaven und in den Feldern standen überall die mit Früchten beladenen Feigenbäume; nur Oliven sah ich nicht. In den Weinbergen war jetzt eben fröhliche Weinernte. Abbondanza („Ueberfluß"), versicherten uns die Winzer, als wir sie nach dem Ertrag fragten. Schüsse knallten und man hörte jauchzende Menschenstimmen. Auch das blonde sechzehnjährige „Löwen"-Töchterchen war an einem Vormittag zur Weinlese eingeladen gewesen und brachte ihrem Freunde, dem grünen brasilianischen „Papagallo" (Papagei), eine volle dunkle Traube mit, die er mit dankbarem Rosa-Rosa-Geschrei entgegennahm.

Je hübscher es in diesen Herbsttagen in Orta war,

umsomehr mußte ich mich wundern, nach der Abreise meines Freundes schließlich der einzige, der letzte Fremdling im Städtchen — nicht bloß in meinem Albergo — zu sein. Ein paar rauhe Tage hatten die ohnehin nicht sehr zahlreichen Fremden rasch vertrieben. Es spielen aber noch andere Gründe mit, warum Orta überhaupt wenig Fremdenbesuch, namentlich wenig bleibende Gäste hat. Seine Wirtshäuser sind wohl leidlich und selbst angenehm für den an italienisches Leben gewöhnten Wanderer, der große internationale Hotels lieber meidet. Aber freilich lassen sie sich mit dem, was z. B. die südschweizerischen Gasthöfe in Lugano oder Locarno bieten, nicht von fern vergleichen und sind doch kaum weniger teuer als diese. Man sieht sich in Orta immer wieder auf wenige Gerichte angewiesen: Risotto, Maccaroni, gebackene Fische oder fritto misto, schreckliches gedämpftes Kalb- oder Ochsenfleisch, was der italienische Speisezettel mit umido bezeichnet, — da gibt es also wenig Abwechslung, und nur die sehr guten Weine entschädigen, wie, im Herbst, die vielen Früchte und gewöhnlich mehrere Käsesorten zum Nachtisch. Aber in den guten schweizerischen Gasthöfen, z. B. im Hotel Beauregard in Lugano, hat man die angenehmsten Gerichte der italienischen Küche ebenfalls in den Speisezettel aufgenommen, dazu kommt nun aller weitere Komfort dieser elektrisch beleuchteten, im Winter wohlig durchheizten Häuser. An dieser Konkurrenz, vor allem natürlich auch an derjenigen des nahen Pallanza und einiger anderer Ortschaften am Lago Maggiore, leidet Orta, das außerdem mit dem Lago Maggiore nur schlechte Verbindung hat (von Gravellona aus durch einen schrecklich schmutzigen, stinkenden, mit Fliegen überfüllten Postomnibus). Dafür ist es der rechte Ort für jeden, der die Einsamkeit sucht, und ein stiller Abendspaziergang am Ufer des Sees entlang, zwischen den duftenden

Rosengärten hin nach dem Berge, auf dem der alte, trotzige Barbarossaturm „il buccione“ steht, kann für viele hier unauftreibbare Genüsse größerer Kurorte entschädigen. Die schönsten Tage dort — versicherte mir die Wirtin — seien die Novembertage, es sei dann warm, aber nicht heiß, wie im Sommer, die Mücken tanzten in der stillen Luft und in den Gärten blühten immer noch späte Rosen und Dahlien und Astern, auch manche Magnolienblüte erschließe sich dann und streue ihren citronenartigen süßen Duft aus. Da die Vedova in einem etwas kritischen Alter steht, wagte ich nicht ihr zu erklären, daß man das bei uns den Altweibersommer nenne. Gewiß mag er dort, in Orta, besonders schön sein. Aber dann, nach dem sonnigen kurzen Tag, die langen Abende! und wie ein den Winteraufenthalt ermöglichender Gasthof eingerichtet sein muß, davon hat einstweilen in dem guten Orta keine Seele auch nur eine Ahnung. Vielleicht kommt aber diese Ahnung dereinst, wenn der Simplontunnel durchgeschlagen sein wird. Das haben wir ja auch im Tessin erlebt, wie ein solches Loch im Berge auf einmal die Köpfe so hell macht.

Noch viel größer übrigens als der Kontrast italienischer Alberghi zu schweizerischen Hotels ist derjenige der italienischen Bahnen zu unsern schweizerischen, was einem jedesmal dann ganz besonders fühlbar wird, wenn man auf der so prächtig komfortabel eingerichteten Gotthardbahn nach Hause fährt. Der Unterschied besteht nicht nur in dem abgenützten und schmutzigen Waggonmaterial der italienischen Bahnen, sondern z. B. auch darin, daß die Züge in Italien nahezu regelmäßig Verspätung haben und zwar oft Verspätung einer vollen Stunde und das selbst auf großen Linien. Auch herrscht auf manchen Bahnhöfen in Italien eine ganz unsinnige Einrichtung, welche dem Publikum die Benützung der Wartesäle

unmöglich macht. Am schlimmsten fand ich es in dieser Beziehung in Orta. Wie überall in Italien darf man den Wartesaal erst betreten, wenn man ein Billet hat. Nun verzögert sich aber in Orta die Billetausgabe immer bis auf die letzten wenigen Minuten vor Ankunft des Zuges und der Eingang zu den Wartesälen bleibt durch ein eisernes Gitter verschlossen. Das Publikum sieht sich also genötigt, sich inzwischen in einer häßlichen, schmutzigen Halle, in der es keinen einzigen Sitzplatz, keine Bank oder dergleichen gibt, stehend und gehend aufzuhalten. Ich ließ mir das allerdings nicht gefallen, sondern ging trotz einem angeschlagenen Verbot — entrata severamente proibita — durch den Gepäckraum auf die Vorderseite des Bahnhofes, wo einige Bänke standen. Ich that dies in der bestimmten Erwartung, von einem Beamten deshalb zur Rede gestellt zu werden und freute mich schon, dann gehörig loszulegen über diese unerhörte Rücksichtslosigkeit gegenüber dem reisenden Publikum. Aber weder der Stationsvorsteher, der mich mit etwas scheelen Blicken fixierte, noch sonst ein Bahnangestellter interpellierte mich, wie es doch ihre Pflicht gewesen wäre. Auch darin zeigt sich ein nicht löblicher Schlendrian. Denn welches Vorrecht hatte ich, da vorn in der Einsteigehalle zu sitzen, während fünfzig Personen auf der andern Seite des Bahnhofes, mit ihrem Gepäck in den Händen, ungemütlich zusammengedrängt standen?

Ebenso ist es ein Mißstand, daß in Italien auf jedes Billet eine Zuschlagstaxe von 5 Centesimi erhoben wird, die auf dem Billet nicht verzeichnet steht und also fremde Reisende, die hievon nichts wissen, zu dem Irrtum veranlaßt, man nehme ihnen mehr ab, als man eigentlich dürfe. Daß übrigens letzteres auch ernstlich versucht wird, bewies uns ein Vorfall auf einer dieser Stationen der Linie Domo d' Ossola-

Novara, die ich jedoch nicht nennen will, weil der Kassier vielleicht nur aus Unfähigkeit und nicht aus bösem Willen schlecht rechnete. Er scheint an beginnender Gehirnerweichung zu leiden und kam später, bevor wir einstiegen, auf uns zu, um sich für seinen Irrtum zu entschuldigen, wobei er sogar, um uns zu versöhnen, sich zu dem schönen deutschen Satze verstieg: „Du bise meine Freund!“ Nur hatte er nicht bloß uns beiden, sondern auch einem andern Herrn um etwa 60 Centesimi zu viel abverlangt, so daß seine Gehirnerweichung an jenem Sonntag Abend wenigstens immer zu Gunsten seiner Börse sich äußerte.

Endlich ist es auch eine höchst umständliche Sache, auf einer italienischen Bahn Handgepäck ein paar Stationen weit aufzugeben, indem die Beamten nur absolut fest verschlossene Gepäckstücke annehmen oder man ihnen bei Uebergabe eines nicht verschließbaren Tornisters einen Garantieschein ausstellen muß, worin man versichert, daß man nicht reklamieren werde, wenn man nach Auslösung des Gepäckstücks entdecken sollte, daß etwas von den darin enthaltenen Gegenständen fehle. Das sind denn doch alles Dinge, die in der Schweiz oder in Deutschland nicht vorkommen und einem keinen guten Begriff von der Ehrlichkeit der Beamten und der Nation überhaupt geben. Ja, es wird einem für letztere Angst, wenn man sogar in Norditalien solchen Erscheinungen begegnet. In Pallanza strich ein Kellner ohne die leiseste Gegenbemerkung sofort einen Franken von der Rechnung für ein Mittagessen, die er uns präsentiert hatte, als ich ihm zeigte, in wie fern sie zu teuer sei. Für den Omnibus von Gravellona nach Pallanza bezahlte ich bei der Rückfahrt, als ich mich mit Italienern allein im Omnibus befand und dem Kondukteur einfach gab, was die andern zahlten, ungefähr nur die Hälfte des Preises, den ich auf der Hinfahrt für

ein mir von der Omnibusagentur ausgestelltes Billet hatte entrichten müssen. Auf dem Dampfschiff zwischen Laveno und Luino wollte der Aufwärter, da nur Engländer, Amerikaner und Franzosen die Table d'hote nahmen, zwei Gerichte, die auf dem Menu gestanden hatten, einfach unterschlagen, da er annahm, diese Fremden würden nicht zu reklamieren wissen. Ich war grausam genug — und als Mitessender interessiert genug —, es für die ganze Tischgesellschaft zu thun, worauf die betreffenden Schüsseln sofort erschienen. Daß ein elender Landwein auf dem Dampfschiffe als teurer Barbera bezahlt werden mußte, war ebenfalls keine hübsche Erfahrung. Für meine Person setzte ich den Preis eigenmächtig ein wenig herunter und der Aufwärter ließ es sich ohne Protest gefallen.

Diese hier aufgezählten einzelnen Züge sind allerdings Kleinigkeiten, aber immerhin symptomatische Kleinigkeiten, die dafür sprechen, daß eine moralische Regeneration Italiens noch immer auf sich warten läßt. Zugleich mögen aber auch meine schweizerischen Leser, da die Schweiz doch das Land der Fremdenindustrie par excellence ist, aus dieser Darstellung erkennen, wie sehr es einen Touristen lockt, unliebsame Erfahrungen, wie Unordnung bei Verkehrseinrichtungen, kleine Gasthofprellereien u. dergl., zu Urteilen über ein ganzes Volk zu erweitern, selbst wenn man dieses Volk so sehr liebt, wie das meinerseits gegenüber den Italienern der Fall ist.





Zum obern Steinberg.

Sonntagsspaziergang in den Berner Alpen.

Es wird zu viel gereist in der Schweiz und zu wenig spazieren gegangen. Unbegreiflich ist das keineswegs, im Gegenteil, sehr natürlich. Touristen, die sich nur wenige Wochen in einem Lande aufhalten können, das vom schwäbischen Meer bis zum Leman hinunter und vom Engadin bis zum nach Frankreich hineinreichenden Jura so unendlich viel Abwechslung bietet, wollen möglichst von allem naschen. Aber genußvoller ist es doch, wenn man Jahr für Jahr nur ein bestimmt begrenztes, kleineres Gebiet sich zum Wanderziel setzt und in diesem Bezirk dann recht behaglich sich umsieht. Daß wir Landesbewohner es so machen, ist selbstverständlich und uns nicht als sonderliche Tugend anzurechnen; wir haben's eben in dieser Beziehung bequem. Ich kann in Bern noch bis gegen elf Uhr vormittags meiner Berufsarbeit obliegen und nachmittags etwas nach vier Uhr bereits auf irgend einem einsamen Hügel hinter Mürren Alpenrosen pflücken.

Von einem solchen Ausflug, den ich am Sonnabend nach dem längsten Tag unternahm, soll hier einiges aus-

geplaudert werden zu Nutz und Frommen der Leser, die ihr Weg vielleicht ebenfalls ins Lauterbrunnenthal führt und die daraus die Anregung gewinnen zu einem ebenso genußreichen als gemächlichen Alpenspaziergang.

Ich war also um elf Uhr von Bern nach Thun gefahren und dann über den Thunersee auf dem Schiff, mit Verschmähung der neuen linksufrigen Thunerseebahn. Denn das Schiff bot, abgesehen von der freieren Bewegung, auf seinem breiten, schattigen Verdeck, auch die Gelegenheit, in aller Gemütsruhe zu Mittag zu essen. Die aus vier Gängen bestehende Table d'hote kostet genau Fr. 2.50; da ich mich aber mit einer tüchtigen Portion Wiener Schnitzel begnügte, zahlte ich nur die Hälfte. Bier oder Wein ist freilich extra, aber auch nicht teuer. Es war also in jeder Beziehung praktisch, auf dem luftigen Verdeck zu speisen, während die lieblichen Uferlandschaften wie wandelnde Dekorationen rechts und links langsam vorüberzogen. In Interlaken gab's weiter keinen Aufenthalt, allerdings aber die absurde Einrichtung, daß man am Hauptbahnhof, wo das Schiff im Kanal hält, nicht sofort in die Waggons der Thalbahn nach Lauterbrunnen steigen kann, sondern zuerst mit der Bödelibahn bis zur Oststation — zehn Minuten weit — zu fahren hat. Dort steigt man neuerdings um. Nun, wer nur seinen leichten Tornister bei sich hat, dem kann das wenig anhaben, aber für Reisende mit vielem Handgepäck ist es lästig.

Im Waggon befand sich außer einigen Engländern und Engländerinnen, die wie schlechte Illustrationen zu humoristischen Dickensromanen aussahen, eine fröhliche Gesellschaft von sieben bayerischen Herren im Lodenanzug und mit dem salontirolerischen Spielhahnfederschmuck auf den kühnen Hüten. Sie hatten alle sieben nur e i n Gesicht,

aber ein hübsches, das richtige bayerische Nationalgesicht mit buschigem Schnurrbart unter der gebogenen fleischigen Nase, treuherzige Augen und im Ausdruck etwas Mild-martialisches, wenn diese in sich selbst einen Widerspruch tragende Bezeichnung erlaubt ist. Sieben Schweizer beisammen würden nie so gut aussehen, aber jeder hätte sein eigenes Gesicht. Die Herren befanden sich, wie ich aus ihren Mienen und Gesprächen entnahm, in einer fortwährenden neugierigen und etwas eifersüchtigen Spannung, ob etwa gar die Bergwunder der Berner Alpen, in die sie jetzt einfuhren, ihr eigenes heimatliches Alpenland ausstechen würden, und so stärkten sie sich denn unter einander, indem sie den Wildreichtum der bayerischen Alpen gegen die hierin ärmere Schweiz abwogen und bei Landeskindern im Waggon nachforschten, wie es sich mit dem Gemsenbestand auf den nächsten Bergen verhalte. Die Antwort, daß die Gemsen in den letzten Jahren infolge des eidgenössischen Wildschutzes und einiger milder Winter sich ziemlich vermehrt hätten, begegnete denn auch einem etwas ungläubigen Lächeln.

Wirkliches Staunen aber malte sich auf den freundlichen Gesichtern der sieben Bayern, als sie nun in Lauterbrunnen sahen, was der praktische Schweizer mit seinen Bergen anzufangen weiß. Drei Eisenbahnen treffen hier zusammen: die Thalbahn, mit der wir gekommen waren, die jetzt in ihrem zweiten Jahrbetrieb laufende Wengernalpbahn (über die kleine Scheidegg am Eiger vorbei nach Grindelwald hinab) und die steile Bergbahn nach Mürren, die bis auf die Höhe Drahtseilbahn ist, in ihrem letzten Stück durch Elektrizität betrieben wird. Man kann ja selbstverständlich diese vielen Bergbahnen in der Schweiz mißbilligen und einige fristen auch nur mühsam ihre Existenz (z. B. die kühne Bahn auf das Brienzer Rothhorn). Aber

manche dieser Bahnen sind doch ganz verständige Einrichtungen. Wenn ich z. B. an diesem heißen Juninachmittag nach Mürren hinauf zu Fuß gehen sollte — was ich oft genug gethan habe —, so kam ich „naß wie ein Schwamm“ oben an und unfähig, von dort aus noch etwas zu unternehmen; schon die Zeit hätte dazu an diesem Abend nicht mehr gereicht. So aber wurden wir wie mit Geisterhänden an dieser hohen, steilen Felswand, von der der Staubbach herunterfällt, emporgehoben, sanft, schnell, mühelos, mit jeder Minute in eine immer frischere Luftschicht gelangend, immer tiefer unter uns das zurückweichende Thal. Die Fahrt in dieser schwindelerregenden Drathseilbahn ist allerdings eine kleine Nervenprobe; ein Reißen des Seils und eventuell nicht rechtzeitiges Einspringen der Notbremse würde ein in wahnsinniger Eile Niedersausen, Entgleisen und Zerschmettern der beiden Waggons zur Folge haben und da gäbe es nicht etwa Rettung durch seitliches Abspringen, selbst wenn man noch die Zeit dazu hätte. Denn die Fahrt geht meistens auf schmalen Brücken über schauerliche Abgründe weg oder dann in einer engen, glatten Felsenschale, wo der Fuß keinen Halt finden würde. Die Katastrophe wäre für alle Fahrgäste der sichere Tod. Sie darf also niemals eintreten und eben dieses Bewußtsein gibt Vertrauen; die Bahnbeamten sind von dem Ernst ihrer Verantwortung durchdrungen.

Alle Fahrgäste schienen aber doch recht wohl zufrieden, sich dann oben aus dem Waggon der Drathseilbahn in denjenigen der elektrischen Bahn setzen zu können. Diese fährt freilich meistens an der äußersten Kante des Berges hin, so daß man fast immerwährend senkrecht nach Lauterbrunnen hinabsieht; aber schon daß der Waggon nicht mehr perpendikulär steht, wirkt beruhigend. Und eine Zeit lang fährt man mitten durch grüne, saftige Alpenweiden, wobei

der Zugführer wiederholt läutet, um ein allfällig auf das Geleise verirrtes Rind zu warnen oder zu vertreiben; denn mitten durch weidendes Vieh rollte der Bahnzug. Dieser Kontrast einer elektrischen Bahn, 5400 Fuß (1636 Meter) über Meer mit der Idylle von Kuh- und Ziegenherden in Alpenrosenfeldern verfehlte seinen Eindruck nicht auf die sieben bayerischen Herren. So etwas ist einstweilen nur in der Schweiz zu treffen.

So wie Mürren mit seinen großen Hotels jetzt ist, paßt sich's auch ganz gut, mit einer Bahn dort anzulangen. Hat man etwa auch schon von einem „Alpentheater“ gesprochen, jedenfalls von „Alpenszenerien“, so muß die Bergterrasse von Mürren als die vornehm ausgestattete Fremdenloge dieses Theaters bezeichnet werden. Und der Vorhang, der sich gegenüber am schwarzen Mönch, am Eiger u. s. w. bald hebt, bald senkt, ist ja ebenfalls vorhanden. Selbst am schönsten Sommertage steigen zuweilen plötzlich aus den Eisschründen der Jungfrau Nebelwölkchen, die je nach Umständen sich zu einem deckenden Schleier zusammenweben oder auch wieder einzeln zerflattern und die Aussicht freigeben. Da sitzen denn die Reisenden aus allen Ländern auf den bis dicht an den Thalabgrund sich erstreckenden Terrassen hinter den beiden großen Hotels und betrachten sich das Schauspiel mit bewaffneten oder unbewaffneten Augen.

Ich machte mich aber auf, noch einen Hügel nach der Sefinenfurka zu an diesem Abend zu besteigen und freieren Ausguck zu halten nach allen Seiten. Etwas Aehnliches hatten auch die sieben bayerischen Herren im Sinn; so schien es wenigstens, denn sie steuerten recht emsig nach einem andern Hügelkopfe. Eine Viertelstunde später tönte es von dort mit schmetternder Innigkeit zu mir herüber: „Behüt dich Gott, es wär' zu schön gewesen“ und „Aennchen von

Tharau ist's, die mir gefällt. Einer von ihnen war nämlich Trompetendilettant und seine sechs Freunde bildeten sein dankbares Publikum. Sie erzählten später, an jedem schönen Aussichtspunkt auf dieser Reise blase ihr Kamerad solche Weisen, wobei besonders darauf geachtet wird, daß womöglich drüben von den Felsen ein Echo antworte. Hier oben blieb es aus; die Breite des Thals ist doch beträchtlicher, als das durch die Höhe und die gewaltigen Massen der gegenüberliegenden Felswände getäuschte Auge sie schätzt.

Auf meinem einsamen Hügel, eine gute Stunde von den Hotels entfernt, sah ich so recht tief hinein in die noch weiter hinab als sonst beschneiten, stillen und wilden Berge Breithorn, Tschingelhorn, Gspaltenhorn. Diese das Silberhorn der Jungfrau an Höhe übertreffenden Majestäten haben etwas gar Feierliches; sie stehen nicht umsonst abseits vom großen Getriebe, das, über die Wengernalp hinüber, Jungfrau, Mönch und Eiger streift. Sie schließen das Thal, das Bernerland ab mit einem Kreis von Gletschern; wo sie zum Petersgrat hinab sich senken, führt ein Pfad über Schnee und Eis nach dem Wallis hinüber (ins Lötschenthal), eine stundenlange Gletscherwanderung. Mir ist diese Wildnis die liebste Gegend der ganzen Berner Alpenwelt. Ein fernes Tosen ist in ihr, das von den Wasserfällen herrührt, die dort überall zu Thal gehen, ihr größter der Schmadribachfall. Dieses ferne gleichmäßige Tosen stört nicht die Stille, es macht sie im Gegenteil gleichsam handgreiflich. Den morgigen Sonntag noch näher diesen Bergen zu verbringen, war mein Beschluß. Auf den Alpweiden des oberen Steinbergs, anderthalb Stunden über Trachsellauenen, konnte ich nach Herzenslust im einsamen Genuß der großen wilden Natur schwelgen.

Mit dieser Zuversicht vermochte ich die Abend-Table d'hote

und andere Kulturfreuden des Hotels „des Alpes“, das auch in den Schlafzimmern elektrische Beleuchtung hat, um so eher zu ertragen, als die Mahlzeit reichlich und fein war und ich wußte, daß ich am andern Tag nicht viel mehr als Milch und Käse würde zu essen bekommen. Das Hotel „des Alpes“ ist dasselbe, in dem vor zwei Jahren Stanley gleich nach der Heirat seine Flitterwochen verlebte. Aber er hatte Unglück. Zweihundert Schritt vom Hotel entfernt wollte er auf einem etwas schmalen Pfade einer Dame artig ausweichen, trat in eine kleine Vertiefung des Straßenbordes und brach das Bein, so schlimm, daß er selbst nach mehreren Monaten noch nicht wieder gehen konnte. Welche Tücke des Zufalls, daß der Mann, der als moderner Conquistador im schwarzen Erdteil zahllose Gefahren glücklich bestanden hatte, hier, wo er zur Erholung sich aufhielt, durch eine kleine Unebenheit des Bodens schwer zu Schaden kommen mußte! Indessen scheint er dem Wirt doch ein freundliches Andenken bewahrt zu haben. Er schenkte ihm sein Porträt, den Muschel- und Korallenschurz einer Negerprinzessin, Antilopenhörner nnd andere Raritäten, die alle zusammen im Gesellschaftssaal des Hotels eine besondere „Stanleywand“ einnehmen und für Engländer eine gute Empfehlung des Hotels sind.

Am Abend waren plötzliche Wetterwolken aufgestiegen; aber am Morgen lag die Bergwelt mit allen ihren Eis- und Schneezinken im hellsten Sonnenschein da. So trat ich denn frohgemut meine Wanderung an, die eine starke Stunde lang bergab ging nach der Richtung vom Stechelberg (hinten im Lauterbrunnenthal). Nur in dieser ersten Stunde begegnete ich noch Leuten, Kirchgängern, die von Stechelberg und Gimmelwald nach Mürren heraufstiegen, dann, kurz vor der Brücke über die wild tosende Sefinen-Lütschine,

noch ein paar Männern, die das Feuer eines Kalkofens mit mächtigen Holzscheiten nährten; von da an bis Mittag sah ich keinen Menschen mehr, was ich nur hervorhebe, um zu zeigen, daß man, selbst in der Nähe von drei Eisenbahnen und so großen Fremdenhotels, wie sie auf Mürren, Scheidegg und in Lauterbrunnen stehen, doch verhältnismäßig leicht und rasch allein sein kann. Die Berge sind doch zu groß, als daß das bischen Menschenwerk, wie anspruchsvoll es auch auftrete, in ihnen stark bemerkbar würde.

Besonders genußvoll wurde die Wanderung, als die Waldschlucht erreicht war, durch welche die Sefinen-Lütschine ihr brausendes Gletscherwasser zu Thal schickt; dieses bildete an einer Stelle, zehn Minuten nach der Brücke, einen imposanten Wasserfall mit Regenbogen. Bald nachher hat man sich rechts zu wenden, wenn man nicht ins Thal hinab, sondern nach dem obern Steinberg will. Uebrigens weist eine menschenfreundliche Tafel mit der Aufschrift: „Hotel Tschingelhorn im obern Steinberg“ den Wanderer zurecht. Der Ausdruck „Hotel“ braucht niemand zu schrecken. Ein einfaches kleines Bergwirtshaus steht dort oben, hauptsächlich für Reisende, die über den Petersgrat ins Wallis wollen, eingerichtet; solche pflegen hier zu übernachten, bevor sie den elfstündigen Marsch antreten.

Mein Pfad lief bald über sonnige, blumenreiche Matten, über die der Honigduft der Kleeblüten flog, bald durch Tannenwald, zuweilen allerdings auch mitten durch klare rieselnde Quellen, die quer über den Weg dem Abgrund zustreben. Oefter geht man dicht an einer zum Thalboden jäh abstürzenden Schlucht dahin, wo man gut thut, aufzupassen, da ein kleiner Mißtritt, ein Stolpern über eine Baumwurzel leicht verhängnisvoll werden könnte. Gefährlich aber ist deshalb der Weg nicht zu nennen; wo denn über-

haupt in den Alpen muß man nicht auf seiner Hut sein? Ich möchte hier besonders vor der einen Untugend warnen, im Gehen sich umzusehen. Das mag in der Ebene erlaubt sein, auf Bergpfaden sollte man es sich niemals gestatten, da man dabei leicht über den Wegrand hinauskommt.

Eine seltsame Felsenhöhle, aus der eine klare Quelle hervordringt, liegt seitwärts am Wege, dort, wo man schon über hohe Alpweiden geht; man begreift die regelmäßige Form dieser mannshohen tiefen Felskluft nicht recht, wenn man nicht weiß, daß man den noch unverschütteten Stollen eines einstigen Bergwerkes vor sich hat. Im vorigen Jahrhundert wurde hier Schwerspat gewonnen; die Ergebnisse waren geringfügig. Noch sieht man aber unten im Waldthal hinter Trachsellauenen die turmartigen Ruinen des Schmelzofens.

Mit jedem Schritt höher war das Panorama der gegenüberliegenden und nun im Halbkreis zu meiner Thalseite sich hinüberziehenden Berge immer reicher und vollständiger geworden. Das Cingulum (Tschingel) der Schneehäupter schließt sich vom wilden Roththal beginnend; die hauptsächlichen Gipfel von links nach rechts sind Ebnefluh, Mittagshorn, Großhorn, Breithorn, Tschingelhorn, Tschingelgrat und Gspaltenhorn. Aber nicht nur die Gipfel hat man hier in nächster Nähe, sondern den ganzen kolossalen Aufbau dieser Riesen der Gebirgswelt. Und nun um die Mittagsstunde waren Eis und Schnee unter dem heißen Strahl der Junisonne immerfort in Bewegung; Lawine auf Lawine ging nieder. Die meisten konnte ich mit freiem Auge sehen, da ihr Absturz gewöhnlich über mehrere Felsenterrassen erfolgte; wie Wasserfälle schossen sie die Couloirs hinunter, schlugen auf dem dunkeln Gestein auf, oder glitten über dort schon liegenden Firn älterer Lawinenreste hinweg zum folgenden

Abgrund, bis sie endlich in irgend einer Schlucht zur Ruge kamen. Und, wenn sie längst ans Ziel gelangt waren, toste noch immer der Schall ihres Sturzes an den Felswänden hin und rollte über den Thalkessel herüber, die stillere, gleichmäßigere Symphonie der Wasserfälle mit dem stärkeren Donner auf Minuten deckend.

Welche Ruhe und Andacht unter solchen Eindrücken ins Gemüt kommt, ist unbeschreiblich. Diese ewig sich ergießenden Wasserstürze aus verborgenen Felsenkammern geben mit ihrem fernen feierlichen Rauschen die Ahnung der Unendlichkeit, die ja niemals zur Vorstellung werden, nur mit dem Gefühl erfaßt werden kann. Und dazu diese Lichtfülle, die von den im Mittagssonnenschein funkelnden Schneefirnen und Eisgipfeln herüberflimmert und das Blau der reinen Himmelswölbung noch intensiver scheinen läßt! Wo der Mensch die Natur als etwas Titanisches empfindet, ist diese Empfindung oft zu sehr mit Furcht versetzt; hier aber wendet uns die Gottheit ein ebenso erhaben schönes, als strahlendes Antlitz zu, das man freudig bewundernd anbetet. Und wie im großen war sie heute auch im kleinen herrlich. Ueber die tausend Frühlingsblumen auf den hellen Alpenwiesen strich ein leiser Luftzug, der angenehme Kühlung brachte; ein tiefes Summen und Brummen stieg aus allen den Nektarkelchen empor, da ganze Völker von Bienen und ähnlichen naschenden Geschöpfen auf den Matten schwärmten. Vor mir auf dem Wege, am grauen Gestein hin, schwebte der seines schönen mythologischen Namens würdige Schmetterling Apollo, nicht scheu, wie sonst seines gleichen ist, sondern in dieser Bergeinsamkeit zuversichtlich, von Menschen wenigstens nichts befürchtend. Es war wie Sonntagsfeier aller Kreaturen in diesen vom geheimen Weben der Natur wundersam hallenden und von Lichtströmen gebadeten Bergen.

Der kurze Aufenthalt, den ich oben im erwähnten kleinen Wirtshause machte, konnte den Zauber nicht brechen. Denn der junge Wirtssohn und das Mädchen, die dem unerwarteten Gast kalte Milch und Brot vorsetzten, waren als einfache, gutartige Naturkinder im Einklang mit der ganzen Umgebung. Auf der offenen Laube, im Anblick all der gegenüber sich ausbreitenden glitzernden Herrlichkeit, verzehrte ich den Imbiß und die beiden jungen Leutchen saßen dabei und sprachen mit mir schlicht und recht von den Bergen, von der Beschaffenheit der noch reichlichen Schneemassen auf dem Petersgrat und von anderen naheliegenden Dingen. Dann, als ich mich gesättigt, legte ich mich etwas oberhalb des Hauses, zwischen Hügeln und Alpenrosengesträuch und moosbewachsenen Felsen, ins Gras. Und so sonnenwarm war doch auch hier oben, in nächster Nähe der Gletscher, die Luft, daß ich sehr wohl mein Hemd zum trocknen auf eine Steinplatte legen und inzwischen in ziemlich paradiesischem Kostüm mich dem Genuß der Mittagsruhe hingeben konnte. Doch schloß ich nicht etwa die Augen zum Schlafe; das wäre fast ein Frevel gewesen hier, wo sie im Gegenteil sich gar nicht genug satt trinken konnten an der großartigen Hochgebirgslandschaft. Der Blick ist von hier unvergleichlich schöner als von Mürren oder von irgend einem anderen Punkt oberhalb des Lauterbrunnenthals. Auch kommt der Aussicht von dieser Alp sehr zu statten, daß hier noch überall Tannen gedeihen, die einen schönen Vordergrund gewähren, so daß das Bild auch im künstlerischen Sinne ein absolut vollkommenes ist.

Auf dem Abstieg in den Thalkessel nach Trachsellauenen kommt man zuerst über steile Weiden, später durch einen wahren Urwald, wo die mehr als hundertjährigen Tannen liegen bleiben und an der Stelle verfaulen, wohin ein Sturm oder ein anderes Naturereignis sie geworfen hat. Hier konnte

ich endlich auch reichlich Alpenrosen pflücken; oben auf dem Berge öffnen sie erst zu Anfang Juli ihre Kelche.

Auch Trachsellauenen selbst mit seinen nur im Sommer bewohnten Hütten und dem guten kleinen Wirtshause ist ein reizvoller Ort, mitten in duftenden Alpenmatten, am rasch vorübereilenden Schmadribach, dessen Wellen frische Kühlung mit sich tragen. Ich bin einst mitten im Winter hier gewesen, als der fest gefrorene Schnee so hoch lag, daß ich in die Fenster im ersten Stock des natürlich geschlossenen Wirtshauses bequem hineinblicken konnte. Es war damals auch ein Sonntag und die Stille im einsamen Thalkessel eine so vollkommene, daß ich es hörte, wenn drüben im Bergwald von einem zu schwer gewordenen Tannenzweig der Schnee zu Boden fiel. Heute war sommerliches Leben um die Hütten herum; aber die Stille jenes Wintersonntags war ergreifender gewesen.

Wie ich von hier in zwei Stunden nach Lauterbrunnen zurückging, braucht nicht berichtet zu werden, obschon auch diese letzten Wanderstunden durchaus genußvoll waren. Nur das sei noch erwähnt, daß ich gegen drei Uhr nachmittags bei den einsamen Felsen des Schmadribachs Alpenrosen brechen und doch am selbigen Abend um halb zehn Uhr in Bern eintreffen konnte. Der Hinweis auf diese Thatsache zeigt die gute Kehrseite der von allzu eifrigen Bergfexen oft geschmähten Alpenbahnen.





Ein Ausflug nach Neuenburg.

1894.

Nach Neuenburg zu fahren, bin ich immer aufgelegt. Ich liebe den hellen, feinen und kunstsinnigen Geist seiner Bürger, ich liebe die reizvolle Lage der zum See hinab gegossenen saubern Stadt, ich liebe auch den See, weil er, besonders gegen Westen, so breit, so groß, so fast uferlos scheint und oft bei hellstem Wetter in schönen weißen und grünen Wellen schäumt; und über alles liebe ich die dunkeln, waldreichen Berge, den langen, ernsten, gleichförmigen Rücken des Chaumont sowohl wie die so besonders schönen Bergformen hinter Boudry, nach dem Creux du Vent zu und diesen selbst.

Diese Liebe schreibt sich zum Teil schon aus meinen Knabenjahren her. Im elterlichen Hause war ein ganzes Rudel Neuenburger-Mädchen; diese — nach meinen damaligen Begriffen von Rasse und Klima — höchst südlichen Kinder eines glücklicheren Himmelsstriches sollten bei uns deutsch lernen und erzogen werden. Zu ihrer Erziehung habe ich vermutlich nichts beigetragen, oder wenigstens nicht nach der bewährtesten pädagogischen Methode. Denn ich machte den

nettesten den Hof, was man einem jungen Gymnasiasten nicht übel nehmen wird. Es war eine niedliche Existenz; ich kam mir in besonders gehobenen Augenblicken ganz mythologisch vor, wie Achill in seinem Mädchenpensionat auf Skyros. Die heldenhaften Achilles-Tugenden hatte ich freilich nicht, eher eine Achilles-Ferse und jedenfalls schon damals viele Verse. Und alle die mannigfaltigen Versmaße konnte ich anwenden; denn die Mädchen waren ja auch mannigfaltig: braun, schwarz, blond, mit kurzem Kraushaar, mit langen Zöpfen, klein, groß, lang, dick, wie's Gott jeder beschert hatte; da mußte man im Metrum schon ziemlich auf Abwechslung achten.

Es gab dann natürlich auch eine ernstlichere Liebe, die mir bis in die Studentenzeit nachging. Es ist jetzt Gras über sie gewachsen, wirkliches Gras, Friedhofgras. Aber noch heute weht der Hauch der Erinnerung bewegend über das Gras dieses Hügels. Ein weiß und blaues Sommerkleidchen trug sie einst; manchmal an recht schönen Tagen, wenn am offenen Himmel lichte Fiederwölkchen hinflattern, die von der Sonne schnell eingesogen werden, meine ich, dieses Kleidchen noch winken zu sehen.

In jener Knabenzeit durfte ich einmal Neuenburg einen Besuch abstatten. Jene paar Tage gehören zu meinen schönsten Jugenderinnerungen. Man kam damals noch nicht so leicht und so frühzeitig von Hause fort und im Lande weit herum, wie das heutzutage, nach etwa fünfunddreißig Jahren, unsere Jugend erfährt. Aus dem stillen Städtchen im Baselbiet nach Neuenburg zu reisen — das schien, wie heutzutage kaum mehr eine Fahrt nach Italien erscheint, als etwas Großes, wenigstens für einen so jungen Burschen. Und alles, was ich mir von dieser Reise versprochen hatte, hielt sie mir. Die schöne fremde Sprache, wie wenig ich selbst auch darin

mich auszeichnete, schien mir gerade recht als feierlicher Zwang, da man doch offenbar in solch irdischem Paradiese nicht in der hergebrachten rauhrachigen Raurachermundart verkehren konnte. Es war mir enorm interessant, daß sogar die kleinsten Kinder auf der Straße besser französisch konnten als ich. Und nun hielt ich seelenvergnügt still all dem auf mich niederquellenden Segen von Sonnenschein am glitzernden See, von Bezauberung durch die im schönsten Sommergrün wogende Landschaft; nicht zu vergessen auch des bacchischen Tranks, den diese Sonne auf den Hügeln von Cortaillod kocht. Und mir zur Seite war das fast gleichaltrige Mädchen, ein echtes schlankes Neuenburger Bürgerkind, natürlich zehnmal gescheiter als sein schüchterner Liebhaber, aber seiner Huldigung willig entgegenkommend, von demselben zarten Gefühl bewegt, das den verklärenden Schimmer über diese Tage, über diese sternfunkelnden Abende goß.

Von dieser Zeit her ist mir Neuenburg ein geliebter Fleck Erde geblieben, den alle seither geschauten Wunder Italiens und Siziliens nicht aus meinem Herzen verdrängen konnten. Es kam ja dann freilich in reiferen Jahren manche Erkenntnis, manche nüchterne Erwägung von Verhältnissen, die mich kritisch stimmen konnte. Ich verkannte einen gewissen gouvernantenhaften Charakter nicht, der gerade in der Mädchenwelt Neuenburgs recht stark bemerkbar wird; es gibt sehr sehr viele Schullehrerinnen in Neuenburg, nicht nur dem Beruf nach wirkliche Schullehrerinnen, nein! im Gemüt, im Zuschnitt ihres Geistes, solche, die es ganz vergessen zu haben scheinen, wie gern sie als vierzehnjährige Mädchen den Mund zum küssen spitzten und wie sie an heimlicher Schnur, nahe dem lebendigen Herzen, das silberne Herzchen trugen, das damals die Neuenburger Schulknaben ihren Schönen schenkten (lange Zeit ein ganz allgemein üblicher Brauch, den

dann ein besonderer Ukas der strengen Schulbehörde abschaffte). Es ist gewiß bezeichnend, daß Paul Robert auf dem großen Mittelbilde seiner Museumsgemälde, auf der Darstellung, wie im künftigen Neuenburg Christus triumphiert über den Drachen Belial, die prächtige Freitreppe des schönen Himmelsschlosses mit lauter solchen idealisierten Schullehrerinnen bevölkert hat. Er hat sich darin als rechter Realist bewährt. Er hätte gefehlt, wenn er diesen weißgewaschenen Seelen der Erlösten andere Züge, einen andern Typus als den der landesüblichen Kinderlehrhaftigkeit gegeben hätte. Dieselbe ist — wohlgemerkt! — keine düstere, finstere, keine verkniffene wie bei Tessiner Nonnen; sie ist protestantisch heiter, sogar mit dem offenbaren Ausdruck der Freude auch an weltlichen unschuldigen Dingen. Man sieht da in seinem Himmelspalast, ziemlich weit oben, links, ein hellblondes Mädchen, dessen liebenswürdig strahlendes Lächeln eigentlich nicht viel mehr zu sagen scheint als: „Alle meine Confitüren sind nun fertig und gut gelungen.“ Vielleicht aber sagt sie auch: „Jetzt habe ich ewige Ferien“; denn auch sie ist, wie die andern, eine hübsche Schullehrerin.

Gewiß; dieser gouvernantenhafte Zug und mit ihm innig verbunden ein weißkrawattiges Kirchentum sind Neuenburgische Erscheinungen, die den Enthusiasmus eines frei denkenden Mannes für diesen Kanton mäßigen können.

Aber sofort stellen andere Erwägungen das Gleichgewicht wieder her. Haben denn jene Erscheinungen dem Kanton Neuenburg gewehrt, in allen Dingen des Kulturfortschrittes doch der erste in der Eidgenossenschaft zu sein? Wo in der Schweiz ist die Zivilehe früher eingeführt worden als in Neuenburg? In Neuenburg war schon von den ersten Dezennien dieses Jahrhunderts an ein milder und freier Geist der Humanität, der Duldung zu Hause. Hier wurden auch,

von unserem trefflichen Freunde Guillaume, die ersten gelungenen Versuche gemacht, den Verbrecher allmälig wieder zu einem brauchbaren Gliede der menschlichen Gesellschaft umzuformen, indem man ihm gestattete, einen Teil seiner Strafzeit außerhalb des Gefängnisses unter Ueberwachung zuzubringen. Es hat hier nie an Intelligenzen von weitem Horizont gefehlt; ich erinnere nur an Desor und seinen Freundeskreis von Combe-Varin. Neuenburg kannte auch nicht — oder dann nur in sehr geringem Grade — diese in andern Kantonen oft so vorurteilsvolle Abneigung gegen Fremde, selbst dann nicht, wenn dieselben stark avancierte und nicht immer vorsichtige Geister waren. Man war eben gewohnt, überhaupt Geist zu würdigen. Und das hat sich an den eigenen Bürgern gelohnt. Wie ihre Weine haben sie den Erdgeruch der Heimat zwar beibehalten, sind aber fein geworden und machen den Stern.

* * *

Der besondere Anlaß, der mich diesmal nach Neuenburg führte, lag in dem Wunsche, die Gemälde Paul Roberts auch aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Ich sah sie mit Freuden und möchte vor allem Ph. Godet beistimmen, der in seiner hübschen und interessanten Schrift über diese Museumsmalereien den protestantischen Charakter des religiösen Elementes auf diesen Gemälden hervorhebt. Das darf zwar nicht so verstanden werden, als ob der Künstler sich durchweg, in allen überweltlichen Figuren, von der Tradition der mittelalterlichen religiösen Malerei hätte freimachen können. Daß der Erzengel Michael triumphierend über dem Satansdrachen steht, ist sogar ein echt katholischer Gedanke, weil darin äußerlicher, als es dem Geiste des Protestantismus gemäß ist, der Sieg der Kirche über ihre Gegner ge-

feiert ist. Was diese eine Michaelsidee anbetrifft, kann man Paul Robert nur zugestehen, daß er wenigstens einen ganz neuartigen Erzengel und auch einen ganz originellen Drachen geschaffen hat; sonst aber stand er hier noch im Bann der römischen Ueberlieferung.

Nicht aber darf dies behauptet werden von jenem Engel der Gerechtigkeit auf dem Chaux-de-Fonds-Bilde, wo, nach Godet, „le problème social“ entschieden wird „par la justice divine.“ Dieser strenge Geist, der auf die Wage des Gerichts mit Augen göttlichen Ernstes blickt, ist die verkörperte calvinistische Unbestechlichkeit, und gleicher Art ist auch der Geist mit dem eisernen Reif um die Stirn, der zur Erde niedersteigen will, das Urteil zu vollziehen. Aufhalten könnten dasselbe keine guten Werke, keine im Beichtstuhl erworbenen Sündenvergebungen, keine Ablaßzettel, keine Seelenmessen. Nur die freie Liebe von oben, die von der calvinistischen Kirche Gnadenwahl genannt wird, thut dem Strafgericht Einhalt und schwingt sich aus Himmelshöhen im letzten entscheidenden Augenblick herab. Da steckt Justitia das schon gezückte Schwert wieder in die Scheide. Dieser ganze transscendentale Vorgang ist in künstlerisch wunderbar ergreifenden, neuartigen Gestalten ausgedrückt und atmet wirklich und wahrhaft den Geist protestantisch religiöser Malerei.

Was auf dem großen Mittelbilde, wo die Errichtung des Gottesreiches über der Stadt Neuenburg dargestellt ist, den so furchtbar steifen Christus ganz oben in der Höhe des Gemäldes anbetrifft, so sucht Godet das Starre dieser Erscheinung zu erklären und gleichsam zu entschuldigen dadurch, daß er darlegt, hier, bei einer feierlichen Vernichtung der Sündenwelt, habe es sich nicht darum handeln können, den milden, liebenden Weltheiland darzustellen; der zürnende, strafende sei hier der einzig richtige gewesen.

Mir genügt diese Erklärung nicht ganz; denn auf dem untern Teil des Gemäldes findet nicht bloß die Vernichtung des Sündendrachens statt, sondern da sind doch auch jene schönen, blanken, erlösten Seelen, die soeben einen Korb voll weißer Rosen und damit allen Duft ihrer Unschuld als Weihgeschenk einem vom Himmel niederschwebenden Engel überreichen; auf diese dürfte Christus doch mindestens so freundlich lächeln wie ein Kaiser, wenn die Deputation der weißgewaschenen Jungfrauen vor seinem Wagenschlag eintrifft.

Die starre Haltung der Christusfigur hat, meines Erachtens, einen rein künstlerisch technischen Grund. Christus ist auf dem Bilde so hoch angebracht, daß, wenn der Künstler ihn durch Teilnahme an den Vorgängen weiter unten hätte beleben wollen, hiedurch die ganze Komposition eine überaus unruhige und gestörte geworden wäre. Es wäre dann so eine Art Himmelssturm in das Bild gekommen, wie wir dergleichen auf Gemälden von Rubens oder auf Michel Angelos jüngstem Gericht sehen, was jedoch hier vermieden werden mußte, weil sonst die ganze Stadt und Landschaft Neuenburg mit See und den fernen Alpen fast unmöglich geworden wäre. Denn über sie, die in der Mitte des Bildes den Hintergrund einnimmt, hätte dann dieser Sturm von Wechselbeziehungen zwischen den erlösten Seelen, dem riesenhaften Erzengel und den aus der Höhe niederschwebenden Gestalten Christi und der Patriarchen hinfegen müssen. Hier war gar nicht anders zu helfen, als wie sich der Künstler wirklich geholfen hat: Christus mußte eine ferne Wolkenerscheinung bleiben, die keine störende Bewegung in die untere Hälfte des Gemäldes bringen durfte; daher dieser starre Ausdruck, den man dann immerhin in der Weise rechtfertigen mag, wie es Godet gethan hat. Sehr gut ist bei Erklärung dieses Gemäldes die Hinweisung Godets, wie in der Archi-

tektur des Himmelsschlosses „la grande oblique de la rampe et de la colonnade donne l'élan à la composition."

Große Wirkung machen auf demselben Gemälde die aufgedeckten Gräber rechts unten im Vordergrunde; sie enthalten — nach Godet — „les corps de ceux qui n'ont vécu que pour la chair." Der Künstler hat hier den Durchschnittsphilister, das Banausentum gruseln machen wollen und diese Wirkung, wie mir scheint, vollkommen erreicht, indem er zeigte: „Seht! so liegt ihr dereinst in euern Gräbern, grausige Skelette, moderige faule Knochen." Und um diesen Eindruck noch zu steigern, hat er den Gerippen den Anschein eben wieder in sie zurückkehrenden Lebens verliehen. Eines, das vom Schwanz des über ihn hingestreckten Drachen gequetscht wird, scheint gräßlich zu schreien; auf die in prächtigem Seidenkleid und mit Juwelen bestattete Frau (die so ganz besonders sensationell auf die Beschauer wirkt), kriecht soeben eine Schlange mit breitem dreieckigem Kopfe zu und zu ihrem Entsetzen kann die Frau dieser Schlange nicht entfliehen; denn sie muß steif liegen bleiben, wo sie liegt. Da wirft sie nun aus Augenhöhlen, in denen das Auge selbst nicht mehr vorhanden ist, etwas wie einen schaudernd angstvollen Seitenblick auf das Gewürm, das schon bei ihrem linken Ohr angelangt ist. Dieser Blick ohne Augen ist thatsächlich vorhanden und ein besonderes Kunststück des Meisters. Godet erklärt diese Frau als „le cadavre de la prostituée"; ist das nicht zu eng gefaßt? Mir würde es Vergnügen machen, zu denken, der puritanische Maler habe eine breitere Schicht von Frauen mit diesem Bilde ängstigen wollen, alle gedankenlos genußsüchtigen Weiber, die an Flitterstaat ihr Herz hängen und in ihrer Seele dirnenhaft sind, ohne daß an gewerbsmäßige Dirnenhaftigkeit muß gedacht werden. Gerade so möchte ich auch in dem Gerippe, das eine antike

mit grüner Patina bedeckte Statuette in den Knochenfingern hält und liebend zu betasten scheint, nicht einfach „le voluptueux“ sehen, sondern den in egoistischen Kunstgenüssen sein Leben vertändelnden ästhetischen Dilettanten, den freilich auch vornehmlich das Wohlgefallen an sinnlicher Schönheit zur Kunst lockt. In seiner Nähe liegt ein prächtig gebundenes Buch, das wohl den Unrat zweckloser Wissenschaft bedeutet, wie sie teilweise auf unsern Universitäten gezüchtet wird. Auch die unnütze Journalistik ist auf diesem Scherbenberg menschlicher Oberflächlichkeit gebettet und zwar mit einigem Humor. Wie man nämlich zuweilen im Leben etwa einen Engländer hinter einer seiner Riesenzeitungen so völlig versteckt findet, daß nur die Beine hervorsehen, so hat hier eine Zeitung ein Gerippe fast vollständig bedeckt; doch lassen die unter ihr hervorragenden Schenkelknochen durch ihre Lage nicht darauf schließen, daß dem unter seinem Journal versteckten Skelett sonderlich wohl sei.

Wenn mich nun jemand fragt, ob ich denn von meinem freisinnigen Standpunkt aus diese ganze Symbolik Paul Roberts nicht kindisch finde, so antworte ich darauf: Durchaus nicht! Denn, wenn man auch nicht an Auferstehung, jüngstes Gericht u. dgl. glaubt, so wird man gleichwohl die Wahrheit der vom Künstler ausgesprochenen Idee nicht in Abrede stellen wollen, die Wahrheit nämlich, daß ein rechtes Menschenleben nur im Ringen nach großen, edeln, reinen Zielen seine Befriedigung findet und daß ein großer Teil unserer modernen Vielgeschäftigkeit Mist und Moder ist. Gewiß trennen mich von dem Puritaner Paul Robert in der Auffassung von Religion, Christentum und Kirche diametral entgegengesetzte Anschauungen; aber mit seinem Idealismus weiß ich mich einig und komme leicht über die Formen und Formeln hinweg, in die er seinen Idealismus goß, da

schließlich in der heutigen Welt alle diejenigen geheim verbündet und Brüder derselben Geistesritterschaft sind, die nicht wollen, daß die Welt in dumpfen Materialismus und in rohe Gemeinheit versinke. Darum freue ich mich an Paul Roberts Gemälden — und zwar nicht nur an ihrer künstlerischen Schönheit, sondern auch an ihrem Ideengehalt —, wie sich der beste Neuenburger Pietist nicht mehr daran freuen kann, und bin glücklich, sie gesehen zu haben und zu wissen, daß sie fortan ihre gute Wirkung ausüben werden, auch ins kommende Jahrhundert hinaus und länger.

Natürlich würde aber der Ideengehalt allein mich nicht für sie gewonnen haben, wenn sie nicht auch künstlerisch so schön und hoch erfreulich wären. Namentlich ist die Sommerlandschaft voll Gras und Blumen mit den am hohen Himmel in leisem Wolkenduft ihren Reigen schlingenden musizierenden Huldgestalten* ein Bild von großer Herrlichkeit, so meisterhaft gemalt, daß z. B. diese unendliche Wiese voll Sommerflor nur noch gewinnt, wenn man sie mit dem vergrößernden Opernglase ansieht. Denn nun erst erkennt man deutlich, wie der unglaublich fleißige Meister sozusagen jeden wehenden Halm individualisiert hat. Ueber diese Landschaft ist eine Naturpoesie ausgegossen, die unvergleichlich genannt werden darf. Mit Entzücken steht man davor, kann sich kaum trennen und behält die lebhafteste Erinnerung an dieses trotz den beiden über die Flur hinstreichenden Dämonen wonnevoll idyllisch wirkende Bild.

Als ich an diesen großen Malereien im Treppenhause

* Dieser in den Azur gesetzte „Fries von Engeln", wie der von Roberts Bildern entzückte Tessiner Maler Franzoni den Reigen dieser Gestalten sehr bezeichnend nannte. ist fern von jeder Reminiscenz an Engel auf andern Gemälden, frei von allem Konventionellen, dabei doch keine irgendwie bizarre Phantasie, sondern einfache innige Naturpoesie, ein schönes Hineinträumen in die lichten Wölkchen eines Sommertages, das Herz mit wonniger Sehnsucht erfüllend wie ferne leise Musik.

mich nicht satt, aber doch müde gesehen hatte (weil solche ideenvermittelnde Kunst den Beschauer tüchtig in Atem hält), trat ich in einen der Säle des Museums ein und befand mich sofort abermals vor einem Gemälde Paul Roberts, vor seinen „Zephiren.“ Die sanften Abendlüfte des Sommers hat dieser Künstler in schwebenden Idealgestalten von hellenisch mythologischem Charakter dargestellt, also in Figuren, wie Böcklin sie meistens malt, ohne daß jedoch Robert deshalb als von Böcklin abhängig erschiene. Es ist ein über dem grünen Rasenteppich in hügel- und buschreicher weicher Landschaft hinstreifender Zug reizvoller Wesen, schwebender Mädchen und Jünglinge, die zum Teil Musikinstrumente spielen. Auf dem Gemälde liest man 1876. Achtzehn Jahre alt ist also dieses Bild und niemals hat man viel davon gehört. Wie bescheiden, wie aller Reklame abhold muß ein Künstler sein, der etwas so Ausgezeichnetes schon vor vielen Jahren schuf, ohne dafür zu sorgen, daß die Welt davon Notiz nahm! Und doch steckt schon so großes Können auch in diesem Werke, und über das Können hinaus auch schon dieses feine Gefühl für Naturpoesie, das nun in dem Sommerlandschaftsbilde des Treppenhauses als eigentliche Symphonie volles Ausklingen gefunden hat. Doch zeigt das frühere Oelgemälde den Künstler noch gefangen in einer Romantik, die sich mit einem gewissen Zuge egoistischen Genießens, mit dem Schwelgen in sinnlicher Schönheit begnügt, ohne sonderlich nach Ideengehalt Begehr zu tragen. Zweifelsohne hätte Robert, auch wenn er nun fortgefahren hätte, nur solche Bilder zu malen, den Ruf eines von Schönheit trunkenen und in der Ausführung tüchtigen Meisters erlangen müssen. Aber er fühlte in sich den Ruf zu einer höheren Thätigkeit, begnügte sich nicht mit einem Schaffen, in dem tausend andere Maler sich glücklich gefühlt hätten, wenn es von so großem Können

begleitet gewesen wäre wie bei Robert; er mußte die tief sein Gemüt bewegenden Gefühle und Gedanken, seinen durch Seelenkämpfe bewährten Glauben malen, Werke schaffen, die, ohne deshalb weniger schön zu sein, große Ideen veranschaulichen. Der Idyllendichter wurde zum gewaltigen Epiker und Dramatiker. Natürlich darf nicht schlechtweg behauptet werden, daß dieser Entwicklungsgang Roberts nun für jeden andern Künstler vorbildlich sein müsse. Es kommt eben sehr darauf an, ob Einer das Zeug hat, vom bloßen Abkonterfeien der gegenständlichen Welt und vom bloßen Spielen mit der Schönheit zum Schaffen hohen Stils und mit großen Ideen emporzusteigen. Tausenden ist auch nur der Versuch dazu abzuraten. Aber eine Nutzanwendung dürfen alle Künstler aus Paul Roberts gelungenen Werken ziehen: daß man nur das malen und dichten soll, was wirklich das Herz ganz erfüllt und daß man dabei nur der innern Stimme Gehör geben, nicht an Beifall und Erfolg denken, wohl aber an sich selbst die höchste Anforderung stellen soll.

* * *

Das Musée des beaux arts in Neuenburg ist ein ganz neues prächtiges Gebäude unten am See und enthält in seinen Sälen noch viele andere schöne Gemälde, über die ich aber diesmal absichtlich schweige, da meine Fahrt nach Neuenburg ganz nur der großen monumentalen Malerei Roberts galt. Nur sei erwähnt, daß unter anderm auch zahlreiche Radierungen, Stiche, Handzeichnungen, Aquarelle guter Künstler in einem lichtvollen Raum sehr vorteilhaft und für den Beschauer bequem ausgestellt sind; auch C. Stauffers meisterhafte Radierungen sind dabei.

Das Schloß und andere Sehenswürdigkeiten Neuenburgs habe ich diesmal nicht berücksichtigt. Lieber gab ich mich

behaglichem Träumen und noch bis spät in die Nacht der geistvollen Suada eines befreundeten Mannes hin, den ich in seiner einsamen Philosophenklause aufgesucht hatte. Er demonstrierte mir unter anderm, daß erst mit der völlig abgeschlossenen Verneinung des Lebens der einzig mögliche Genuß des Lebens beginne. Ich fühlte mich dieser schönen Belehrung einigermaßen unwürdig, weil ich immer noch, wie vor vielen Jahren, als mir Prediger Petavel es ins Gesicht sagte, viel zu sehr plongé dans la matière bin. Einen Salm mit vortrefflicher Sauce im Hotel Bellevue fand ich so angenehm, daß ich ihn mit bestem Willen nicht hätte „verneinen" können und hübsch war es, die halbe Nacht dort am offenen Fenster zu sitzen, wo die Wellen des Sees mit leisem Plätschern am Uferdamm anschlugen oder in den dunkeln Baumgängen noch zu spazieren und den Duft der eben erschlossenen Philadelphusblüten einzuziehen.

Andern Tages besuchte ich ein junges Thüringer Fräulein, das in einem Mädchenpensionat in Bôle, oberhalb Colombier, die Sprache Rousseaus lernen soll. Ein weicher, warmer Regen ging nieder, als ich die Straße nach Bôle bergan stieg; in dem grauen Straßenbrei lag manche krabbelnde, von den Nußbäumen herabgefallene Maikäferehe und fand darin ihren Untergang, wie ja auch manche menschliche Liebesverhältnisse im Schmutz enden. Die junge Thüringerin, eine muntere Blondine, begrüßte mich französisch und hatte große Mühe, ins Deutschreden zu kommen; so viel hatte die gänzliche Abgeschlossenheit vom deutschen Idiom in ungefähr zehn Monaten schon bewirkt. Als ich sie ein wenig um Auskunft bat über die Unterrichtsverhältnisse des kleinen Pensionats, in dem sie sich sehr glücklich fühlt, nannte sie mir unter andern Unterrichtsfächern auch Mythologie. Hierüber lächeln wir deutsch Gebildeten gewöhnlich. Wir finden, daß dieses Fach

im Anschluß etwa an die griechische Geschichte genügend berücksichtigt werden könne und nicht als besonderer Unterrichtsgegenstand auf dem Lehrplan zu stehen brauche. Ich will auch zugeben, daß diese in französischen Instituten ihm zugewiesene Sonderstellung ein bischen alter Zopf ist, aber ein niedlicher Zopf und vielleicht doch mehr als das. Es steckt darin eine Huldigung der Künste und der Poesie. Denn das liegt ja am Tage, daß man die jungen Mädchen mit Venus, Diana, Mars und Jupiter nicht etwa deshalb bekannt macht, um sie zu religionsvergleichenden Studien anzuregen, sondern einfach, damit sie in Museen die Statuen und die Bilder und in der Poesie manche Gedichte, Dramen, Vergleiche u. dergl. besser verstehen. Der französische Geist ist nun einmal dem Hellenismus verwandter als der deutsche, wenn auch vielleicht die deutschen Gelehrten die besseren Philologen und Archäologen sind.

Den höchst angenehmen Schluß meines kurzen Neuenburger Aufenthaltes machte eine Fahrt von Colombier nach Boudry und von dort sofort zurück nach Neuenburg mit der kleinen Straßeneisenbahn, die man zum Unterschied von der großen, in der Höhe der Landschaft sich hinziehenden Hauptverkehrslinie „le régional“ nennt. Besonders von Colombier an bis Boudry fährt man durch eine in dieser Frühsommerszeit überaus reizvolle Gegend. Zu beiden Seiten zunächst der Bahn ein wallendes Wiesenmeer, die blühenden Gräser, mit dem rostbraunen Glanz ihrer Spitzen das Einerlei des Grüns belebend, dazu die zahllosen feuerfarbigen Mohnblumen, die violendunkeln Salbeibüsche und anderer leuchtender Sommerflor; weiter ab liegen in den prächtigsten Baumgärten dieser reich angebauten Landschaft schöne Landhäuser, einige von schloßähnlicher Pracht altfranzösischen Stils. Und wie erfreut sich das Auge an den abwechslungsvollen Linien

der Höhenzüge, die einer hinter dem andern emporsteigen in wellengleichen Bildungen und bei Boudry den Blick in eine weite, hohe, der Phantasie größten Spielraum gewährende Berglandschaft eröffnen. Ich möchte jedermann, der in Neuenburg anderthalb Stündchen Mußezeit hat, zu dieser Fahrt nach Boudry mit dem Regional raten; für 70 Centimes kann da namentlich der Landschaftsmaler Eindrücke empfangen, die für ihn einen in Zahlen nicht auszudrückenden idealen Wert haben.

Ich habe auf diesen Blättern der Erinnerung noch bei weitem nicht alle die angenehmen Erlebnisse verzeichnet, die mir der nur von einem Tag in den nächsten reichende Besuch in Neuenburg brachte, nichts erzählt von einem dem fröhlichen Rudersport auf dem See gewidmeten einsamen Abendstündchen, nichts von meiner Fahrt auf dem kleinen Dampfer nach St. Blaise, wo wir kaum landen konnten, so heftig hatte ein den Abendhimmel rein fegender Wind die Wellen aufgewühlt. Statt aller solcher Einzelheiten nur noch die Versicherung, daß mir auch diesmal wieder das schöne Land meiner Knabenträume alles gehalten hatte, was ich mir von einem Besuch daselbst versprochen und daß ich von dort körperlich und geistig erfrischt zurückkehrte wie von einem Gesundbrunnen ewiger Jugend.





Sabaudische Frühlingstage.

Reisenotizen aus Savoyen.

1896.

1.

Daß mir von den Personen, denen ich als Ziel meiner jüngsten Erholungsreise das Land südlich vom Genfersee nannte, sonderliche Ermunterung zu teil geworden sei, kann ich nicht behaupten. „Wie mag man nach Savoyen reisen, wenn man nach Italien fahren könnte!“ tönte es von der einen Seite; „thun Sie Geld in Ihren Beutel“, mahnte ein anderer, dessen Schwiegervater in Aix-les-Bains mit einer gesalzenen Rechnung war überrascht worden. Wieder jemand meinte: „Sagen Sie nur nicht, daß Sie aus Bern kommen, denn dort drüben sind wir Berner schlecht angeschrieben: Les Bernois se sont bornés à détruire et leur passage n'a laissé que des ruines — so steht es in französischen Büchern vom Auftreten unserer Vorfahren in den savoyischen Kriegen des 15. und 16. Jahrhunderts zu lesen.“ Zwei Menschen gab es indessen doch, die mich ermunterten, meinen Vorsatz auszuführen, einen jungen Zürcher Arzt und ein schwärmerisches Fräulein. Der Arzt hatte in Annecy einen glücklichen Tag verlebt. Freilich geschah dies nach glänzend

bestandenem Doktorexamen in Genf, in einem Augenblick also, wo ihm ohnehin der Himmel überall voll Geigen hing, so daß diese Aussage vielleicht nicht starke Beweiskraft besaß. Das schwärmerische Fräulein hatte Lamartines Roman „Raphael“ gelesen, der am See von Bourget spielt; seither schwor sie, schönere Landschaften als die dort beschriebenen könne es nicht geben. Das war ebenfalls noch kein zweifelloses Argument, doch gewann es an Bedeutung, wenn ich mir vergegenwärtigte, daß in eben jener Gegend einst der Natursinn des Mannes erwachte, der zuerst das Gefühl für die Schönheit der Hochgebirgslandschaft in Mode brachte, J. J. Rousseaus. Ich lauschte also doch lieber den ermutigenden Reden der Jugend als den geringschätzigen Urteilen älterer Personen und mußte nur noch warten, bis der launische April sich zu einem etwas gesetzteren, vertrauenswürdigen Benehmen entschließen würde.

Aber wer will mit Apriltagen rechnen! Nachdem am 21. ein scharfer Nordost gegen Abend den Himmel wolkenrein gefegt und der folgende Tag das Hochgebirge in wunderbarer Pracht enthüllt hatte, veränderten sich die Aspekte am 23. April tückischerweise, sobald ich den Bahnzug bestiegen hatte, der mich nach Lausanne bringen sollte. Wäre Italien mein Ziel gewesen, so hätte mich das in der That wenig angefochten, denn dort trifft man meistens anderes und besseres Wetter, als man zu Hause läßt und ist auch bei Regen nicht so übel dran, weil schöne Gebäude, Kirchen, Museen, Theater und Erinnerungen an eine große Vergangenheit den Geist beschäftigen. Für die Savoyerreise jedoch und ihr Gelingen wurde mir bang. Indessen — die Lokomotive pfiff und schleppte mich fort. Solcher Zwang hat vielleicht auch sein Gutes; wohin käme man, wenn man gar so bedenklich sein wollte!

Und schön ist, daß, wer von Bern nach Savoyen reist,

wenigstens rasch an sein Ziel gelangt. Um 11 Uhr vormittags von Bern abfahren, etwas vor 3 Uhr nachmittags schon in Savoyen ankommen, nämlich in Evian am Genfer-See, das ist eine ganz hübsche Leistung modernen Verkehrs.

Die Eisenbahnfahrt wäre angenehmer gewesen, wenn die Jura-Simplon-Bahn-Direktion die Plätze nicht gar so gewissenhaft ausnützen wollte. Da ich ziemlich in die Mitte eines Waggons, nicht an ein Fenster, zu sitzen kam, hatte ich Veranlassung, mich mehr mit der Reisegesellschaft als mit der Landschaft zu beschäftigen. „Könnt' ich verstehn, was jeder spricht", singt Jacquino im „Fidelio" in das große Ensemble des ersten Aktes hinein. Etwas Aehnliches empfinde ich im Waggon so vielen unbekannten Lebensschicksalen gegenüber. Es fahren mehr gute Novellen in der Welt spazieren, als geschrieben werden, und die besten wahrscheinlich dritter Klasse. Ich hatte ein Pärchen gegenüber, junge Eheleute, die von der Hochzeitsreise zurückkehrten, er ein prächtiger, stattlicher Bursche, sie ein blondes, engbrüstiges Rempelchen von nicht mehr erster Frische. Aber er ging mit dem jungen Frauchen doch recht behutsam und gewissermaßen respektvoll um, während sie bei aller Zärtlichkeit und schmachtenden Hingabe ein wenig die Herrin zu spielen suchte. Und das war sie wohl auch ursprünglich gewesen. Je länger ich die beiden mir ansah, die rauh zerarbeiteten, kolossalen Hände des jungen Mannes und dazu die Haltung der jungen Frau beobachtete, desto klarer ward mir, daß die begüterte Bauerntochter den schönen Knecht geheiratet hatte.

Solchen müßigen Waggonstudien machte die Ankunft in Lausanne ein Ende. Der breite Leman glitzerte in den aus blaugrauem Gewölk ihn treffenden, nicht viel Treue verheißenden Sonnenstrahlen. Aber es regnete doch wenigstens nicht. Ein kleiner Dampfer besorgt den Dienst zum andern

Ufer hinüber. Nur wenige Passagiere belebten sein Deck und spähten nach den edeln Bergformen des savoyischen Landes. Noch zeigten sie sich unumwölkt. Schiffe mit den großen lateinischen Segeln fuhren im obern Teile des Sees, gegen Vevey hin; dunkelblau, fast schwarz, schien hinter ihnen die Gegend der Rhonemündung und das Thal gegen St. Maurice hinauf. Der Hafen von Evian aber lag im Sonnenglanze da, als unser kleiner Dampfer anlegte. Ein Priesterseminar, die kleinsten Bürschchen schon in langen Abbé-Röcken, schob sich wie ein schwarzer Wurm auf der Quaipromenade hin; richtig! da sind wir im Lande des heiligen Franz von Sales!

Ich habe Evian im Sommer vor zwei Jahren besucht und damals auch die Reize dieses hübschen Badeortes beschrieben. Da die Saison auf 1. Mai beginnt, war das Städtchen jetzt noch recht still. Ein graubärtiger Barkenführer trug mir meinen Handkoffer nach dem wohl zwanzig Minuten außerhalb der kleinen Stadt gelegenen Bahnhofe, den man so fern von der Ortschaft anlegte, um durch die hiebei notwendigen Erdarbeiten die Heilquelle Evians sicherlich zu schonen. Unterwegs erzählte mir der alte Seewolf, ich käme gerade recht, um in Evian „grand' monde“ zu sehen. Die „Baronne de Blonay“ sei gestorben in Paris, schon vor einem Vierteljahr, aber nun bringe man heute mit dem von Annemasse eintreffenden Zuge die Verstorbene, um zunächst bis Samstag in der Kirche des Klarisinnenklosters in Evian den Sarg öffentlich auszustellen und ihn dann daselbst zu begraben. Die Leiche werde natürlich mit großem „cortège“ eintreffen und zwar noch vor Abgang meines Zuges nach Annecy; ich könne mich also, wie gesagt, freuen, etwas zu sehen.

Die tote Baronin langte richtig mit dem bezeichneten Zuge an. Schon eine halbe Stunde vorher wimmelte der große Platz hinter dem Bahnhof von Neugierigen, die einen

eleganten Leichenwagen bewunderten, der zur Empfangnahme des Pariser Sarges von der Stadt heraufgefahren war und durch die geschweifte Form eines indischen Palankins etwas Gefälliges, fast Lebensfreudiges hatte. In Equipagen fuhren Honoratioren des Städtchens vor, der Maire, der die bestellten Träger musterte, ihnen Verhaltungsmaßregeln gab und die Thürweite des Bahnhofs mit einem Meterstab wiederholt maß, um sich zuletzt seufzend zu überzeugen, die vornehme Leiche müsse außen herum um den Bahnhof, statt durch die Mittelhalle getragen werden. Auch die Pfarrgeistlichen der Stadt fanden sich wahrscheinlich vollständig ein, da ihrer mindestens zehn auf dem Perron standen, in ihrer Nähe eine Abordnung der Nonnen in braunen Kutten mit schwarzen Schleiern, die sich mit einigen Damen, wie es schien Verwandten der Verstorbenen, flüsternd unterhielten. Lauter waren die Gespräche der Schuljugend; sie bewegten sich mit allerlei Variationen um das Thema herum, daß eine Beerdigung ein Vierteljahr nach dem Tode wohl etwas spät sei und fast an die Geschichte jenes gottlosen Fischers von Thonon erinnere, der seine in einem Zufluß des Sees ertrunkene Schwiegermutter schon lieber gar nicht begrub, sondern zum Krebsfang benützte. Ein aufgewecktes Bürschchen belehrte die pietätlosen Kameraden, die selige Frau Baronin sei jetzt eine Mumie, wie man „aux temps des Romains“ solche angefertigt habe. Mit dem großen „cortège“, der die Leiche von Paris her begleiten sollte, war es übrigens nicht weit her. Ein alter Diener und ein Geistlicher stiegen aus dem Wagen, aus dem alsdann eine elegante gelbe Kiste vorsichtig herausgeschoben wurde; ein Kreuz aus violetten Blumen, ein gelber Immortellenkranz folgten und langsam fuhr der Leichenwagen mit der noch im Tode so viel Umstände machenden Dame in die Stadt hinab, deren Quai den Namen

dieser Familie trägt. Bis ins frühe Mittelalter reichen die Erinnerungen des Geschlechts derer von Blonay zurück, überall am Genfer-See hatte es Burgen; das Schloß Blonay bei Vevey ist bekannt und manche schöne Sage spinnt sich gleich dem Epheu um die alten Mauern. Aber wo würde diese Schilderung enden können, wenn ich dergleichen hier nacherzählen sollte! Nur sei zur Charakterisierung des feudalen Charakters der Savoyer noch eingeschaltet, daß im nahen Yvoire, wo ebenfalls seit undenklichen Zeiten dieselbe adelige Familie auf ihrem Schloßturm haust, die Töchter dieses Geschlechtes, wenn sie im Dorf Yvoire spazieren gehen, von den Leuten poetischerweise als „les enfants d'Yvoire“ bezeichnet und mit einer Hochachtung gegrüßt werden, die an die treuherzige Anhänglichkeit der biedern Landleute in der „Weißen Dame“ gemahnt.

Auf der Eisenbahn, die vom Wallis her über Evian nach Annemasse hinabfährt und von dort in die savoyischen Thäler, gibt es, wenigstens in der Winter- und Frühjahrssaison, keine Schnellzüge. Das mag nun für Geschäftsreisende fatal sein, wer aber reist, um Land und Leute kennen zu lernen, segnet diese langsam durch die Landschaft kriechende Schneckenpost. Besonders so lange die Bahn sich nahe am See hält und man aus der Ferne die weißen Häusermassen von Lausanne und andern Ortschaften des Waadtlandes herüberschimmern, auf der eigenen Uferseite aber, in der Richtung gegen Genf hinab, den See in allen den glühenden Farben des Sonnenuntergangs spielen sieht, ist diese zögernde Fahrt überaus dankbar. Jedes einzelne Landhaus — meistens sehr stattliche schloßähnliche Villen — kann man studieren, die Anlagen des kleinen Bades mit dem mythologischen Namen Amphion ziemlich genau ins Auge fassen und bei Thonon, dem alten, finstern Savoyerstädtchen, das die Berner

gelegentlich von der Seeseite beschossen, das langsame Vorrücken eines neuen Kirchenbaus beobachten, der auf keinen Fall mehr in diesem Jahrhundert zur Vollendung kommt. In Thonon war Wochenmarkt gewesen. Bäuerinnen, mit Körben beladen, stiegen ein. Die alten Frauen trugen alle noch die schwarze Savoyerhaube, aus der die runzligen gelben Gesichter nicht gerade lebensfreudig, aber mit einer gewissen entschlossenen Resignation hervorsahen. Mit leisem Aechzen ließ sich eine Greisin auf der Bank neben mir nieder und bemerkte, gleichsam um ihren Seufzer zu entschuldigen: „Ja, es ist schon schön, alt werden; aber alt sein, das ist was anderes.“

Ich muß hier einschalten, daß auf dieser Linie von Brieg bis Annemasse für die III. Wagenklasse bequeme Wagen der Jura-Simplon-Bahn im Gebrauch sind, während für die II. Klasse jene engen französischen Coupés alten Systems zur Verwendung gelangen. Man fährt hier also thatsächlich angenehmer in der dritten als in der zweiten Klasse, deren Wagen daher auf der ganzen Strecke von niemand benützt wurden. Diese Wahrnehmung bestimmte mich, auch zur Nachtfahrt von Annemasse nach Annecy dritte Klasse zu nehmen. Und ich hatte es nicht zu bereuen. Zwar nach altem System gebaut, waren diese Waggons nicht nur sehr hell durch Gas erleuchtet, sondern auf den Holzbänken mit Sitzpolstern und zwischen den Bänken mit jenen metallenen Fußwärmern versehen, die um diese Jahreszeit schon beinahe Luxus schienen. Der Mittelplatz in jeder Sitzreihe ist außerdem mit armsesselartig ausgepolsterten Kopflehnen recht behaglich eingerichtet.

Da es Nacht war und eine Stunde lang tüchtig regnete, sah ich von der Gegend so viel wie nichts. Als wir uns Annecy näherten, wurde der Himmel hell und stand voll

Sterne. Es war zehn Uhr nach französischen Zeitbegriffen, elf Uhr nach mitteleuropäischen. Ich sah mich also nicht erst lange in der Stadt um, sondern marschierte in den Gasthof zum „Adler“, den mir ein Mitreisender empfohlen hatte; er liegt in der Rue royale, der Hauptstraße der Stadt, wird von Handlungsreisenden bevorzugt, hat vortreffliche Betten, führt eine gute Table d'hote (mit Wein zu 3 Fr.) und kann Personen, denen ein bischen Lärm auf der Straße oder späte Unruhe im Hause den Schlaf nicht vertreibt, nur empfohlen werden.

2.

Wie die Nacht es schon hatte erwarten lassen, war am nächsten Morgen der Himmel klar. Die alte Stadt Annecy lag im hellsten Sonnenschein da, aber ein kalter Luftzug strich durch ihre Gassen. Zwar beträgt die Höhe über Meer bloß 450 Meter, doch ist die Stadt gegen Norden nur durch unbedeutende Hügel geschützt, während von Osten und Süden hohe Berge, die noch bis tief in den Sommer hinein ihre Schneekuppen tragen, nahe an sie herantreten. Man hat diese Berge — den Parmelan, weiter seeaufwärts La Tournette (2537 m) und andere — fast in allen Straßen der Stadt als Hintergrund vor Augen, so daß sie in ihrer wilden Majestät — denn es sind rauhe, felsige Gebirge von schroffen Formen — sehr dazu beitragen, das Stadtbild von Annecy schön und charakteristisch zu machen. Als eine zweite Eigentümlichkeit fallen die Kanäle auf, von denen diese gewerbfleißige Stadt (12000 Einwohner) durchzogen ist. Von Gondeln werden sie freilich nicht befahren, aber man erhält bei einer Wanderung durch die Straßen, wenn man auf einer der zahlreichen Brücken steht und den Lauf eines solchen

Wasserarmes längs den uralten hohen Häusern verfolgt, doch ähnliche Eindrücke wie in den stilleren Seitenkanälen der Lagunenstadt. Auch hier knieen unter engen Thorpförtchen Wäscherinnen und schwenken die Linnen in dem etwa einen Meter tiefen, klaren Wasser, das nicht träge stagniert, sondern wie ein Bach ziemlich rasch dahingleitet. Rousseau spricht denn auch in seinen „Confessions“ nicht von einem Kanal, sondern von einem „ruisseau“, an dem das Haus seiner Madame de Warrens gelegen habe, dort „hinter der Kirche der Cordeliers“, wo er sie zum ersten Male sah und sich, während sie, auf dem Kirchgang, den Empfehlungsbrief überflog, den er ihr abgegeben hatte, sofort in sie verliebte. Ich habe das Haus, der anschaulichen Beschreibung nach, ohne Mühe gefunden. Selbst der Garten, in den bei einer Feuersbrunst damals der Hausrat geflüchtet wurde und woselbst der Bischof um Windstille betete, die auch ziemlich bald eintrat und als Wunderwirkung des bischöflichen Gebetes angesehen wurde, ist noch zu erkennen; doch befindet er sich in einem schlechten Zustand.

Bevor ich jedoch auf solche Einzelheiten eintrete, muß ich noch einige weitere Wahrzeichen der Stadt nennen. Da kommen vornehmlich die herrlichen Platanenalleen in Betracht, die schon vom Bahnhof nach der Stadt, viel schöner aber auf den gegen den See führenden breiten Promenaden sich nach allen Seiten hinziehen, große, freie Wiesenplätze umgeben, namentlich auch die geschmackvollen Anlagen in der Nähe des Hafens einfassen und durchweg so prächtige Exemplare dieser Baumgattung aufweisen, daß man versucht ist, Annecy die Platanenstadt zu nennen. Ist man nun in diesen Anlagen etwa in der Richtung des im Stil Louis XIII. erbauten Präfekturpalastes gegangen und wendet man sich gegen die Stadt, so gewahrt man hinter ihr auf einem Hügel, nach

dem langgestreckten, reich bewaldeten Berge Semnoz zu, das alte Schloß von Annecy, eine mittelalterliche Festung von imposanten Verhältnissen mit vielen stolzen Türmen. Es dient jetzt als Kaserne und ohne besondere Erlaubnis darf man den innern Schloßhof nicht besuchen; die Schildwache warf mir schon einen ziemlich mißtrauischen Blick zu, als ich am Thorbogen nur eine Minute lang stehen blieb. Alpenjäger und ein Regiment gewöhnlicher Linientruppen liegen in Annecy. Die ersteren, meistens kleine, nervige, sonnverbrannte Bursche in dunkelblauen Uniformen, werden, ähnlich den „Alpini" Italiens, vorwiegend aus den Berggegenden des Landes rekrutiert, sind also Savoyer oder aus dem Dauphiné. Daß sie martialischer aussehen als die im ganzen hübscheren Alpini und Bersaglieri, kann man nicht bestreiten; auch die marschierenden Linientruppen machten mir den Eindruck, daß man sich besseres soldatisches Material schwerlich denken kann und die Katastrophen von 1870 doch hauptsächlich ihrer schlechten Führung und der überlegenen Strategie der deutschen Feldherren zuschreiben muß. Aehnlich den Italienern marschieren auch die Franzosen in sehr schnellem Tempo; dabei blasen die einer Kompagnie voranschreitenden zwei Trompeter abwechselnd, jeder nur etwa eine Viertelsminute lang. Während der eine noch bläst, schwingt der andere sein Clairon mit einer gewissen schnellenden Bewegung in die Höhe und setzt präzis ein und so immerfort abwechselnd, was sich noch lustiger macht, wenn vor dem Bataillon vier oder noch mehr Trompeter marschieren und immerfort einander ablösen. Von Musik kann man in diesem Falle also nicht sprechen, da immer nur eine Trompete mit fast atembeklemmender Heftigkeit ein kurzes Marschmotiv hinausschmettert; aber diese Trompetenstöße, die den Takt markieren, machen sich militärischer als z. B. die von unseren schweizerischen Batail-

lonsmusiken geblasenen mehrstimmigen Märsche, in die manchmal ein Volksliedmotiv von etwas weichlichem Charakter eingeflochten ist.

Neben den soldatischen Uniformen fiel mir, wie schon früher bei Ausflügen nach Frankreich, die bürgerliche Uniformierung der Kinder, namentlich der Knaben auf. Nicht von den Lyceumsuniformen will ich sprechen, sondern von den schwarzen Ouvrier-Blusen, wie sie jedes Bürschchen vom vierten bis etwa ins dreizehnte Jahr hier zu Lande trägt. Man glaubt anfangs, lauter Waisenkinder zu sehen. Auch die Mädchen tragen ähnliche schwarze Oberkleider. Es ist das nicht nur sehr praktisch, indem diese Blusen nicht leicht schmutzig aussehen und die Unterkleider schonen, sondern es ist auch pädagogisch wertvoll und der Ausdruck eines gewissen demokratischen Zuges der Nation. Denn Kinder der wohlhabenden bürgerlichen Stände gehen somit in derselben Kleidung wie die ärmsten; der Eitelkeit auf Aeußerlichkeiten in der Erscheinung ist damit der Riegel geschoben und wenigstens bei den Kleinen der Grundsatz von Fraternité und Egalité durchgeführt.

Obwohl Annecy keine große Stadt ist, sind die Straßen doch fortwährend recht belebt. Unter Arkaden sitzen Verkäuferinnen von Gemüse, Orangen, Geflügel u. s. w.; die Rue royale hat vier elegante Cafés, die von Offizieren und Bürgern besucht werden. Von auswärtigen Journalen sind nur italienische zu haben, dafür aber so ziemlich alle großen französischen Zeitungen in freien Auslagen unter den Arkaden. Ganz so lebhaft wie in einer italienischen Stadt ist die Bevölkerung zwar nicht, aber doch lärmender, als wir es in der deutschen Schweiz gewohnt sind. Dabei ist es für den Fremden angenehm, keiner Zudringlichkeit ausgesetzt zu sein; namentlich war von Bettlern, selbst an den Kirchenthüren, nichts zu bemerken.

Ich besuchte pflichtschuldigst die paar Hauptkirchen der Stadt. Die dem Visitantenkloster angebaute, geschmacklose Kapelle birgt die Körper des hl. Franz von Sales und der hl. Jeanne de Chantal (gestorben 1622 und 1641). Interessanter war mir der Besuch der Kathedrale, wo einst J. J. Rousseau auf dem Chor mitsang. Der spätere Komponist der Oper: „Le devin du village“ empfing damals Musikunterricht von jenem Regens chori Le Maître, den Madame de Warrens „petit chat“ zu nennen pflegte. Die Kleidung der Chorfrauen beschreibt er als eine eigentümlich schöne, ungewöhnliche. Es mag hier eingeschaltet werden, daß die Nonnen von Annecy noch zu einem andern großen französischen Dichter in Beziehung stehen. In den Armen zweier Klarissen aus Annecy, die im Februar 1673 nach Paris gereist waren, um für ihr Kloster Geldspenden zu sammeln, starb Molière, dem der Klerus von Paris, der ihm seinen „Tartüffe“ nicht verzeihen konnte, ein kirchliches Begräbnis verweigerte.

Die Kathedrale ist kein übler romanischer Bau, der auch im Innern durch ernste Einfachheit einen guten Eindruck macht. An der Kanzel fiel mir eine Holzskulptur auf, die einen Prediger vorstellt, dem ein Strahlenbündel aus dem Herzen des ans Kreuz gehefteten Heilandes so massiv und direkt ins Auge geht, daß man eher an Winkelrieds Speere als an Lichtstrahlen erinnert wird und wieder einmal sieht, wie nicht alle poetischen Ideen in jedem Material sich passend ausdrücken lassen. Ueberm Hauptaltar befindet sich ein Gemälde, die Szene darstellend, wie ein Engel den gefangenen Aposteln bedeutet, ihre Wächter seien eingeschlafen, die Kerkerthür stehe offen. Dieser Engel ist viel zu hübsch für den Fall, daß etwa ein junger Priester hier Messe lesen wollte. Madame de Warrens könnte dazu Modell gesessen haben,

ganz so, wie Rousseau sie beschreibt: „Elle avait un air caressant et tendre, un regard très doux, un sourire angélique, une bouche à la mesure de la mienne, des cheveux cendrés d'une beauté peu commune, et auxquels elle donnait un tour négligé qui la rendait très piquante.“ Wie muß er sie geliebt haben! „une bouche à la mesure de la mienne;“ — er hat wohl oft das Maß genommen!

An der Table d'hote im Gasthof waren nur Herren anwesend, unter ihnen auch einige Offiziere; die Fremdensaison beginnt hier überall erst in der Mitte Mai und erreicht, wie bei uns, im Hochsommer ihren Höhepunkt. Von Tafelsitten war mir neu, daß niemand sich Wein einschenkt, ohne zuerst seinem Nachbar die Flasche angeboten zu haben, was damit zusammenhängt, daß der Wein zum Couvert gehört. Man hat dann später dieselbe Höflichkeit zu erwidern. Hiedurch ergibt sich auch leicht ein angenehmes Tischgespräch. Allerdings bemerkte ich mir gegenüber anfangs eine gewisse frostige Zurückhaltung, da man mich, schon der Brille wegen, für einen Deutschen hielt und durch meine Aussprache des Französischen in dieser Meinung mochte bestärkt werden. Als ich aber hatte durchblicken lassen, ich sei aus der Schweiz, kam die Unterhaltung besser in Fluß und ich erfuhr mancherlei, z. B., daß die Bewohner Savoyens sich lieber „Savoyens“ als „Savoyards“ möchten genannt wissen, wie es uns ja auch nicht lieb wäre, wenn man uns „Suissards“ heißen würde; freilich helfe ihnen das nichts, der Name bleibe ihnen wie so manche Vorurteile, die der Fremde ins Land mitbringe. So habe einmal ein Engländer, der früh morgens mit dem ersten Zug verreisen mußte, den Wirt gefragt, ob die Magazine dann schon offen seien, er möchte seinen Kindern gern ein paar lebendige Murmeltiere mitbringen. „Wir sind

nun einmal, auch für die Pariser, das Land der marmottes und der Schornsteinfeger.“ Noch verletzender für das Nationalbewußtsein der Savoyer, die so gern gute Franzosen sein möchten, ist folgende Anekdote. Es war im Jahre 1860, also zur Zeit, als Savoyen soeben französisch geworden war. Der aus Paris anlangende Civilbeamte, der im Hotel de Genève (jetzt Hotel Verdun) abstieg, kramte aus seiner Tasche ein italienisches Wörterbuch hervor und begann, während Wirt und Kellner ihn erwartungsvoll umstanden, in mühsam gestackelten Brocken: „Potete darmi una buona camera di notte?“ Niemand verstand ihn, man beschied einen Hausknecht aus Languedoc, in der Hoffnung, der sei vielleicht im stande, dem Herrn zu antworten. Als er endlich erfuhr, die Savoyarden sprächen französisch, fragte er, welche Sprache sie denn aber früher gesprochen hätten. „Alors nous ne parlions pas“ war die ärgerliche und treffende Antwort des Wirtes.

Man begreift, daß ein Volk, das so viel herumgeschoben wurde wie das savoyische — schon unterm ersten Napoleon war es französisch gewesen, durch den Wiener Frieden aber wieder italienisch geworden — etwas ängstlich ist, mit andern Nationen verwechselt zu werden und seine Eigentümlichkeit eifersüchtig bewacht. Die Savoyarden sind daher auch sehr empört darüber, daß die Engländer, welche Chamonix besuchen, meistens noch in der Schweiz zu reisen glauben. Daß ich mich solcher Eifersucht gegenüber wohl hütete, von Faucigny und Chablais zu sprechen, jenen Gegenden südlich vom Genfersee, die um die Mitte des Jahrhunderts beinahe schweizerisch geworden wären, bedarf keiner besondern Versicherung.

3.

Bis jetzt hatte ich nur die Stadt Annecy studiert, womit man in einem halben Tag ziemlich fertig werden kann. Nun sollte der See an die Reihe kommen. Dabei hegte ich die bestimmte Absicht, mich an einem schönen Punkte für etwa zwei Tage festzusetzen. Denn die vom Nordwind durchblasenen Straßen waren mir trotz dem hellen Sonnenschein zu kalt. Ich unternahm also am ersten Nachmittag mit dem Dampfschiff „Montblanc“ eine Orientierungsfahrt, die, wie ich gleich beifüge, vom besten Erfolg begleitet war.

Der See von Annecy, weder so lang noch ganz so breit wie der Thuner-See, erinnert doch am meisten an diesen lieblichsten See des Berner Oberlandes. Freilich, so große Majestäten wie das Schreckhorn, das von Spiez weg neben Eiger, Mönch und einem Stück des Jungfraugipfels den Thuner-See in so unvergleichlicher Weise beherrscht, hat dieses savoyische Gewässer nicht aufzuweisen. Doch ist sein Seebecken ebenfalls von hohen Vorbergen eingeschlossen, hinter denen schneebedeckte Gipfel sichtbar werden. Da auch die höchsten 2500 m nicht überragen, werden manche von ihnen im Sommer sich nicht so schön ausnehmen wie jetzt, wo sie in der Frühlingssonne silbern erglänzten und einen herrlichen Anblick darboten; die höchsten Spitzen einiger behalten aber auch im Sommer ihr Winterdiadem. Unter ihnen gefiel mir besonders die Dent de Rosanne, die zwischen einer Einsenkung, welche die Bergketten Semnoz und St. Eustache trennt, wie eine Hochgebirgsinsel hervortritt und durch edle Isoliertheit den Blick magisch anzieht. Ein in Annecy stationierter Offizier meinte übrigens, es könnte das Massiv des Beauges sein, was wir sahen, sicher wußte auch er es nicht. Der von Annecy seeaufwärts Fahrende hat diesen Berg zur Rechten.

Links treten dicht an den See die wildzackige Kette der Montagnes de Veyrier, die Dents de Lanfon und, alle überragend, La Tournette (2357 m). Das gemeinsam Charakteristische dieser Berge sind die grauen Felsen mit ihren überaus kühnen Dolomitenformen.

Der von der Bise erregte See hatte an diesem Nachmittag eine schwarzblaue Färbung, für gewöhnlich zeigt er das hellere Blau unserer Schweizerseen. Ueberhaupt fiel es mir schwer, mich nicht in der Schweiz zu glauben. Die Natur kehrt sich eben in ihrem Schaffen und Bilden nicht an politische Landesgrenzen. Das linke, sonnige Ufer besonders, mit seinen zahlreichen Dörfern mitten in grünen Wiesen voll blühender Kirschbäume, gemahnte mich sehr an die Gegend von Thun aufwärts über Oberhofen nach Gunten. Auch die Schlösser fehlten nicht; eines der schönsten, bei dem Badeort Menthon, dessen Schwefelquelle schon den alten Römern bekannt war, hütet in der Höhe den Eingang des Alexthales, wo der Weg ins Fierthal nach dem Städtchen Thônes und gegen Grand Bornand hinübergeht; das modernisierte und bewohnte Schloß war auch thatsächlich im Mittelalter ein eigentliches Sperrfort von strategischer Wichtigkeit.

Hinter Menthon streckte sich ein felsiges Vorgebirge weit in den See hinaus, der Roc de Chère. „Aha!“ dachte ich. „Wenn dahinter ein hübscher Ort liegt, so habe ich gefunden, was ich suche.“ Und richtig! Als wir den Felsen umsteuert hatten, war der See auf einmal ruhig und bis in die Tiefe hinab grün. Am Ufer aber zeigte sich unter hohen Bäumen die ehemalige Abtei Talloires mit dem stattlichen Dorfe gleichen Namens. O, diese klugen, frommen Herren! wie haben sie überall die besten Plätze ausfindig zu machen gewußt für ihre Klöster! Sommerliche Wärme herrschte hier. Ohne langes Besinnen stieg ich aus. In einem Gelände von Wein-

bergen und Obstgärten lag ein Gasthof, der seinen Namen „Beau=Site“ mit vollem Recht führt. Die Besitzerin, eine junge, blonde Witwe, saß mit ihren zwei kleinen Mädchen auf der Terrasse hinter einem aus dem Garten zu ihr herauf=reichenden Magnolienbäumchen, das seine großen weißen, fein duftenden Blüten eben erschlossen hatte. Kirschlorbeergebüsche, intensiv rot blühende Sträucher, die ich nicht kannte, Feigen=bäume, Aprikosen= und Granatbäumchen vervollständigten das Bild einer gleichsam aus der Provence an diesen Alpensee verzauberten Oase südlicher Vegetation. Hinter diesem idyl=lischen „Glück im Winkel“ steigt die Landschaft schroff in die Höhe; ein Wasserfall rauscht in tiefer Schlucht, auf einer ersten Bergterrasse wird ein Kirchlein sichtbar, noch höher darüber geben graue Felsmassen und schneegekrönte Gipfel den Abschluß des schönen Bildes, in das auch die alte Abtei unten am Ufer mit ihrem massiven Gebäude und die statt=lichen steinernen Häuser des Dorfes, Bauten mittelalterlichen Charakters, sich harmonisch einfügen.

Da ich der einzige Gast war, konnte ich mir ein Zimmer aussuchen, das von den Fenstern den See nach zwei Seiten beherrscht und schon die Morgensonne empfängt. Es versteht sich, daß ich mich sofort hier einmietete. Wie mir eine spätere Rundfahrt um den ganzen See zeigte, hatte ich den schönsten Fleck gefunden. Diesem Arkadien gegenüber liegt auf einem Vorsprung, der einem Inselchen gleicht, das prächtige Schloß Duing inmitten eines schönen Parks. Seeaufwärts hat man den felsigen Bergzug von Entrevernes und eine Menge tief beschneiter Berge vor sich, über welche die Pässe nach dem Isèrethale hinüberführen. Das obere Ende des Sees, den man ganz überblickt, gemahnt sehr an die Gegend von Därligen am Thunersee mit dem landeinwärts sichtbar werdenden Eingang zum Lauterbrunnenthale, eine Wahr=

nehmung, die mir zu allem dem neuen Schönen noch ein gewisses behagliches Heimatsgefühl gab.

Die Gegend ist übrigens voll historischer Erinnerungen. Im nahen Menthon wurde 923 St. Bernhard, der Stifter der Hospize auf den nach ihm benannten beiden Bergen, geboren. Die Kirche von Talloires ist eine Gründung der Königin Ermengarde, Gemahlin des Königs Rodolphe le Fainéant von Arles (1031); die Abtei ist noch älteren Datums. Jenseits des Sees liegen die Hütten von Bredannaz, merkwürdig nur dadurch, daß, als 1742 spanische Truppen auf dem Marsche nach Annecy dieses kleine Dorf überfielen und zerstörten, vermöge der großsprecherischen Meldung, welche ihr Anführer über diese Waffenthat nach Madrid sandte, daselbst ein feierliches Tedeum gesungen wurde zum Dank für die siegreiche Einnahme des Seehafens Bredannaz.

Wie der Frühling während den drei Tagen, die ich in diesem kleinen Paradiese zubrachte, an der Arbeit war, ist gar nicht zu schildern. Wenn ich, von einer Wanderung in die Berge oder längs dem See zurückkehrend, mich für eine Stunde hinsetzte, um meine Reiseeindrücke niederzuschreiben und ich nachher wieder ins Freie trat, waren inzwischen Wunder geschehen; vorhin nur knospende Sträucher hatten ihre Blätter in freudigem Grün entfaltet und zusehends wurde auch der Blumenflor der Wiesen immer bunter. Aller Enden brach das junge Leben üppig hervor. Aus dem Walde rief der Kuckuck und ihm antwortete der gleiche Ruf über den hier höchstens eine Viertelstunde breiten See herüber. Vogelgezwitscher in allen Zweigen und im Garten das Summen der Bienen, das Brummen einzelner Maikäfer.

Eine meiner kleinen Wanderungen führte mich ein wenig in das Thal von Faverges hinauf. Ich war bis ans Seeende mit dem Dampfschiff nach Doussard gefahren und

marschierte neugierig weiter. Mit einem alten Bäuerlein, das desselben Weges zog, gelangte ich allmälig, nicht eben leicht, ins Gespräch. Denn diese savoyischen Bauern sind gegen Fremde noch zurückhaltender, vorsichtiger und scheuer als die anderer mir bekannter Länder. „Herrenleute“ scheinen ihnen eine besondere Rasse, mit der man sich besser nicht einläßt; auch durch ihre Pfarrer werden sie sehr in Abhängigkeit und in Respekt erzogen. Der meine aber faßte zuletzt doch einiges Zutrauen. Ich hatte in einem Buche über Hochsavoyen (von Francis Wey 1865)* gelesen, in den Weinbergen bei Faverges, die übrigens ihrer Höhelage nach nur einen sehr sauren Wein geben können, habe ein Bär eine Zeit lang regelmäßig das „Herbsten“ besorgt. Immer wenn die Trauben just reif gewesen seien und männiglich in Faverges sich auf die Weinlese gefreut habe, sei der Bär in der Nacht vorher gekommen und habe den Weinberg vollständig ausgefressen. „Ah! les mauvais gens!“ sagte mein Bäuerlein und warf mir einen mißtrauischen Blick zu. Ja, ja, er wisse wohl, daß man das im Lande herum den Leuten von Faverges nachsage, daß es aber sogar in ein Buch sei geschrieben worden, das sei ein Beweis von arger Bosheit. Ob denn gar keine Bären mehr in Savoyen vorkämen, fragte ich dagegen. Das wollte er nun auch nicht haben, lieber die fatale Geschichte von dem traubenfressenden Bären zugeben, als seiner bergigen Heimat ein so interessantes Tier wie den Bären ganz absprechen. Er half sich folgendermaßen. In den Kriegsjahren 1870 und 1871, sagte er, hätten sich allerdings die Wölfe und auch die Bären in Savoyen wieder vermehrt. „Il fallait tirer aut' chose“, meinte er, mit einem Seitenblick auf mich, den er vermutlich für einen

* Angaben dieses hübsch geschriebenen Buches habe ich an mehreren Stellen meiner Reiseschilderung benützt, namentlich historische Daten. D. Verf.

„Prussien“ hielt. „Qui savait porter son fusil, se trouvait ailleurs“, fuhr er fort und damals könnte es vielleicht geschehen sein, daß einmal der Bär den Weinberg von Faverges eingeheimst hätte. Das stimmte nun allerdings nicht dazu, daß mein Gewährsmann die Geschichte bereits in einem 1865 gedruckten Buche erzählte; doch ich wollte nicht zu kritisch sein, da ich an diesen gemütlichen, traubenfreundlichen Bären so gern glaubte. Lieber gab ich meinem Begleiter meine Nationalität zu erkennen, was sich am leichtesten machte, indem ich berichtete, wir hätten in der Schweiz auch Bären, z. B. in Graubünden und in Bern, wo sie sogar neulich einen Menschen zerrissen hätten. Ich mußte ihm die Geschichte, die sich im Bärenzwinger in Bern zugetragen hatte, ausführlich erzählen, worauf er sein Zutrauen so weit trieb, zuletzt sogar mit seinen politischen Ansichten herauszurücken. Es sei doch schrecklich, meinte er, daß Savoyen, nachdem es kaum zehn Jahre Frankreich angehört, sofort in einen so furchtbaren Krieg wie in den von 1870 habe geraten müssen. Zuerst sei man von den Italienern auf die Schlachtfelder von Solferino und Magenta, dann von den Franzosen auf die von Gravelotte und Sedan geführt worden. Und immer für Dinge, die Savoyen gar nichts angingen. Warum eigentlich ein Land wie Savoyen nicht für sich allein existieren dürfe, wie z. B. die Schweiz? Paris sei doch eine gar zu entfernte Hauptstadt, als daß die Savoyarden immer ihren Rücken herhalten möchten, wenn diese Advokaten in Paris Schläge verdienen.

Es fiel mir ein wenig schwer, den Mann zu verstehen, obschon er kein eigentliches Patois sprach. Zum Glück wiederholte er nach Bauernart jeden Gedanken zwei-, dreimal, so daß ich zuletzt den Sinn seiner Rede doch richtig erfaßte. Natürlich konnte ich ihm nur beipflichten. Wenn einerseits

die straffe Centralisation aller seiner Landesteile von jeher die große politische Stärke Frankreichs ausmachte — besonders dem zerstückelten Deutschland gegenüber — so kann man sich anderseits der Betrachtung nicht verschließen, wie unnatürlich es ist, daß Provençalen, Bretonen, Burgunder, Savoyarden u. s. w. alle sich einer so centralistischen Regierung fügen sollen, statt daß jeder Landesteil die Lenkung und Leitung seiner Geschicke selbst in die Hand nehmen dürfte. Bei einer alten Sägemühle schieden wir endlich, da ich nach Talloires zurück einen tüchtigen Marsch von mehreren Stunden zu machen hatte. Unterwegs allein dachte ich dem Gespräch noch lange nach und namentlich drängte sich mir wieder ein Ingrimm darüber auf, daß solche gute, einfache Leute zeitweise durch den Unverstand einiger Politiker gezwungen werden, ihre heimischen Thäler zu verlassen, um in fernen Gegenden auf Schlachtfeldern im Kampfe gegen Leute zu verbluten, die mit eben demselben Unrecht aus ihren stillen Behausungen gegen einen ihnen unbekannten angeblichen „Feind" geführt werden. Ob savoyardische Hirten, ob schlesische Weber oder bayrische Aelpler — es ist immer derselbe gen Himmel schreiende Frevel, solche allem großen politischen Getriebe weltferne Menschen gegen einander loszulassen wie bezahlte Gladiatoren, während ich schließlich nichts dagegen einzuwenden hätte, wenn die Bevölkerungen von Paris und Berlin gelegentlich mit einander handgemein und bei diesem Anlasse ein wenig decimiert würden.

Am Abend nach diesem Spaziergang erfuhr ich durch meine Wirtin, daß Talloires in der modernen französischen Litteratur durch den Romanschriftsteller A. Theuriet vertreten ist. Nicht, daß er von hier gebürtig wäre. Aber er besitzt hier, unten am See, eine hübsche Villa, in der er in den letzten zwölf Jahren fast jeden Sommer zubrachte. Seine

Romane haben daher immer Talloires zum Schauplatze und Theuriet ist durch sie für den See von Annecy somit etwas Aehnliches geworden, wie es Manzoni für den See von Lecco ist. Daher gab ihm vor ein paar Jahren die Munizipalität von Annecy ein großes Fest. Auf blumengeschmückten Dampfschiffen wurde der Poet in Talloires abgeholt, bei seiner Ankunft in Annecy krachten Schüsse, stiegen Raketen in die Luft, eine Musikbande stand am Quai und der Dichter wurde im Triumph zu einem Festessen geschleppt, wo es an Toasten mit Anspielungen auf seine Werke nicht fehlte. „Wie schrecklich!“ platzte ich unwillkürlich heraus, als mir die Dame, die es selbst doch auch belächeln mußte, dies alles schilderte. Und man muß nicht denken, ich sei mit diesem Bekenntnis der bekannte Fuchs mit den sauren Trauben. Man stelle sich nur einmal einen wirklich großen Dichter, einen Lord Byron z. B., vor, der so etwas über sich müßte ergehen lassen, und man begreift, daß solche Triumphe die letzten sind, nach denen ein Dichterherz verlangen mag. Daß ein einziger Blick aus dem Auge einer schönen und klugen Frau tausendmal mehr wert sei, wird auch A. Theuriet gerne zugeben.

Ich sprach von sauren Trauben. Die aus den Weinbergen von Talloires geben einen nicht zu säuerlichen, sehr angenehmen Wein, roten und weißen. Der rote hat einen leichten Beigeschmack nach Himbeeren, der weiße mundete mir besser, er moussiert etwas und prickelt daher auf der Zunge; mit Waadtländerweinen zeigt er keine Verwandtschaft, eher mit weißem Neuenburger. Im vorigen Herbst war der Ertrag ein überreicher; der mäßig große Garten des Hotels lieferte allein 800 Liter. Als mir die holde blonde Witwe dies heiter lächelnd erzählte, nachdem sie kurz zuvor über den Verlust des Gatten gar schwer geseufzt hatte, fiel mir ein, daß es ihr einigermaßen wie Ariadne gegangen sei, die,

als Theseus sie verlassen hatte, von Bacchus getröstet wurde. Doch bitte ich, diese mythologische Erinnerung im Zopfstil nicht so weit auszudehnen, als wollte ich zu verstehen geben, die leidvolle Witwe suche Trost bei der Flasche.

Für den guten Ruf der einstigen Mönche von Talloires möchte ich mich hingegen nicht sonderlich ins Zeug legen. Es waren natürlich Benediktiner; dieser Orden war von jeher genial in der Wahl seiner Ansiedelungen. Aber fast überall folgte dann auch auf die asketische und auf die gelehrte Periode eine des Wohllebens und des Verfalls. In der Abtei „Talgeria“ — der lateinische Name für Talloires wie Sabaudia für Savoyen — begann die üppige Zeit, als Mitglieder des Hauses Savoyen die nominellen Aebte waren, z. B. der Prinz Eugen Maurice, der später die Nichte des Kardinals Mazarin, Olympia Mancini, heiratete, und der Vater Prinz Eugens des „edeln Ritters“ wurde. Eine alte Chronik meldet, daß sich zu Ende des 16. Jahrhunderts ein ganz junger Edelmann des Landes, Claude de Garnier, in Rom habe zum Abt des Klosters weihen lassen in der Absicht, die Sitten der Mönche zu verbessern. Er wagte es, die tägliche Mahlzeit auf sechs Gänge einzuschränken, unter denen in weißem Wein gekochte Forellen, Wild und Geflügel eine noch immer beträchtliche Rolle spielten, als Getränk wurden die Weine des Landes und vinum hypocraticum bewilligt. Aber das schien den damaligen Benediktinern unerträgliche Härte und fünfzehn Jahre lang wehrten sie sich aufs äußerste gegen diesen Reformator ihrer Sitten, der endlich fortzog, indem er Bischof von Genf wurde. Sogar der hl. Franz von Sales scheint in diesem Capua der Frommen nicht viel ausgerichtet zu haben. Es war daher jedenfalls kein Schaden für die Religion, als mit der französischen Revolution auch dieses Kloster aufgehoben wurde, wobei es übrigens ziemlich heftig

mag zugegangen sein. Wenigstens bietet die Abtei das Bild des Verfalls dar. Nur teilweise ist der Kreuzgang noch erhalten, von der Kirche nichts mehr, desto mehr von den Teilen des Gebäudes, welche zu einem gedeihlichen Leibesleben dienlich waren, also die prachtvolle Klosterküche und die ehemaligen Wohnräume des Abtes. Da von außen gesehen der großartige Gebäude-Komplex noch in gutem Zustand zu sein scheint und herrliche alte Kastanienbäume von einer Höhe des Wuchses, wie ich sie überhaupt noch nirgends angetroffen habe, den Platz vor dem Kloster am Ufer beschatten, macht das Ganze noch immer einen überaus stattlichen Eindruck. Und der Genius loci der letzten schlemmerischen Mönche ist insofern aufrecht erhalten geblieben, als die Abtei jetzt in ein großes Wirtshaus mit Restauration verwandelt worden ist. Auch der enorme Klostergarten ist noch in gutem Zustand, und wenn an einem schönen Sonntage fröhliches Volk aus Annecy unter den hohen Bäumen und in den Sälen des Klosters oder im Garten an altertümlichen Tischen sitzt und zecht, würde es einem aus seinem Grabe im Kreuzgang auferstehenden Benediktiner vorkommen, die guten Zeiten von „Abt“ Eugène-Maurice seien wieder angebrochen.

In dieser Gegend verschmelzen sich überhaupt Gegenwart und Mittelalter zu einer romantischen Einheit. Ich fuhr über den See hinüber nach Duing. Drei Schlösser stehen dort bei einander: das modernste auf dem inselartigen kleinen Vorgebirge; dahinter die Ruine eines mittelalterlichen; auf einem Hügel, weiter landeinwärts, ein drittes, bewohntes. Diese Burgen befinden sich noch in den Händen derselben Familien, die sie schon vor Jahrhunderten besaßen; eines davon soll eine Fee gebaut haben, die sich auch anheischig gemacht habe, über den See hinüber nach Talloires eine Brücke zu schlagen, wenn man ihr nur als Material hiezu

genug Salz und Butter liefere. Und um die Romantik dieses Ortes voll zu machen, erhebt sich hinter den Schloßhügeln steil überm See ein Berg mit einer der hl. Jungfrau geweihten Grotte und mit Wallfahrtsstationen, auch mit der Statue eines Engels, die sich auf der bewaldeten Höhe sehr gut ausnimmt. Wendet man sich nun vollends um, so daß man zwei dieser Schlösser von der Landseite vor sich hat, dazu aber das gegenüberliegende Talloires mit seinen abenteuerlichen Bergen, vor allem mit den zerklüfteten Dents de Lanfon und dem fast ebenso wilden Roche Marraz, so wird einem ganz wunderlich zu Mute, daß so kühne Dekorationen auch einmal in der Wirklichkeit, nicht bloß im Theater vorkommen können, und man merkt auf einmal, daß man doch nicht einfach in einer den Schweizer Alpen ähnlichen Gegend, sondern wahrhaftig in einem besonderen Lande ist, in dem schönen, eigenartigen, poetischen Savoyen.

Es war Sonntag Abend. Ich ruderte meinen Kahn noch um das Kap herum, das Talloires von Menthon trennt. Der See lag still im Glanz der hinter dem langen Semnozgebirge langsam untergehenden Sonne. Vom obern Seeende grüßten schneeige Häupter, denen ich keinen Namen wußte. Hinter Duing erhob sich ein Felskegel von der kühnen Form eines spitzen Hutes; man muß von dort oben halb Savoyen überschauen können und tief bis in das Dauphiné hinein. Gewiß gibt es nicht bloß ein Schweizer-, sondern auch ein Savoyerheimweh. Wie mag es so einem armen Bürschchen hiesiger Gegend zu Mute sein, wenn es jahrelang im fernen Paris in kleiner Hantierung sein Brot verdienen muß und die ganze Zeit über keinen Berg mehr zu sehen bekommt. Wie mag ihm aber auch das Herz jauchzen bei der Rückkehr und beim ersten Anblick gerade eines solchen Luginslandes! Selbst mir, dem Fremden, schien es traurig, mich bald und

wohl für immer von diesen schönen Gemälden einer so friedlichen und wahrhaft poetischen Natur trennen zu müssen. Nachdenklich ließ ich die Ruder gleiten. An der Felswand des Ufers zirpte ein ängstliches Vögelchen. Als ich aufschaute, wer es beunruhigte, sah ich hoch im Blau zwei gewaltige Raubvögel kreisen. Ruhig schwammen sie mehr im Ozean ihres Elementes, als daß sie geflogen wären. Ob sie die kleine Beute erlangt haben, ob es wirklich — im altdeutschen Sinne — des Vögelchens Sonntag wurde, — ich konnte es nicht mehr beobachten. Aber die Erscheinung der beiden gespenstischen Räuber dort hoch am Himmel war mir sinnbildlich, wie es in der Natur, trotz allen Farbenharmonien und allem scheinbaren Frieden eines so herrlichen Landes, niemals dauernde Ruhe gibt. Wir wissen das alle längst, aber auch uralte Wahrheiten berühren das Herz eigentümlich, wenn es unter dem Eindruck ungewohnter Bilder und empfänglicher, weicher, als sonst gestimmt, wieder einmal diese Wahrheit bestätigt findet.

4.

Einen besondern Abschnitt verdient der Ausflug, den ich von Talloires nach Thônes machte. Ich darf diesen Tag zu den angenehmsten meines Wanderlebens rechnen, weil alles aufs schönste gelang und ich von früh morgens bis spät abends immer nur Ursache hatte, die Welt sehr schön zu finden und guter Laune zu sein.

Das kam erstlich daher, daß ich an diesem Tag eine Art Wallfahrt unternahm, nämlich in jenes am Eingang des Grand Bornandthales weltversteckt gelegene Savoyerstädtchen Thônes, wo einst Rousseau den glücklichsten Tag seines Lebens zugebracht hatte und ich mir natürlich Mühe geben wollte,

wenigstens an Vergnügtheit nicht gar zu sehr hinter dem weltlichen Heiligen, in dessen Fußstapfen ich trat, zurückzubleiben; noch erstlicher kam es aber wohl von dem göttlichen Frühlingswetter, mit dem diese letzte Aprilwoche anhob und von dem lustigen, weiten Weg über die Berge.

Es gibt von Talloires nach Thônes — die Leute sprechen Toune und Rousseau schrieb auch so — zwei Wege, beide über den Berg, der eine ähnlich dem Weg von Merligen durchs Justisthal ins Entlebuch, der andere über den niedrigeren Bergsattel bei Schloß Menthon, weiter unten in eine kleine Poststraße ausmündend. Der erstere war in der Höhe noch so verschneit, daß ich ohne Führer nicht hätte durchkommen können; ich wählte also den letzteren, der auch der lohnendere sein soll, weil er freier über den Berg führt, dem Blick nach allen Seiten weiteren Spielraum gestattet als der zwar höhere, aber von nahen Felsen und Wäldern eingeengte.

Bald nach sechs Uhr verließ ich den Gasthof. Der Himmel war wolkenlos blau. Die ersten Sonnenpfeile schossen durch Lücken der Dents de Lanfon zu weit in den See hinaus, um den näher am Berg sich haltenden Wanderer schon zu treffen; dennoch war die Luft fast sommerlich warm. Was für stattliche Häuser Talloires hat, sah ich jetzt erst recht; sie gleichen befestigten kleinen Kastellen, wie sie etwa Ansiedler in einem Lande bauen, wo man sich auf Angriffe von Wilden muß gefaßt machen. Im Mittelalter, aus welcher Zeit die meisten dieser Häuser stammen, war man gelegentlich in dieser Notlage, daher diese festen Wohnsitze. Auf einem las ich, daß hier der Prud'homme und die Sage femme wohnen, mehr kann man von einem einzigen Hause nicht verlangen. Am Stiegengeländer eines andern lehnten zwei hübsche blonde Mädchen und blinzelten noch etwas verschlafen und von der Nacht gleichsam unbefriedigt in den hellen Morgen, während die Glycinen ihres Hauses den Him-

melstau erhalten hatten und schon so früh von Bienen umschwärmt wurden. Es war ein Hinsehen wie auf ein Heinesches Gedicht.

Ueberbleibsel der alten Kirche, ein paar prachtvolle romanische Säulenkapitelle, findet man bei der ersten Biegung der Bergstraße als Träger einer kleinen Ablaßkapelle verwertet; auch Wanderer, die auf den für hier verrichtete Gebete verheißenen bischöflichen Ablaß nicht rechnen, thun weise, bei diesem Straßenheiligtum stehen zu bleiben und auf die stille Bucht, die ihnen zu Füßen liegende Abtei, den See mit beiden Ufergeländen und mit den sie umrahmenden beschneiten Bergen einen ersten Rückblick zu werfen. Und höher geht's hinauf; der kürzeste Weg würde durch das Dörfchen Bluffy führen, das ich auf dem Heimweg so friedlich im Abendschein daliegen sah. An diesem Morgen lag mir daran, Schloß Menthon, die bereits erwähnte, das Thal absperrende Veste, zu berühren. Nach einer halben Stunde schon stand ich auf seinem Söller. Es ist ein rechter Adlerhorst, noch viel größer und stattlicher, als es sich, von der Seeseite gesehen, ausnimmt, mit großem Burghof, zahlreichen trotzigen Türmen, dabei aber aufs schönste im Stand gehalten, da es von den Nachkommen derer de Menthon, deren Vorfahren einst hier ein rechtes Raubritter- und Zwingherrenleben mögen geführt haben, noch immer bewohnt wird. Ein Gewächshaus, groß wie eine Kirche und mit schönen gotischen Fenstern wie eine solche, reizende Plätze unter alten Linden im Burgfried, sodann die innere Einrichtung zeugen von Reichtum und gutem Geschmack des Besitzers. So ungefähr stelle ich mir das Schloß des edeln Gurnemanz vor, zu dem Parcival auf seiner Wanderfahrt gelangt, um von ihm zuerst in ritterlicher Sitte unterwiesen zu werden.

Da Schloß Menthon in der Einsenkung des Bergsattels liegt, ging's jetzt nach ganz kurzer Steigung an ein gemächliches Abwärtsschreiten ins Thal des Bergwassers Fier, wo

mein Weg mit der von Annecy herführenden Straße sich vereinigt. Wie doch auch die Natur sich gelegentlich wiederholt! Wenn der See von Annecy in seinem obern Teile so sehr an den Thuner- und auch etwas an den Brienzer-See erinnert, so gleicht nun das hinter diesen seinen Uferbergen liegende Thal durchaus den Gegenden, die für uns jenseits des Sigriswyler Grates oder des Brienzer Rothorns liegen. Es war mir zu Mute, als ob ich nach Schangnau im Emmenthal, oder ins Entlebuch niederstiege; auch an die Gegend bei Lungern fühlte ich mich erinnert, nur daß die Thalsohle noch enger ist und man zuweilen auch an die Felsbildung im Jura, etwa zwischen Choindez und Münster, gemahnt wird.

Im Thal unten angelangt, hatte ich eine ziemlich lange, zum Glück staubfreie Landstraße vor mir, die im Sommer zu beschreiten ein heißes Stück Arbeit sein dürfte; jetzt wehte von den beschneiten Höhen ein erquickender, kühler Luftzug, der die Wanderung angenehm machte. Die Wiesen waren voll Blumen; die tiefblauen kleinen Enzianen und großen gelben Narzissen fielen mir besonders auf, die Anwesenheit ganzer Veilchenfelder verriet sich durch den herrlichen Duft, der über die Matten flog. Hinter einem malerisch jenseits des Flüßchens an die Felsen gelehnten fernen Dörfchen stand etwas wie ein seltsames weißes Gespenst von übernatürlicher Länge; ich hätte beinahe glauben können, den ausgebauten Berner Münsterturm, wie er sich bei Mondschein präsentiert, vor mir zu sehen, wenn die Bewegung, die in dieser fernen Silbersäule lebendig war, mir nicht gezeigt hätte, daß ich mich einem schönen Wasserfalle, der Cascade de Morette, näherte. Rousseau mit seinem sonst für Naturschönheiten so empfänglichen Auge scheint diesen Wasserfall nicht gesehen zu haben, was man recht gut begreift. Denn, als er hier durchzog

an jenem lieblichen Sommertage um Johanni, den er im 4. Buche seiner „Confessions“ so wunderschön geschildert hat, saß er „en croupe“ auf dem Pferde hinter Mademoiselle de Graffenried, „une jeune Bernoise fort aimable“, und mußte seine Arme um den Leib des lieblichen Geschöpfes schlingen, wobei ihm das Herz so stark schlug, daß sie es bemerkte. Sie sagte, auch das ihrige schlage, aber nur aus Angst, herunterzufallen. Um so fester umschlangen sie seine Arme: „mes bras lui servirent de ceinture, très serrée, à la vérité; mais sans se déplacer un moment.“

Die ganze Geschichte von diesen beiden jungen Damen, einem Fräulein Galley und ihrer Freundin, die zu Pferd, ohne alle Begleitung, nach Thônes reisten und unterwegs den ihnen bekannten Schützling der Madame de Warrens zugleich zu ihrem Gefangenen und zu ihrem Ritter machten, mit dem sie jenen ganzen Sommertag in der Nähe von Thônes zubrachten, ist, abgesehen von ihrem idyllisch-romantischen Charakter, auch ein Beweis für das Gefühl großer Sicherheit, mit dem man schon damals in Savoyen reiste. Denn der Weg, den die beiden jungen Damen zurückzulegen hatten, war immerhin von Annecy bis Thônes ungefähr fünf Wegstunden lang. Auch heutzutage ist es eine unnütze Vorsicht, auf noch so einsamen Wanderungen in Savoyen eine Waffe bei sich zu tragen, wenigstens so weit die Landesbevölkerung in Betracht kommt. Ich würde mich unbedenklich auf jeder Wiese schlafen legen, selbst mit einem Heiligenschein von Goldstücken um den Kopf, so brav und schlicht und zuverlässig erscheinen mir diese Leute. Freilich kann man überall einem fremden Landstreicher begegnen, wie das jenem unglücklichen französischen Pfarrer vor zwei Jahren auf der Straße zwischen Interlaken und Merligen das Leben kosten mußte; höchstens aus solchen Gründen mag man allenfalls ein kleines Schießeisen

bei sich führen. Aber wo überhaupt könnte man dann unbewaffnet gehen, wenn man auf solche fatale Zufälle rechnen wollte?

Ungefähr um zehn Uhr vormittags langte ich in Thônes an. Der Ort ist, was man hier zu Lande „un bourg“ nennt, d. h. ein städtchenartiger Marktflecken und zwar ein recht stattlicher mit gut gebauten steinernen Häusern, deren Front zum Teil auf Arkaden ruht, wie unsere bernischen „Lauben.“ Ich betrat die Ortschaft über die alte steinerne Bogenbrücke, die jedenfalls auch jener Mädchen- und Dichter-Kavalkade in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts bei ihrem Einzug in Thônes diente. Ein Denkmal auf dem saubern Platze rechts von der Kirche zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Sollte es gar .....? Nein, mit Rousseau hatte es nichts zu thun. Es stellt einen gemeinnützigen Wohlthäter des Städtchens dar, einen 1870 verstorbenen Herrn Joseph Anet, der die Uhrmacherei unterstützte, eine Schule zur Erlernung der fremden Sprachen stiftete, ferner ein Waisenhaus und ein Greisenasyl gründete. Die Statue zeigt einen recht wohlwollend lächelnden kleinen Herrn von gescheitem Gesichtsausdruck. Ein schöner Brunnen mit 4 ehernen Greifen als Wasserspeiern, die erwähnten stattlichen Anstalten des Herrn Anet, eine davon schloßähnlich auf einem Hügel, und die elektrische Beleuchtung des Ortes deuten auf eine strebsame und ihre Heimat ehrende Bevölkerung. An einem Hause fiel mir eine gemalte Tafel auf. Französische und deutsche Soldaten stehen und sitzen bei einem Wegweiser, dessen einer Arm das Wort „Deutschland“, der andere „France“ zeigt. Die deutschen Soldaten sind wegmüde, haben die Stiefel ausgezogen und weisen einander ihre blutenden Füße, die französischen befinden sich in bester Stimmung und flotter Haltung. Darunter liest man: „Ils n'ont pas le spécifique victorieux“, und nun wurde mir erst klar,

daß diese Tafel Reklame machen soll für eine unfehlbare Fußsalbe und das betreffende Haus eine kleine Apotheke war. Wenn die Fußsalbe das einzige „spécifique victorieux“ ist, dessen sich die Franzosen für einen künftigen Krieg getrösten, so ist das einstweilen eine sehr bescheidene Siegeshoffnung.

Nun wollte ich aber vor allem das eigentliche Ziel meiner Pilgerfahrt aufsuchen, jenes der Familie Galley gehörende alte, schloßähnliche Bauernhaus „petit manoir de la Tour“, wohin die beiden fröhlichen Mädchen ihren unterwegs angeworbenen „Beschützer“ mitnahmen und wo sie jenes ländliche Mahl abhielten, das zum Nachtisch durch einen Kirschenschmaus gewürzt wurde. Der junge Jean Jacques hatte den Baum erstiegen und warf den beiden Fräulein die Kirschen hinunter. „Une fois Mademoiselle Galley avançant son tablier et reculant la tête, se présentait si bien, et je visai si juste, que je lui fis tomber un bouquet dans le sein; et de rire! Je me disais en moi-même: que mes lèvres ne sont-elles de cerises! comme je les leur jetterais ainsi de bon cœur!“

Der Wirt zum Gasthof Plainpalais wies mir die Richtung. Ich hatte noch beinahe ein halbes Stündchen bergan zu gehen, was mir jedoch nur angenehm war, da ich hiedurch Gelegenheit gewann, auch das breit sich öffnende schöne Seitenthal du grand Bornand ein wenig kennen zu lernen. Es zieht sich zwischen hohen Bergzügen zu einem Passe hinan, über dem wieder neue Alpengipfel aufsteigen. Aber die alte „Ferme“ ist 1870 abgebrannt, so daß man, abgesehen von den alten, dicken Mauern des ursprünglichen Gebäudes und einem Portal mit dem Familienwappen der Galley, nichts mehr vor sich hat, was aus früheren Jahrhunderten stammt.

Wer hieher als frommer Rousseaupilger wallfahrtet,

muß sich also mit dem Bewußtsein begnügen, daß doch wenigstens Grund und Boden und das rauschende Bächlein, die Alpenluft und die ringsum sich erhebenden Berge dieselben sind, die einst Zeugen des glücklichsten Tages im Leben eines großen Mannes waren; nicht einmal auf die Kirschbäume möchte ich schwören, daß sie noch aus dem vorigen Jahrhundert stammen. Gleichwohl verließ ich die Farm nicht mit einem Gefühl der Enttäuschung. Dieses Jugendidyll der „Confessions“ ist so duftig und schön, daß man gar nicht verlangen soll, greifbarere Erinnerungen daran vorzufinden als den Zauber der Gegend, den Hauch der Veilchen, den ein von der Bergeinsattelung des Passes herabwehender frischer Luftzug mir zutrug. Das weite Thal stand in erster Blüte, von den Bergabhängen rauschten hundert verborgene Quellen, im Felde summten Bienen, froh der warmen Frühjahrssonne. Die ganze Natur sang das Lied der ewigen Jugend und in dieser Symphonie war auch der Dreiklang der Stimmen jener jungen Seelen, die einst hier vor mehr als anderthalb Jahrhunderten einen Sommertag unschuldigen Glückes erlebt hatten.

Ich habe vielleicht Leser, die es mir überhaupt verübeln, daß ich auf diesen Blättern so oft Rousseau nenne. Ist es doch unter modernen Litterarhistorikern und Geschichtsschreibern guter Ton geworden, über Rousseau als über einen sentimentalen Wirrkopf etwas geringschätzig zu urteilen. Wie vollends deutsche Theologieprofessoren über ihn und speziell über seine „Confessions“ sprechen, will ich nicht erst näher auseinandersetzen; selbst mein einstiger Universitätslehrer, der gescheite und aufgeklärte Holtzmann (zuletzt in Straßburg), ließ an Rousseau nicht viel Gutes.

Dem gegenüber vergegenwärtige man sich, daß dieser Mann auf allen Gebieten, denen er die Aufmerksamkeit seines

beweglichen Geistes zuwandte, ein Führer geworden ist. Mit seiner Schrift über den gesellschaftlichen Vertrag steht er als der wichtigste geistige Urheber der völkerbefreienden Revolution von 1789 da und wirkt noch auf die soziale Bewegung unserer Zeit. Ohne seinen „Emil“ sicher kein Basedow, vielleicht auch kein Pestalozzi, so daß er auch als der Reformator der Pädagogik zu ehren ist. Er auch hat zuerst der Welt den Sinn für die Schönheit der Alpennatur erschlossen. Und ebenso hat seine „Nouvelle Héloise“, die Vorläuferin von Goethes „Werthers Leiden“, der poetischen Litteratur aller Länder Europas neue Impulse gegeben. Selbst in der Oper hat er, durch das Beispiel seines „Devin du village“, für einen gewissen Realismus des Textes und für französische Musik gegenüber der italienischen Süßlichkeit reformatorisch gewirkt. Endlich sind seine „Confessions“ eine der wundervollsten Autobiographien der Welt. Sogar Goethes „Dichtung und Wahrheit“ wird in dieser Lebensbeschreibung überboten, wenn auch wesentlich nur in stofflicher Beziehung dadurch, daß Rousseau als junger Knabe sofort auf eine abenteuerliche Lebensbahn hinausgeschleudert wurde, während dem Patriziersohne von Frankfurt alles leicht und glatt sich fügte. In Rousseaus „Confessions“ hat man gleichsam als Zugabe zu „Dichtung und Wahrheit“ noch jene vie bohémienne, die „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ belebt.

So darf man Rousseaus wohl herzlich gedenken, wenn man die Orte besucht, die, wie der See von Annecy oder „Les Charmettes“ bei Chambéry, erst durch ihn in Europa bekannt wurden, von denen er dann, nach vollendeten Jugend- und Lehrjahren, den Sack auf dem Rücken, auszog, ohne Geld, ohne Beschützer, ohne bestimmten Beruf, kühn seinem Genius vertrauend, der ihn nach Paris führte, wo er, während seine Schriften die ganze Welt in Bewegung setzten,

derselbe einfach lebende, etwas grüblerische Naturfreund blieb, der er sein Lebtag gewesen war.

Bei meinem recht ordentlichen Mittagsmahl im Gasthof Plainpalais leistete mir ein Müller aus Annecy Gesellschaft, der, als er erst wußte, daß ich aus der Schweiz kam, mit seinen politischen Ansichten nicht hinterm Berge hielt. Was er sagte, war ungefähr die Wiederholung dessen, was ein paar Tage vorher jenes Bäuerlein aus Faverges vorgebracht hatte. Nur ging mein Müller schärfer ins Zeug. Sie sollten sich nur in acht nehmen, die Advokaten in Paris, was sie machten; man sei ja bei dieser Bande nie sicher, daß sie das Land in Revolution oder in einen Krieg stürze. Auch er fand, diese zentralisierte Regierung passe nicht für Landesteile von so ganz verschiedenem Charakter. Freilich sei Frankreich einigermaßen die Nährmutter Savoyens, das als Land zu arm sei, ganz autonom zu bestehen. Und doch sollte man es lieber probieren, meinte er, als immer wie Jagdhunde mit der Nase schnuppern zu müssen nach dem Winde, der von Paris her wehe. Dieser Vergleich gab mir Gelegenheit, mich nach den hiesigen Jagdverhältnissen zu erkundigen. Es sei nichts mit der Jagd, zu viele Jäger. Die Gemsen seien so ziemlich ausgerottet. Ich schilderte ihm das System unserer Freiberge, das ihm sehr einleuchtete und ihn neuerdings veranlaßte, auf die ungenügende Landesverwaltung zu schimpfen.

Für den Heimweg benützte ich bis zum Dörfchen Alex eine Fahrpost, die sich mit schweizerischen Posten nicht von fern vergleichen darf. Ich saß neben dem Postillon und das war gut. Denn er schlief ein. Als er gehörig schnarchte, löste ich sachte die Zügel aus seiner Hand und fuhr selbst; er machte nicht einmal viel daraus, als ich ihn auf der Brücke von Alex weckte und ihm die Lenkung des Fahrkastens wieder übergab.

Ich fand von hier einen kürzeren und ebenso lohnenden Weg über den Berg zurück nach Talloires und war, als ich die Paßhöhe überschritten hatte, neuerdings entzückt von der Herrlichkeit der den See umschließenden Berge.

Am folgenden Tage mußte ich dieses liebliche Capua verlassen, wo ich mich außerordentlich wohl befunden hatte. Bett, Zimmer, Kost — ich konnte mir's nicht besser wünschen. Auch hatte mir die Wirtin mancherlei erzählt, was mich nicht wenig interessierte. Unter anderm erwähnte sie, wie es Pariser Journalisten treiben, um ihren Ferienaufenthalt herauszuschlagen. Der bekannte Mitredakteur des „Figaro“, der die Berichte „La vie en plein air“ zu schreiben pflegt, hatte sich mit Frau und Kindern in Talloires eingemietet und am dritten Tage erklärt, es verstehe sich doch wohl von selbst, daß er hier gratis lebe, denn er werde über Talloires im „Figaro“ schreiben. Als die Wirtin ihn fragte, ob er denn ihr Hotel speziell nennen werde, verneinte er; das gehe nicht an, denn sonst würde er selbst der Zeitung ein paar hundert Franken für Aufnahme einer solchen Reklame entrichten müssen, indem man in der Redaktion annehmen würde, ihm sei noch mehr dafür bezahlt worden. Das war der Wirtin zu toll; sie verweigerte es rundweg, ihn und die ganze Familie wochenlang gratis zu verpflegen; immerhin erpreßte er ihr starke Preisreduktionen. Man kann sich vorstellen, daß ich nach dieser Mitteilung meiner blonden Talgeria-wittib ihr mit dem besondern Gefühle, wir Wilden, d. h. wir schweizerischen Journalisten, seien doch bessere Menschen, meine paar Goldstücke zuschob.

5.

Auf einer Reise in Savoyen thut man gut, von den Städten wenig, von der Natur alles zu erwarten. Der Badeort Aix-les-Bains und das interessantere Chambéry sind ja ganz hübsche menschliche Niederlassungen, aber auch sie verdanken ihr Bestes der Umgebung, der sehr charakteristischen Landschaft — „und unsern Quellen“ fügen die Pfahlbürger von Aix-les-Bains bei. Kommt man aber aus den Städten hinaus, ist man einen Tag lang ganz draußen und gar auf dem Lac du Bourget, dann weiß man wieder deutlich, warum eine Frühlingsfahrt durch Savoyen ein herrliches Ding ist.

Von Talloires war ich über Annecy zuerst in einem Zug — natürlich in einem Bahnzug, gleich bis Chambéry gefahren. Die Fahrt war diesmal eine kleine Kasteiung, da die Waggons dritter Klasse, in deren einen ich mit dem Dienstagmarktvolk von Annecy gepfercht wurde, in der Schweiz kaum für Viehtransport würden gestattet werden. Und wirkliches Vieh kam hinein. Ein paar Viehhändler hatten nämlich junge Ziegen in Masse gekauft und sie in zwei großen Kisten zum Transport aufgegeben. Aber die Bahnverwaltung war so human, zu finden, es seien zu viele dieser Tierchen in den Kisten, sie könnten unterwegs ersticken. So wurden die Viehhändler mit den Bahnbeamten einig, etwa sechs oder acht Stück auf den Arm zu nehmen wie kleine Kinder und sich mit diesen Tieren in den Waggons zu verteilen. Die jungen Ziegen schrieen während der ganzen Fahrt auch accurat wie kleine Kinder, im übrigen führten sie sich noch ziemlich manierlich auf. Welche Hitze aber in den niedern Eisenbahnwagen herrschte, die den ganzen Tag an der heißen Sonne gestanden hatten, ist nicht zu sagen. Ich hätte mich mit

geringer Nachzahlung diesem Eisenbahnfegefeuer entziehen können. Aber manchmal bin ich auf Reisen so eigensinnig, auch in einigem Ungemach einen gewissen Reiz zu finden, den ich diesmal noch dadurch steigerte, daß ich an diesem Tage das Mittagessen wegließ und auch nichts trank. Wenn man allgemein wüßte, wie gut solche Fasttage thun, so würde durchweg mit mehr Appetit gegessen werden.

Die Fahrt ging durch schönes Land immer abwärts. Von Station zu Station mehrten sich die blühenden Lilabüsche, die Landschaft wurde ein lachender Frühlingsgarten. Das Terrain ist hier überall durch kleine Flüsse tief eingeschnitten, wodurch überaus malerische, ja selbst phantastische Szenerien entstehen. Bei der großen Ortschaft Rumilly besonders sah die Gegend so interessant aus, daß ich eigentlich am liebsten hier ausgestiegen wäre zu längerem Verweilen. Dann kam Aix-les-Bains, das mich in seiner von grauen Bergzügen umgebenen Mulde an gewisse sicilianische Orte erinnerte, und endlich Chambéry.

Châteaubriand hat behauptet, die Berge um Chambéry gemahnten ihn an den Taygetus in Lacedämon. Jedenfalls haben sie etwas Vornehmes, Großartiges in ihren Linien, vor allem die Dent de Nivolet, und als Akropolis liegt eine Altstadt malerisch über dem Thale. In seinem Straßengewirr hat Chambéry etwas Italienisches, ich möchte es ein kleines Turin nennen. Eine Kolonnade mit hohen Wölbungen wie die Arkaden Bolognas dient nachts als Korso. Wie in der Galerie in Mailand sind hier die elegantesten Auslagen der Modemagazine, der Goldarbeiter u. s. w. Und hoch gewachsene Frauen, sehr aufrecht, sehr selbstbewußt, gehen hier am Arme der Garnisonsoffiziere oder eleganter Herren im Gesellschaftsanzug. Auch das erinnert an Mailand. In der Nähe dieser Kolonnade entdeckt man den einem Wohlthäter

der Stadt, General Boigne, errichteten monumentalen Elefantenbrunnen. Der General hatte in Diensten eines indischen Fürsten die großen Reichtümer erworben, die er der Stadt vermachte; darum verfiel man für sein Denkmal auf vier Elefanten, welche aus einem Thor nach vier Richtungen herauszuschreiten scheinen; über diesem Thor steht eine ziemlich hohe Säule und auf ihr zu oberst der General. Das Fehlerhafte an dem nicht sonderlich geschmackvollen Denkmal liegt in der Unmöglichkeit, sich vorzustellen, daß die vier Elefanten, deren Vorderleib man allein sieht, mit den vier Hinterleibern in dem engen Raum Platz finden könnten, aus dem sie hervorschreiten. Auch schien mir das Wassertröpfeln aus ihren Rüsseln, als ob sie einen schweren Schnupfen hätten, ziemlich abgeschmackt. Noch weniger gefiel mir ein Monument auf den Boulevards, das in Riesengröße ein Weib (Savoyen) vorstellt, wie es eine Fahne — natürlich die Fahne Frankreichs — an den Busen drückt. Man denkt unwillkürlich an jene Chansonnettensängerinnen, welche 1870 bei Ausbruch des Krieges die Marseillaise auf den Straßen und in den Cafés von Paris zum besten gaben. Zwar gleicht diese Sabaudia mehr einem Weib aus dem Volke, aber auch die Vorstellung einer verzückten dame de la halle hat nichts Angenehmes.

Während ich in der Nähe der Galerie vor einem Café einen Mokka trank, wie ihn auch Biffi in Mailand nicht besser serviert, marschierte die Regimentsmusik auf, nahm in der Nähe Stellung und blies ein längeres, flottes Opernstück. Daß während dieser Zeit die ganze Gesellschaft von Chambéry auf den Trottoirs vorbeidefilierte, läßt sich denken. Die meisten Ehemänner sahen wie die Väter ihrer Frauen aus und die Kinder solcher Ehen hatten auch einen etwas senilen Zug im jungen Gesichtchen. Manche Männer in Frankreich heiraten wohl aus Prinzip spät, andere müssen lange ringen,

bis sie die Lebensstellung gefunden haben, die es ihnen gestattet. Solche Verhältnisse sind nicht gut. Junge Liebe allein ist die rechte Weltbaumeisterin. Uebrigens ist es ein eigenes Ding, so in der Fremde in das Gewühl unbekannter Menschen, gleichsam in einen fremden Ameisenhaufen hineinzusehen. Jedenfalls befreit es von aller Ueberschätzung menschlichen Thuns, nährt aber auch wieder die Menschenliebe, da man überall dasselbe sich Abmühen, dasselbe etwas zappelige sich Regen um das bischen Leben und Lebensglück antrifft.

Am nächsten Tage fuhr ich die paar Stationen nach Aix-les-Bains zurück. Die kleine Stadt von etwa 6000 Einwohnern, die aber in der Hochsaison 30,000 Kurgäste unterzubringen weiß, ist eine Art französischen Baden-Badens und war soeben sehr beschäftigt, an ihre Saisontoilette die letzte Hand zu legen. Ich fand in ihr nicht viel Sehenswertes. Denn der altrömische Bogen z. B., der auf dem Platze vor dem gut eingerichteten, großartigen Badeetablissement steht, ist ein kleines Ding, dem man in Italien kaum einen Seitenblick schenken würde. Die Historiker glauben längst nicht mehr, daß hier eine römische Stadt gestanden habe; wohl aber mag dieser Bogen einer Villa des Römers Pompejus Campagnus im dritten oder vierten Jahrhundert angehört haben als Gartenportal und allerdings zugleich auch als Grabmonument, da darauf noch die Worte zu lesen sind: „vivus fecit.“

Nachdem ich pflichtschuldigst in dem heißen Schwefelwasser gebadet und eine Weile zugesehen hatte, wie andere Badegäste von der Stadt her in verhüllten Sänften ins Badehaus getragen wurden, was sich eigentümlich geheimnisvoll, odaliskenhaft ausnimmt, erkundigte ich mich, wie man den in der Nähe der Stadt — eine halbe Stunde westlich — befindlichen Lac de Bourget am besten besuchen könne.

Da hieß es, die Dampfschiffahrt auf demselben beginne erst etwa in vierzehn Tagen. Ich war somit auf eigene Kraft oder auf das teure und zweifelhafte Vergnügen angewiesen, mich von ein paar Schiffern auf dem See spazieren fahren zu lassen. Natürlich wählte ich den ersten Ausweg, mietete ein kleines Schiff für mich allein auf den ganzen Tag und fuhr vom „petit port“ weg in der Absicht, die berühmte Cistercienserabtei Hautecombe zwei bis drei Stunden seeabwärts am jenseitigen Ufer zu besuchen.

Diese Fahrt, der See und die Abtei haben mir einen unvergeßlichen Eindruck hinterlassen. Was zunächst den See betrifft, so kann er nicht wie der von Annecy mit irgend einem Schweizersee verglichen werden. Er hat durchaus südlichen Charakter und etwas ausgesprochen Edles. Am ehesten noch fühlte ich mich an den trasimenischen See erinnert, den ich vor Jahren auch im Kahn ein paar Stunden weit befahren habe. Aber so stolze, vornehme Bergformen, wie sie von Chambéry her den Lac du Bourget beherrschen, hat der trasimenische See nicht. Auch der langgestreckte östliche Bergrücken — das von Lamartine gefeierte Ufer — wirkt ernst. Auf dieser Seite liegen einige Schlösser und Gehöfte, meist ziemlich hoch über dem See, unten gewahrt man die Kunstbauten der dort durch manchen Tunnel stürmenden Eisenbahn. Völlig ohne menschliche Wohnungen aber ist das westliche Ufer stundenweit, wenn man die über der ersten Felsterrasse einzeln verstreuten Kirchen und Weiler ausnimmt, die für den am Ufer vorbei Fahrenden gar nicht sichtbar sind. Grünbewaldet erstreckt sich hier, Aix-les-Bains gegenüber, ein einsamer Felsenstrand bis zur erwähnten Abtei Hautecombe, die in der feierlichsten Verlassenheit liegt, die man sich denken kann.

Es war ein überaus heißer Tag mit einer aus dickgeballtem Cumulusgewölk herausstechenden Sonne, so daß ich

dem Schiffer, bevor ich abstieß, voraussagte, ich würde mit einem Gewitter zu rechnen haben. Er dachte sich vielleicht im Stillen dasselbe, bestritt aber meine Ansicht, da er nicht gern um die Bezahlung kommen wollte. Doch riet er mir, auf alle Fälle mich auf der Heimfahrt dicht am jenseitigen Ufer zu halten und erst zuletzt den See zu durchqueren; denn manchmal habe man mit schwerem Wind zu kämpfen. (Auch das Reisehandbuch Bädekers bemerkt: La navigation sur le lac n'est pas toujours sans danger.)

Da ich den Rudersport besonders liebe, durchströmte mich ein tiefes Wohlgefühl, als nun mein Fahrzeug, eine gut gebaute, längliche Schaluppe (Genfer Arbeit), in dem schönen, klaren, mir noch fremden Gewässer schwamm, welches in der Ferne blaue, am bewaldeten Ufer tief grüne Spiegelungen zeigte. Auf Reisen gehört es sehr wesentlich zum Vergnügen, sich nicht der freien, selbständigen Bewegung beraubt zu wissen, sich nicht wie ein Poststück vorzukommen, das von Station zu Station versendet wird nach beigegebener Adresse. Darum ist das zu Fuß Wandern so angenehm. Aber auch auf dem Wasser kann man sein eigener Herr sein und ich segnete die Dampfschiffverwaltung, daß sie erst um Mitte Mai ihre Kurse unternimmt.

Man tritt durch solch einsames und natürlich viel länger andauerndes Befahren zu dem Gewässer selbst in eine ganz andere, intime Beziehung, als wenn man eine derartige Partie in Gesellschaft vieler Reisenden auf einem Dampfboote rasch abmacht. Die zahllosen Ruderschläge sind eine sanfte, gleichförmige Begleitung zu der träumerischen Versenkung in den Land- und Wasserzauber, der einen umgibt. In solchen sommerlichen, schweren und sonnedurchschimmerten Wolkenbergen, wie sie heute am Himmel aufstiegen, hat einst Correggio jene Visionen gefunden, aus denen er im Dom zu

Parma die schönste Darstellung der großen christlichen Himmels-Mythologie schuf; aber auch sein Zeus, der die Nymphe Io umarmt, ist die göttliche Metamorphose eines solchen Wolkenbildes. Das sind nun freilich Erinnerungen, die nach Italien weisen; aber sie passen auf den Lac du Bourget, der nicht sowohl Savoyen, als vielmehr einem Phantasielande, das keine geographischen, noch politischen Grenzen kennt, anzugehören scheint.

Die Mittagsruhe brütete auf den flimmernden Wellen, hie und da sprang ein Fisch, sonst war alles weit und breit still. Dunkelblau schimmerten südlich die Berge von Chambéry, jene Taygetuskette Châteaubriands, und immer weiter zurück schob sich das natürliche Amphitheater, in dem Aix-les-Bains liegt. Schlösser, kleine Dörfer und Villen grüßten vom fernen östlichen Ufer; am westlichen, dem das Schiffchen zusteuerte, wurde in einer bewaldeten, felsigen Bucht ein gewaltiges Gebäude sichtbar, die Abtei Hautecombe. Aber es dauerte noch lange, bis das Ziel erreicht war. Ich nahm mir die Zeit, das Ufer schon bei der Hinfahrt genau darauf anzusehen, ob es allenfalls Höhlen oder kleine Buchten besitze, wo man vor Sturm und Gewitterregen leidlich geborgen wäre. Darüber kam ich dem Lande so nahe, daß ich den Duft der zahllosen blühenden Waldsträucher einatmete und Segelfalter und andere Schmetterlinge manchmal über mein Fahrzeug hinflatterten. Zur Landung geeignete Stellen wies diese schöne Wildnis nur wenige auf, bis Hautecombe endlich erreicht war, wo vom Lande her ein langer Steg durchs seichte Uferwasser weit in den See hinausgebaut ist. Dort befestigte ich mein Schiff und betrat diese geistliche Niederlassung mit froher Neugier.

Man befindet sich hier nicht mehr in unserem Jahrhundert. Das auf dem Hügel dicht überm See aufragende

Kloster mit seinen Türmen, Kapellen, Terrassen, Bogengängen, Gärten, in grünen Waldesfrieden weltverloren hineingebettet, ist wie ein Märchen aus alter Zeit. Mönche in langen weißen Talaren mit schwarzem Skapulier wandeln lesend unter hohen Bäumen, auf fernen Felsvorsprüngen bezeichnen Marmorkreuze oder Statuen von Heiligen die Grenzen des geistlichen Bezirks. Laienbrüder in gelben Kapuzinerkutten arbeiten in den Gärten oder bei den Wirtschaftsgebäuden. Was vom See aus nur Wald schien, erweist sich als ein Naturpark von edelsten Pflanzen. Magnolien und Kamelien leuchteten unter frisch belaubten Kastanienwipfeln hervor, Terebinthen, Sumachbäume, der Ahorn von Montpellier, Cypressen wechseln mit Buchen- und Eichenkronen. Und tiefe Stille rings umher, nur der Kuckuckruf höher oben im Waldgebirge. Unten am Fuß des Klosterfelsens die plätschernde Welle des tannengrünen Sees, draußen auf dem Wasser das Spiel des flimmernden Sonnenlichtes und am jenseitigen Ufer ein langgestreckter Bergesgrat, auf dessen Höhe eine ferne Kapelle sichtbar wird. Im Kloster selbst zieht den Blick die Architektur einer weißen, reich geschmückten Kirche an, die dem Besucher, in Begleitung eines Laienbruders, offen steht. Diese im Innern mit Stuckornamenten und zahllosen Statuen gezierte Kirche ist der Begräbnisort der Fürsten des Hauses Savoyen und noch jetzt unter dem Patronat der Könige von Italien. Die hier bestatteten Familienglieder des Herrscherhauses haben alle ihre Sarkophage mit den darauf ruhenden Porträtstatuen erhalten; die Leichen selbst ruhen unter den Steinplatten, auf denen man geht, in für immer verschlossenen Grüften. Leider sind jedoch nur wenige Statuen aus Marmor, was freilich bei ihrer großen Zahl, angeblich dreihundert, nicht Wunder nehmen kann, aber voraussehen läßt, daß diese Grabmals-

herrlichkeit einem sichern Verfall entgegengeht. Eines der marmornen Monumente stellt die hier ebenfalls bestattete Königin Marie Christine von Neapel (gest. 1849) vor und zwar als Wohlthäterin der Armen und als Beschützerin der Künste, ein tüchtiges Werk des Bildhauers Albertoni. Unter so vielen hier ruhenden fürstlichen Männern und Frauen traf ich auch auf eine Zähringerin. Der mich begleitende Laienbruder war ein guter, aber unglaublich unwissender Mensch. Dagegen wechselte ich später mit einem der Pater ein paar Worte und gewann aus der kurzen Unterredung den Eindruck, daß diese Klostergeistlichen in ihrer Abgeschiedenheit keineswegs etwa verbauern.

Leibliche Erquickung findet man nicht im Kloster selbst. Dagegen liegt unfern der Begräbniskirche hinter Bäumen versteckt, so daß es die Weihe des Ortes nicht profaniert, ein kleines vortreffliches Wirtshaus. Beurriand heißt der wackere Mann, der es leitet und der verdient, der reisenden Welt mit Namen genannt zu werden. Denn in keinerlei Weise beutet er die günstige Stellung aus, die ihm dadurch gegeben ist, daß man nur in seinem Hause Speise und Trank erhalten kann. Er setzte mir, da ich ihm alles überlassen hatte, eine reichliche Mahlzeit mit Fisch, Hammelscoteletten, Geflügel, Salat, Früchten und Käse auf und verlangte hiefür, den Wein eingerechnet — und ich hatte doch einen ganzen Liter getrunken — 2 Fr. 50 Cts. Die Gäste bedient er selbst und geht, obwohl von einer gewissen rauhen, kurz angebundenen Art, doch mit gutem Humor darauf ein, wenn man bei seinem Wein fröhlich gestimmt wird und sich zum Plaudern aufgelegt fühlt. Er kann auch Pensionäre beherbergen.

Nachdem mich Mr. Beurriand noch ein wenig von seinen Jagderfolgen unterhalten hatte — noch diesen Morgen hatte

er eine Becassine geschossen — brachte er mich auf den Weg zu einer intermittierenden Quelle, die, ein Viertelstündchen westlich vom Kloster, unter einem Felsen in Zwischenräumen von ungefähr sieben Minuten hervorsprudelt. Große Nußbäume, Ulmen und Platanen, unter denen sich Steinsitze befinden, fassen das stille Plätzchen ein, wo ich so lange verweilte, bis ein dumpfes Donnern mich mahnte, an die Rückfahrt zu denken. Zwei Gewitter stiegen gleichzeitig auf, das eine vom Rhonethale her, das andere schob sich von Chambéry gegen Aix hinüber. Ich sah unter diesen Umständen ein, daß Abwarten nicht viel nützen würde, sagte dem guten Wirte, der mich noch an den See hinab begleitete und das Schiffchen flott machen half, Lebewohl und fuhr den Weg zurück, den ich vor ein paar Stunden hergefahren war. Der See lag noch ruhig, in dunkelgrüner, fast schwarzer Färbung. Die Sonne war verschwunden. Gelb und grau zogen die Wolken das Rhonethal herauf, dann schien es mit einemmale Nacht zu werden um vier Uhr nachmittags. Und jetzt erfaßte mich zuerst das Gewitter aus dem Rhonethal, das mir, so lang der Regen ausblieb, nicht ganz unwillkommen war; denn es hatte denselben Weg zu machen wie ich, förderte also mit seinen Windstößen meine Fahrt. Aber als es Hautecombe erreichte, ergoß es über der Abtei und ihren Wäldern seine Wasserströme so reichlich, daß es damit seine Kraft erschöpfte und mir nur wenig Wind auf die Heimfahrt nachsandte. Da fuhren von Aix her, eilig rudernd, zwei Männer an mir vorüber. „A la montagne! tout près à la montagne!“ riefen sie mir im Vorüberfliegen zu und einer deutete rückwärts. Richtig! Da kam die Bescherung. Mit weißen Schaumkronen überstürzten sich die Wellen, die Berge von Chambéry waren hinter Regenschleiern verschwunden, ein heulender Wind fegte von dort über die

Fläche, im Zenith aber hatte sich ein drittes Wetterzentrum gebildet, aus dem heraus nun ein Blitz um den andern flammte. Ich wußte aus alter Erfahrung, daß es nichts abträgt, einen so leidenschaftlich einsetzenden Gegenwind durch Rudern bekämpfen zu wollen und mühte mich daher hiemit nicht länger ab, als bis ich eine der wenigen, heute Morgen erspähten Stellen erreicht hatte, wo eine kleine Bucht dem Schiffchen und mir notdürftigen Schutz gewährte. Kaum hatte ich die Kette desselben um einen Felsblock ordentlich befestigt und mich selbst, so gut es ging, unter demselben Gestein geduckt, so ging es los, wie wir's in C. Spittelers wundervollem Gedicht: „Der Venus Rundgang"* lesen, wo der auf Hephästos eifersüchtige Zeus zu wüten beginnt:

Die Donner krachten Schuß auf Schuß und Knall um Knall,
Da rauschten durchs Gebirg die Regenschauer all,
Die Hagel platzten und vom höchsten Himmelsthron
Fegte das Thal herab ein rasender Cyklon.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Berge standen zitternd ob der grausen Schlacht,
Und um die Feuerschlünde flatterte die Nacht.

Solche Wetter regieren auf unsern Schweizerseen selten länger als eine halbe Stunde mit voller Wut; ich nahm an, es werde auch auf diesem See sich so verhalten und irrte mich nicht. Zwar der Regen rauschte noch eine Stunde lang nieder, aber der See „flog" nicht mehr, es war doch wieder möglich, etwas gegen den Wellengang auszurichten. Also frisch an die Riemen! Nach so gründlicher Durchnässung konnte mir die Arbeit nur gut thun. Nicht ohne Mühe brachte ich das Schiffchen vom Land ab und in Gang, bald jedoch wieder in stetige Bewegung. Und als ich abends zwischen fünf und sechs den See bei Aix-les-Bains kreuzte,

* S. dessen Balladen, A. Müllers Verlag, Zürich, 1896.

hatte er sich wieder völlig beruhigt; aber allerdings krochen an allen Bergen Nebel herum, die mich ahnen ließen, mit dem schönen Wetter sei es nun für längere Zeit vorbei. Da war es mir ein großer Trost, den Lac du Bourget doch noch in seiner vollen Herrlichkeit kennen gelernt zu haben. Und wenn ich vorhin ein paar Verse aus Spittelers Gedicht zitierte, so will ich nur noch beifügen, daß dieser lazurne See mit seinen krystallenen Wasserhöhlen, seinen waldesdüstern Küstensäumen, seinen Nußbaumhalden, den gestuften Weinbergpfaden und den mit Schnee betauten Felsgebirgen auch für die andern wechselnden Momente jenes außerordentlichen Wortgemäldes die Szenerie abgeben könnte.

6.

Für jene Nacht blieb ich in Aix, wo ich unter anderm die Erfahrung machte, daß man auch hier, wie in ähnlichen auf die Fremdenindustrie angewiesenen Orten, mit den Preisen gehörig übers Ohr gehauen wird. Besser traf ich es am andern Morgen in Chambéry in einer Restauration, die mir mein Tischgenosse von Thônes, der Müller aus Annecy, empfohlen hatte. Sie heißt „Au petit Marseille“ und liegt an dem zuweilen etwas übel duftenden Flüßchen Leisse, das durch Chambéry schleicht, ist daher, obschon sie auch Zimmer zum Uebernachten hat, für längeren Aufenthalt nicht zu empfehlen. Dagegen war das zweite Frühstück, das mir dort vorgesetzt wurde, überaus fein und gut zubereitet. Da gab es Spargeln, Krebse, Taubenpastete, treffliche substantiellere Speisen, reichen Nachtisch, alles mit Wein, und alles zusammen kostete wieder nur 2 Fr. 50 Cts.

Mit solchen materiellen Dingen konnte ich mich in Chambéry um so eher befassen, als ich nichts anderes zu

unternehmen wußte. Der Regen goß in Strömen, was wenigstens das Gute hatte, daß ich nicht nach den „Charmettes“, auch einer der vielen Rousseau- und Madame de Warrens-Stationen, zu pilgern brauchte und dem Leser hiedurch nun allerlei erspart wird. Dafür könnte ich ihm die dreißigste der altfranzösischen „hundert Novellen“ erzählen, jene von den drei Barfüßermönchen und den drei mit ihren Frauen wallfahrenden savoyardischen Bauern, denn sie spielt in einem Wirtshause zu Chambéry. Aber da müßte ich allfällige freundliche Leserinnen zuerst fortschicken und fortschicken schickt sich nicht. Also wird die Novelle überschlagen. Was fangen wir sonst mit Chambéry an? Ah! Hier eine Probe des in der Gegend herrschenden Dialekts, der Anfang der Erzählung vom verlorenen Sohn: „On homo avai dues énfans dont le pe joaino desait à son pare: pare, baillez me le bin que le daivo avai pe ma part. Et i lon partadia son bin“ etc.

Doch auch mit schrecklichst interessantem Kauderwälsch konnte ich mir länger die Wahrnehmung nicht verbergen, daß meine Savoyerreise ihr Ende erreicht hatte. Denn der Regen ließ nicht nach und — das muß festgehalten werden — Savoyen ist ein nur für schönes Wetter eingerichtetes Land. Uebrigens — meine Ziele hatte ich so ziemlich alle erreicht. Nur wollte ich noch nicht heimkehren. Auch nicht zur Ausstellung nach Genf. Am Eröffnungstage dabei sein, wenn alle die Flaggen und Wimpel im Regen herabhängen, traurig wie Wasserleichen? Um keinen Preis. Wohin denn? In die Provence? Nach Nimes, nach Arles? Nein, so weit reichte mein Aufnahmebedürfnis für neue Eindrücke diesmal nicht mehr. Aber allerdings — eine größere Stadt mit Theater u. dergl. wäre jetzt bei Regen bequem. Und so geschah — als Anhang zu der

sabaudischen Frühlingswoche — mein kleiner Ausflug in das Dauphiné, mein:

Abstecher nach Grenoble.

Von Chambéry nach Grenoble fährt man in zwei Stunden Eisenbahn; das Billet (III. Klasse) kostet Fr. 3.10. Es ist also keine große Sache, diesen Ausflug zu unternehmen. Und selbst bei Regenwetter ist er lohnend. Die Fahrt geht durch die vom Isèrefluß durchströmte Vallée du Grésivaudan; man darf wohl hinzusetzen: durch altes romantisches Land. Hier liegt auf einem Hügel (bei Station Le Cheylas-la-Buissière) das Stammschloß des Ritters Bayard „ohne Furcht und Tadel", der hier 1476 geboren wurde. Und noch viele andere Burgen schauen von den waldigen Höhen in die fruchtbare Thalschaft nieder, wo die Weinreben nach italienischer Art wie natürliche Guirlanden sich von Stock zu Stock schlingen und wo gerade jetzt dieser befruchtende Regen ein üppiges Wachstum auf den Gefilden mächtig förderte. Außer den Schlössern und Burgen hat das Thal allerdings auch eine beträchtliche Zahl Papierfabriken, von denen man übrigens kaum etwas anderes bemerkte als hie und da hinter blühenden Bäumen einen hohen Schornstein. Wahrscheinlich indessen verdankt man diesen Papierfabriken sogar eine besondere Zierde der Landschaft: mehrere Wälder von jungen Pappeln. Ich hatte bisher nie Gelegenheit gehabt, einen ganzen Wald aus Pappeln zu sehen. Wir kennen wohl stundenlange Pappelalleen, nicht jedoch das kompakt massenhafte Auftreten dieser Baumart als Wald. Nachdem ich es gesehen — bei den Stationen Brignaud und Tencin besonders — kann ich nur versichern, daß ein Pappelwald mit den zahllosen, vom Wind immer gleichzeitig nach der einen Seite bewegten und wehenden Wipfeln, besonders wenn die Stämme noch jung sind

und ihre Zweige und Blätter im ersten Grün des Frühlings schimmern, einen außerordentlich reizvollen Schmuck der Landschaft bildet. Sehr ansehnlich sind die beiden parallel laufenden Höhenzüge, die das Thal bilden; im ganzen erinnerten sie mich an den badischen Schwarzwald; bei hellem Wetter müssen aber, gemäß der Landkarte, hinter diesem bewaldeten, ersten Bergwall zu beiden Seiten der Bahn noch viel höhere Gipfel sichtbar werden, auf der Brücke von Chambéry über den Isèrefluß sogar der Montblanc und dann später bei Grenoble die dortigen hohen Berge; diesmal aber war das meiste in Wolken und Nebel gehüllt.

Dennoch machte mir Grenoble sofort bei der Ankunft einen sehr guten Eindruck. Es war nachmittags 3 Uhr, der Regen hatte soeben nachgegeben, als ich den ersten Anblick der Stadt gewann, die doch wahrscheinlich Anspruch hat, die schönste aller Alpenstädte zu heißen. Man denke sich eine prächtig gebaute, alte Stadt von etwas über 60,000 Einwohnern inmitten einer Bergnatur, deren Gipfel sich bis 3000 Meter erheben; diese Stadt, als Vereinigungspunkt zweier Flußgebiete mit den entsprechenden Thalschaften (Isère und Drac), ist von einer mächtigen Festung ersten Ranges beherrscht, die mit ihren alten und neuen Forts das jenseits der Isère gelegene Bergmassiv aufs malerischeste krönt. Die alte „Bastille“ und ein Kloster liegen ebenfalls auf diesem Festungsberge, einer Art Ehrenbreitstein oder Hohentwiel. Selbstverständlicherweise haben die dahinter liegenden, noch höheren Berge ihre detachierten Forts und es vereinigen sich hier wieder einmal Natur und Menschenwerk zur Verstärkung des Eindruckes von drohender Erhabenheit, den stolze, felsenharte Berge ohnehin hervorbringen. In alle Gassen der Stadt blicken diese nahen Höhen hinein und nach allen Seiten führen Straßen in ein wildes Gebirgsland hinaus, das sich

sozusagen bis an die Thore drängt. Wie fein aber haben die Bewohner der Stadt sich im Innern eingerichtet! Da läuft dem breiten und reißenden Isèreflusse entlang, über den vier Brücken führen, eine prachtvolle Quaianlage, die dem Spaziergänger auf ihrer ganzen, langen Strecke fortwährend den freiesten Ausblick ins Thal hinab und zu den Fort-gekrönten Höhen gestattet. Da breitet sich ferner, durch eine Häuserreihe vom Quai getrennt, einer der größten und schönsten öffentlichen Gärten aus, den man in irgend einer Stadt finden mag. Bei der enormen Grundfläche, die er mit allen seinen Promenaden einnimmt, kommt ihm für die gute Wirkung, die er macht, besonders seine Terrassierung zu statten, das Architektonische seiner Anlage mit vielen Steinbalustraden. Aber er ist bei weitem nicht der einzige öffentliche Garten der Stadt. Noch ausgedehnter erscheint der Jardin des Plantes bei der Porte des Alpes. Und inmitten der Stadt selbst gibt es eine Menge schöner öffentlicher Plätze, großer moderner, mittelalterlicher kleiner. Auf einem der letzteren erhebt sich ein Standbild Ritter Bayards. Regierungspaläste, ein wundervolles Kunstmuseumsgebäude, Akademien und andere öffentliche Bauten sind durchweg großartig. Nimmt man hinzu, daß die meisten Straßen der Stadt entweder mit Steinfliesen gepflastert oder makadamisiert sind, so daß es sich auf ihnen wie auf einem Parkett geht, ferner daß sie sehr reinlich gehalten und nachts elektrisch beleuchtet werden, so wird man aus allen diesen, obschon noch unvollständigen Angaben doch bereits die Ansicht gewinnen, die alte Hauptstadt des Dauphiné (jetzt Hauptstadt des Departements de l'Isère) müsse eine ungewöhnlich schöne Provinzstadt sein. Man möge sich nun noch vergegenwärtigen, daß hier eine Subdivision des 14. Armeekorps liegt, daß die Stadt Bischofssitz ist, eine Akademie der Wissenschaften besitzt, eine

Gemäldegalerie von Rang, natürlich auch ihr Theater u. s. w., und daß die Bevölkerung das Leben schon einigermaßen mit jener Lebhaftigkeit auffaßt, die an die nahe Provence gemahnt, daß z. B. ihr Nachtleben länger dauert als das Berlins (die Theatervorstellungen sind zuweilen erst gegen 1 Uhr morgens aus und manche Leute gehen nachher noch „soupieren“). Das ist Grenoble, einst Gratianopolis genannt nach dem römischen Kaiser Gratian (4. Jahrh. n. Chr.).

Gewiß war auch in dieser schönen Alpenstadt der Regen keine angenehme Reisezugabe. Aber er ließ sich hier doch viel leichter ertragen als in einer der savoyischen Städte, die ich auf meiner Reise berührt hatte. Ich nahm im guten Hotel Primat Quartier, wo — sehr angenehm für den Gast — in jedem Zimmer der Preis des Zimmers (Bedienung, Beleuchtung inbegriffen) angeschrieben steht, so daß jeder sich nach seinem Einschränkungs- oder Ausgabebedürfnis von vornherein einrichten kann. Auch auf der Menukarte ist der Preis des Essens (mit Wein) immer bemerkt. Der Komfort des Hauses steht auf der Höhe unserer besten schweizerischen Hotels, der Tisch ist vorzüglich.

Beim Umherschlendern am ersten Abend wurde ich, wohl zur Belohnung für meinen Eifer, sogleich die Kirche Notre-Dame zu suchen, dicht neben ihr des Théâtre municipal — also des Stadttheaters von Grenoble — ansichtig. Mit dem von Bern hat es gemeinsam, nicht ein freistehender Bau zu sein, sondern mitten in einer Häuserreihe zu liegen. Die nur schmale Fassade des in altertümlichem Stil gehaltenen und wohl auch alten Gebäudes läßt kaum einen so großen Innenraum erwarten, wie er doch vorhanden ist. Es ist namentlich ein hohes Theater mit drei über einander liegenden Galerien. Die Oper „Hugenotten“ wurde an diesem Abend gegeben, eine Oper, die mich auf Reisen geradezu

verfolgt. Wo immer ich hinkomme — wenn ich nach der Theatervorstellung des Abends schaue, immer wieder: „Die Hugenotten.“ Doch hatte es ein besonderes Interesse, gerade in Grenoble einer Hugenotten-Aufführung beizuwohnen. Denn Grenoble war selbst eine Hugenottenstadt gewesen. Zwei einstige Gouverneure der Stadt, der Baron des Adrets und der Herzog von Lesdiguières, waren im 16. Jahrhundert Führer der calvinistischen Partei gewesen; der letztere trat allerdings gegen Ende seines Lebens zur katholischen Partei über gegen den Titel eines „Connétable von Frankreich“ als Belohnung seines Abfalls. Auch vorher hatten religiöse Verfolgungen in Grenoble eine schreckliche Rolle gespielt; hier saß von 1369 bis 1501 das Tribunal der Inquisition, welches vornehmlich die Ausrottung der Waldenser in den Bergen des Dauphiné durchzuführen bemüht war. Noch immer gibt es übrigens Waldenserdörfer in diesen Thälern.

Ich war also begierig, wie die Bevölkerung der Bischofsstadt eine Oper, die namentlich im fünften Akt das Märtyrertum glaubensstarker Calvinisten vorführt, aufnehmen würde. Bei einem Pariser Publikum würde ich freilich auf eine solche Beobachtung von vorneherein verzichtet haben; Großstädter sind zu „gebildet“, um in einer Oper auf die dramatische Handlung sonderlich zu achten. In der Provinz verhält es sich damit anders. Ich merkte das sofort. Meinen Parkettsperrsitz hatte ich neben einer alten, liebenswürdigen Dame, die mir nach dem ersten Akt ihre Bonbonnière hinhielt. Um solche Artigkeit nicht durch Ablehnung mit einer Unhöflichkeit zu vergelten, nahm ich eine ihrer kleinen Pastillen. Das sollte mich jedoch teuer zu stehen kommen. Denn nun wünschte meine Nachbarin Akt für Akt die Handlung des Stückes genau von mir zu erfahren. Eine verwickeltere

Intrigue als die der drei ersten Akte der „Hugenotten“ kann es kaum geben; ich hatte folglich keine geringe Mühe, der Dame alles zu erklären. Fand ich schon hierin eine Bestätigung meiner Ansicht über das naivere Wesen eines Theaterpublikums in der Provinz, so zeigten mir der vierte und fünfte Akt, daß das ganze, übervolle Haus der Handlung aufs lebhafteste folgte. Als Nevers bei der Verschwörung im Hause seines Schwiegervaters die Anteilnahme an diesem Werke des Fanatismus entschieden verweigert, als er auf seine Frage, wer denn die Hugenotten verdamme, die Antwort erhält: „Dieu“ und nun weiter fragt: „Und straft Gott selber sie?“, worauf St. Prie jenes: „Nous“ erwidert, das die ganze moralische Verurteilung der Bartholomäusnacht logisch klar enthält, da brach, ebenso wie nachher, als Raoul verächtlich ausruft: „Das wäre Gottes Schwert!“ ein allgemeiner stürmischer Beifall aus, der weder der Musik noch der Leistung der Sänger, sondern dem Gegenstande in dieser dramatisch-sittlichen Beleuchtung des Textdichters galt. Der fünfte Akt wird auf unsern einheimischen Bühnen meistens sehr stark gekürzt; hier sah ich ihn zum ersten Male vollständig und mußte mir gestehen, daß es für ein der Mehrzahl nach katholisches Publikum eine eigentümliche Zumutung sei, dem Uebertritt Valentinens zum Calvinismus auf offener Szene und ihrem darauf folgenden, durch Marcels schwärmerische Gebete verherrlichten Märtyrertode sympathisch zu folgen. Um so mehr freute mich, zu bemerken, wie der humane, freie Gedanke auch in diesem Akt über konfessionelle Privatbedenken siegte und das Publikum zu sichtlicher Begeisterung hinriß. Das Blutbad selbst wurde sehr wirkungsvoll durchgeführt, wohl zwanzig Salven knallten teils hinter den Coulissen, teils auf der Szene. Ueberhaupt war in der ganzen Aufführung viel mehr dramatischer Zug und Leiden-

schaft, als ich es selbst auf großen deutschen Bühnen gefunden habe. Namentlich war der Darsteller des Marcel ein so feuriger Künstler, daß seine fanatische Piff-paff-puff-Arie, die, von deutschen Sängern vorgetragen, meist etwas übertrieben und kraß herauskommt, hier als der ganz natürliche Ausfluß eines so leidenschaftlichen, alten Hugenottenkämpfers sich prächtig machte und so applaudiert wurde, daß sie beinahe hätte wiederholt werden müssen. Letzteres geschah zum Glück doch nicht. Denn auch so dauerte die Vorstellung bis gegen 1 Uhr morgens (fast 2 Uhr morgens nach mitteleuropäischer Zeit). In den ziemlich langen Zwischenakten bewegte sich das Publikum in den hübschen, mit Spiegeln versehenen und gut beleuchteten Korridoren oder ging ins Theatercafé hinab; ein eigentliches Foyer existiert in dem im ganzen einfachen Hause nicht. Die „Grenoblesse“ nahm den ersten Balkon und die Fauteuils im Parkett ein, in einer schön beleuchteten Prosceniumsloge hatten der Präfekt und seine Gemahlin der ganzen Vorstellung beigewohnt und sich darin, hie und da von Unterbeamten besucht, fast so ausgenommen, wie im kleinen deutschen Hoftheater der regierende Landesherr. Die Präfektur von Grenoble ist denn auch ein Palast, der irgend einem großherzoglichen Schlosse, wenigstens von außen gesehen, nicht viel nachgibt.

Da auch der folgende Tag, der erste Mai, ein schlimmer Regentag war, konnte ich keinen Ausflug in die Umgebung der Stadt unternehmen, was mir sehr leid that, da man selbst bei solchem Unwetter ahnte, wie wunderbar schön sie sein muß. Aber dieses „Granada des Dauphiné“ bietet auch im Weichbild der Stadt eine bedeutende Sehenswürdigkeit, sein Gemäldemuseum. Ich will hier nicht auf die einzelnen Kunstwerke eintreten, die in den hohen, prächtigen Oberlichtsälen dieses Kunstpalastes untergebracht sind; es ge-

nügt, zu versichern, daß aus allen wichtigen Epochen der Malerei und aus allen Schulen Gemälde von Wert vorhanden sind und man auf Namen wie Rubens, van Dyck, Paul Veronese, Ribera u. s. w. trifft. Vor allem aber ist die französische Malerei gut vertreten mit Werken von Poussin, Lesueur, Creuze u. s. w. und von vielen neuen und neuesten Malern. In der Galerie wurde fleißig kopiert von mehreren jungen Malerinnen und einigen älteren Herren, kurz, man fühlte sich in die echte Kunstatmosphäre versetzt. Diese schöne Sammlung steht den Besuchern das ganze Jahr über unentgeltlich offen, in Livree steckende Aufseher verkaufen auf Wunsch Photographien der Meisterwerke. Ein hl. Sebastian, neben einer hl. Apollonia stehend, von Perugino, wird am öftesten verlangt; die beiden zarten Gestalten, blonde junge Menschen von lieblich sanftem Ausdruck, sind in der That von einer unvergleichlichen Idealität des Ausdrucks.

Auf der Straße rief mich ein ungewöhnlicher Auftritt ins harte Leben der Wirklichkeit zurück. Zwei Gendarmen hatten eine Zigeunerin gefaßt, die bei einem Bäcker, bei dem sie Geld hatte wechseln lassen, 72 Franken aus der Ladenkasse entwendet hatte; eine andere Zigeunerin, die ihr dabei geholfen, war entkommen. Ich kam gerade zu einer sehr dramatischen Szene. Das große, schöne, schwarze Weib weigerte sich plötzlich entschieden, einen Schritt weiter zu gehen. Und als die Gendarmen sie zwingen wollten, warf sie sich zur Erde und schrie laut, ihr kleines Kind, das sie draußen im Walde zurückgelassen habe, müsse verhungern, wenn man ihr nicht die Freiheit schenke; denn es habe keine andere Nahrung als die ihrer Brust. Ich glaubte keinen Augenblick, dies könne nur ein gespielter Vorwand sein, um loszukommen; denn der Ausdruck des noch jungen Weibes war von ergreifender Naturwahrheit. Auch die umstehende

Menge nahm Partei für das Weib. „Une mère!" Da regt sich in französischen Herzen ein gewisses großmütiges Gefühl. Die Gendarmen hoben die Rasende vom Boden auf und versicherten ihr, man werde ihr das Kind ins Gefängnis bringen, wenn sie den Ort angebe, wo man es finden könne. Darauf wurde das Weib ruhiger. Und ihr Kind hat sie bekommen. Noch vor meiner Abreise las ich hierüber im „Petit Dauphinois" (dem Lokalblatte von Grenoble), das „pauvre bébé" sei aufgefunden und teile die Gefangenschaft seiner Ernährerin.

An diesem Abend gab es keine Theatervorstellung. Eine Ankündigung in der Zeitung lockte mich ins „Kasino", ein Lokal, das die innere Einrichtung eines sogenannten Variététheaters besitzt und von einem Publikum besucht wird, dem man allerlei Verhaltungsmaßregeln einzuschärfen für gut findet. Wenigstens stand auf dem Programm dieses Abends gedruckt: „Tout désordre sera réprimé par les agents de l'autorité; il est formellement défendu de crier ou de siffler sous peine d'expulsion." „Man bittet, nicht auf den Klavierspieler zu schießen", heißt es auf ähnlichen Café-chantant-Programmen in den Minenbezirken Kaliforniens. Hier war übrigens sogar ein kleines Orchester in Thätigkeit. Den Erfolg des Abends trugen über die französischen Chansonnettensängerinnen und Tänzerinnen vier junge Engländerinnen davon, die «sisters» Poppies, die zwar weder im Singen noch im Tanzen etwas Erhebliches leisteten, aber außerordentlich hübsch waren, so daß die Französinnen mit ihren ausgelassensten Sprüngen in den verwegensten Kostümen gegen diese noch raffinierteren und von der Natur besser ausgestatteten blonden Geschöpfe angelsächsischen Stammes nicht aufkamen. Auffallend war mir, daß nicht bloß gemeine Soldaten, sondern auch Offiziere in Uniform dieses Lokal besuchten, in dem sich deutsche Offiziere

wahrscheinlich ebenfalls sehr gut amüsieren würden, aber doch lieber ohne Uniform.

Der letzte Tag, den ich an Grenoble wenden konnte, brachte etwas besseres Wetter. Zwar zu einer völligen Aufheiterung, die mich auch den Montblanc hätte sehen lassen, den man von der Brücke über die Isère bei ganz schönem Wetter erblickt, kam es noch nicht; aber wenigstens entwölkten sich doch die nächsten Höhen um die Stadt und das wollte schon viel heißen. Denn ihrer sind nicht wenige. Ich machte zuerst einen Spaziergang um ganz Grenoble herum, wozu ich etwa anderthalb Stunden brauchte. Bei der Porte de France fing ich an, dann ging's das unendlich lange und schnurgerade Boulevard Gambetta hinab zur Porte des Alpes, wo der botanische Garten der Stadt liegt, weiter zur Porte des „Adieux“ (poetischer Name für das Thor, das auf den Friedhof führt), endlich zum Isèrefluß zurück und zu der dort sich ausdehnenden hübschen Promenade der Ile verte. Und da die Aufheiterung des Himmels inzwischen zugenommen hatte, fand ich es nun an der Zeit, den Festungsberg zu ersteigen. Ich gelangte bis an die Zugbrücke des ziemlich hoch gelegenen Fort Rabot; dort befindet sich am steilen Abhang des Felsens eine kleine Bank mit einem Geländer davor. Die Aussicht, die man von dieser Stelle über die einem hier direkt zu Füßen liegende Stadt mit allen ihren Straßen, Plätzen, Brücken u. s. w. gewinnt, weiter dann aber über diesen ganzen Zirkus von Bergen, welcher Grenoble umgibt, ist überaus erquicklich und interessant. Sehr viele dieser Berge haben die Formen kühner, spitzer Chinesenhüte; daß die meisten frischen Schnee zeigten, versteht sich nach dem Regenwetter der vorangegangenen Tage von selbst. Von hier gesehen, erschien mir Grenoble als das Ideal einer Alpenklubstadt. Bei andern großen Städten, auch unsern schwei-

zerischen, muß man immer erst die Eisenbahn zu Hilfe nehmen, oft sogar für eine bedeutende Strecke, um an die eigentliche Aufgabe des Ausfluges zu gelangen. Das werden ja ohne Zweifel die Grenobler Alpenklubisten auch oft so machen, wenn sie sich ferne Ziele gesteckt haben. Aber notwendig ist es in dieser Stadt weniger als irgendwo. Hier können sie sich am Samstag Abend im herrlichen Jardin de Ville an der Ecke, die nach dem Fluß zu liegt, versammeln und im Rund herum nach den spitzen und ründeren Kegeln und Köpfen gucken und einander fragen: „Welchen diesmal? He?“ Aus den Thoren einer verhältnismäßig doch recht ansehnlichen Stadt so rasch und auf eigenen Füßen in die wilde, freie Bergesnatur gelangen zu können, das ist etwas, was wir selbst in der Schweiz vermissen; denn z. B. Glarus und Chur, die Aehnliches bieten, sind kleine Städte.

Zum Zauber der Natur kommt hier noch der Reiz märchenhafter Troubadourpoesie, die in diese Berge allerlei Wunder gebannt hat. Von sieben Wundern des Dauphiné melden alte Sagen: vom unersteiglichen Berg (mont inaccessible), vom Nadelberg (mont Aiguille), westlich von Mens, von der Zaubergrotte la Balme an der Rhone, vom Turm ohne Gift (Tour sans venin), ungefähr zwei Stunden von Grenoble, von den Höhlen von Sassouage (auch in der Nähe), vom brennenden Brunnen (fontaine ardente), südwestlich von Vif, von der Fontaine vineuse, deren Wasser wie Wein schmeckt und von der „zitternden Wiese von Gap.“ Diese Wunder liegen die meisten an der von Grenoble nach Briançon führenden Bergstraße, die, laut Aussagen von Reisenden, eine der schönsten der Welt sein muß. Aber auch, wenn ich noch Zeit gehabt hätte, diesen Wundern nachzugehen — zu tief hingen die Wolken über ihnen, es mochte Tage dauern, bis die Höhen wieder ganz frei wurden. Auch an

einen Ausflug zu Fuß nach der Grande Chartreuse war nicht zu denken und zu Wagen hätte es für mich keinen dem Geld- und Zeitopfer entsprechenden Reiz gehabt. Uebrigens, wie viel Schönes hatte ich auf dieser Reise schon gesehen! und wie herrlich lag auch jetzt dieses Grenoble mit den vielen ringsum sich verbreitenden Thälern und Bergen vor mir.

In die Betrachtung dieses schönen, noch wolkendunkeln Landes versunken, hatte ich nicht bemerkt, daß sich mir jemand genähert und vielleicht schon das Wort an mich gerichtet hatte. Jetzt fühlte ich meinen Arm leise berührt. Als ich aufblickte, stand ein schlanker, blonder Soldat vor mir, der mir sagte, es sei nicht gestattet, hier zu verweilen. Er brachte dies sehr artig vor und verlor seine Höflichkeit sogar nicht, als ich, um noch ein wenig verweilen zu können, mich dumm stellte und ihn fragte, warum man denn da nicht verweilen dürfe, die Aussicht sei doch so schön und das Bänkchen gewiß nicht umsonst hier angebracht. Das sei für die Soldaten der Festung, aber andere Leute dürften hier oben sich nicht aufhalten. Da hieß es natürlich gehorchen. Wenigstens schied ich mit dem Gefühl, noch niemals aus einer Festung so artig weggewiesen worden zu sein; in Deutschland und auch bei uns in der Schweiz wird man in ähnlichen Fällen nicht übel angeschnauzt.

Das politische Grenoble befand sich an jenem Samstag Nachmittag und Abend in ziemlicher Aufregung, da auf den folgenden Sonntag die Gemeindewahlen angesetzt waren. Auch mir wurden Wahlproklamationen zugesteckt, darunter eine besonders heftige Aufforderung, keine Freimaurer zu wählen. Im Anfang des Wahlmanifestes steht unter anderm die doch gewiß unwahre Behauptung, die Freimaurerei sei „condamnée par les lois françaises“; es wird darauf hinauskommen, daß sie gelegentlich einmal verboten wurde,

ohne daß das Gesetz noch zu Recht bestände, da der gegenwärtige Präsident der Republik selbst Freimaurer ist und der Wahlaufruf selbst zugibt — natürlich in hetzendem Sinne: „Nos ministres sont presque toujours des Fils de la Veuve.“ Dieses geheimnisvolle: „Söhne der Witwe“, eine bekannte Umschreibung des Namens „Freimaurer“, wird die Wirkung auf einen Teil der Leser gewiß nicht verfehlt haben. Bezeichnend ist auch der der französischen Freimaurerei gemachte Vorwurf, sie liebe die französisch-russische Allianz nicht genug!

Wie die Gemeindewahlen ausgefallen sind, kann ich nicht melden, denn ich verließ Grenoble am Morgen des Wahlsonntages, um über Chambéry direkt nach Genf zu fahren, wo die schweizerische Landesausstellung soeben war eröffnet worden. Vor meinem Hotel Primat in Grenoble stand ein Wachtposten, eine große Tricolore hing vom Balkon nieder, ein französischer Oberfeldarzt hatte hier Quartier bezogen; der schweizerische gibt's einfacher.

Die Berge des Grésivaudan genoß ich auf der Rückfahrt viel mehr als auf der Herreise; denn das Wetter hatte sich etwas aufgeheitert. Namentlich wurden in den Bergeinschnitten zur linken Seite viele schöne Wasserfälle sichtbar; daß ich ihre Namen nicht wußte, steigerte für mich noch den Eindruck ihrer Schönheit. Zu dem erhöhten Lebensgefühl, das uns auf Reisen durchdringt, gehört auch das Bewußtsein, in der Fremde zu sein, wo man nicht alles kennt noch benennen kann. Mit wohlthuendem Schauer durchdringt uns die Ahnung, wie weit die Welt sei, wie viele nie von uns begangene Straßen sie hat, wie viele entlegene Thäler in stiller Blüte stehen, wie tausend Wasser von dunkeln Felswänden rauschen und wie, gleich Sonne und Mond, das Zwillingspaar Glück und Unglück Dörfer und Weiler,

Burgen und Flecken besucht, die wie im Traum an uns vorüberfliegen.

Von Chambéry an kam ich in nun schon bekannte Gegenden und als der Zug eine Weile längs dem Lac du Bourget fuhr, konnte ich mein geliebtes Hautecombe am jenseitigen Ufer grüßen und die ganze Strecke überschauen, auf der ich einige Tage zuvor bei Sonnenschein und später in schwerem Wetter gerudert hatte. Dann war die Station Culoz erreicht, wo man, wenn man nicht sehr aufpaßt und nachfragt, die schönste Gelegenheit hat, in einen falschen Zug, der uns nach Lyon bringen würde, zu geraten; der nach der Schweiz steht nämlich nicht nur auf einem andern Geleise, sondern hinterm Bahnhofgebäude und von diesem völlig versteckt und die französischen Schaffner sparen zu sehr ihre Lungen.

Auch von Culoz nach Genf ist die Fahrt eine außerordentlich dankbare. Auf hohen Dämmen setzt die Bahn über tiefe Abgründe und dunkle Schluchten, aus denen es jetzt aber weiß leuchtete von den frischen Blüten; denn die Tage waren da, wo „selbst die Dornen Rosen tragen." Der Rhone, die sich hier ihr Bett tief durch Felsen gewühlt hat, verdankt man hauptsächlich die malerischen Blicke, die diese Fahrt in reichem Maße gewährt. Eine warme Nachmittagssonne gab dem jungen Buchengrün besonders lebhafte Leuchtkraft, nur auf den Höhen wehte ein scharfer Wind, dem die frisch belaubten Kronen der Pappeln, Erlen und Birken sich neigten. Das alles war so lieblich und wohlig zu sehen, daß mir darüber allmälig die Augen zufielen und ich, wie weiland der große Reisende aus Ithaka, schlafend die Heimat, d. h. die Schweizergrenze erreichte. Nur zehn Tage hatte mein Ausflug nach Savoyen und in das angrenzende Dauphiné gedauert, aber eine kleine neue Welt mir erschlossen, die es

wert ist, auch von uns Schweizern, denen die heimatliche Natur so viel wunderbar Schönes geschenkt hat, besucht zu werden. Gewiß darf man in Savoyen nicht italienische Kunst und Altertümer suchen; für den Naturfreund aber ist — auch abgesehen von Chamounix und seinem gewaltigsten Berge Europas — die alte Sabaudia ein genußvolles Land, dessen vielartige Reize selbstverständlicherweise viel reicher sind, als daß eine so flüchtige Wanderfahrt von wenig mehr als einer Woche sie erschöpfen könnte.





Briefe aus der deutschen Reichshauptstadt.

1884.

Erster Brief.

Das war ein charmanter Einfall von Ihnen, Herr Redakteur, mich auf Ihre Kosten nach Berlin zu schicken und keine andere Gegenleistung zu verlangen, als daß ich Ihnen ein bischen schreibe, wie's hier aussieht und wie mir's gefällt. Neigung und Pflicht begegnen sich in diesem Falle, fassen sich an und tanzen die vergnügteste Polka.

Zuerst von der Reise hieher!

Sie ist keine Kleinigkeit. Sechsundzwanzig Stunden Schnellzug rütteln den irdischen Staub — um mich eines theologischen Ausdrucks zu bedienen — tüchtig durcheinander. Indessen habe ich die Reise in Frankfurt für eine Nacht unterbrochen, weniger aus Uebermüdung, als in dem Wunsch, bei Tageshelle durch einen so großen Teil des deutschen Reiches zu fahren.

Ohnehin fahre ich mit Wollust Eisenbahn, wie Ihnen, glaube ich, bekannt ist. Ich langweile mich nicht im geringsten, da mich auch die reizloseste Gegend interessiert. Himmel, sogar recht viel Himmel ist am Ende über der

grauesten, sonneverbranntesten Heide, Wolken am Horizont, da und dort ein Wald, ein Häuschen, ein nahes oder fernes Dorf, eine Gänseherde, ein paar spielende Kinder, ein Weiher, ein bellender Hund. Das alles zieht vorüber wie die wandelnden Dekorationen in großen Ausstattungsstücken und findet in mir einen dankbaren Zuschauer.

Die Grenze bei Basel überschritt ich mit sehr honetten Empfindungen. Ich hatte nämlich meinen Kofferschlüssel zu Hause liegen gelassen. Nun sollte die Zollvisitation stattfinden, mit der man es unter dem Eindruck der Stellmachermorde gegenüber der Schweiz besonders streng nimmt, indem man auf anarchistische Schriften fahndet. Hätte die Zollvisitation darauf bestanden, meinen Koffer zu untersuchen, so hätte ich mit Aufsperrenlassen durch einen Schlosser den Eilzug versäumt. Glücklicherweise leistete ein freundlicher Herr, der den Zollinspektor genau kennt und eben so genau weiß, daß ich zu den Elementen der Ordnung zähle, für mich volle Garantie. So kam ich durch und überließ mich nunmehr jenen oben angedeuteten honetten Empfindungen, z. B. wie es doch so schön sei, die Gesetze eines fremden Staates, den man soeben betritt, zu respektieren, ganz im Geist der Schillerschen Verse:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele“,

des ferneren, wie schändlich jede Art von Schmuggel sei, gar nicht zu reden von anarchistischen Flugblättern, Dynamitbomben! u. dgl.

Diese ehrbaren Gedanken, in die sich mein Gemüt kleidete wie in frisch gestärkte weiße Wäsche, hatten etwas so Gutbürgerliches, daß sie mir plötzlich das volle Portemonnaie in die Hand brachten, das ja meistens der Begleiter eines

guten Gewissens ist. Und so ertappte ich mich darauf, wie ich im einsamen Coupé mein Geld zählte und die Reichskassenscheine beschaute, die recht schöne altdeutsche Verzierungen aufweisen, als hätte man sie auf nachgelassene Papierschnitzel Albrecht Dürers gedruckt. Ich merke schon, es geht alles stilvoll zu im neuen deutschen Reiche.

Plötzlich fuhr ich mit den Reichskassenscheinen in die Tasche; denn da war mir gegenüber eine Hand, eine beständig zitternde Hand, die sich darnach ausstreckte. Ich hatte meine dänischen Handschuhe ausgezogen und einer war auf den gegenüberliegenden Polstern so zu liegen gekommen, daß er eine hohle Hand machte und bei jeder Drehung der rastlos eilenden Räder ein begehrliches Tremulo unterhielt: „Schenk mir was! Schenk mir was!“ Es lag ein wahrhaft gespenstisches Leben in dem toten Leder und ich mußte zuletzt die zudringliche Hand energisch packen, zusammendrücken und in eine Ecke verbannen; und trotzdem fand ich meine honetten Empfindungen nicht mehr.

Später einmal — zwischen Karlsruhe und Heidelberg — war das Coupé angefüllt. Studenten und Offiziere nahmen die Eckplätze ein; in der Mitte saß ein kleiner Hamburger Jude, ein ältliches Männchen, guten Humors, obschon er in ein Coupé für Nichtraucher hatte einsteigen wollen und nun in eines geraten war, wo sechs bis acht Cigarren unaufhörlich dampften. Zuletzt wurde ihm der Qualm unerträglich; er bat, daß man ein Fenster öffne. Dem widersetzten sich nun die Herren Studenten und Offiziere, welche die Eckplätze einnahmen; sie wollten nicht vom Winde belästigt werden. Endlich nach langem Parlamentieren wurde ausgemacht, man wolle alle Viertelstunden einmal für eine Minute abwechselnd das rechte und dann das linke Waggonfenster öffnen, damit „Herr Abraham Luft schnappen könne.“

— „Aber ich haiße gar nicht Abraham, das ist ja lächerlich, meine Herren, ich haiße Maier.“ Schallendes Gelächter war die Antwort. Und nun tönte es alle zehn Minuten bald aus der rechten, bald aus der linken Wagenecke: „Herr Abraham Maier, Luft schnappen!“ In Heidelberg rettete sich Herr Maier in einen andern Wagen, ohne daß er jedoch während dieses ganzen Auftrittes je aufgehört hätte, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Und als er draußen war, blieb unsere Gesellschaft zurück mit dem auf allen Gesichtern sich ausprägenden Bewußtsein, daß keiner von uns in ähnlicher Situation sich so geschickt benommen hätte, und nach und nach gestand man sich's sogar laut ein, dieser Herr Abraham, dem man etwas rücksichtslos mitgespielt, sei ein recht kluger und netter Mann gewesen. Ich selbst nahm den Auftritt hin als ein ganz kleines unschuldiges Präludium über ein bekanntes Thema von Stöcker, wobei ich mir im Stillen sagte, daß die altdeutscheste Verzierung der Reichskassenscheine die gescheiten Herren Abraham Maier und Konsorten nicht verhindern dürfte, sich die vollständige Kollektion dieser Dürerschen Kunstblättchen anzulegen.

Aus dem Altdeutschen sollte ich übrigens gar nicht herauskommen. Denn als ich am Abend in Frankfurt das prächtige neue Opernhaus betrat, gaben sie dort gerade die „Meistersinger.“

Auffallend war mir, mit welcher Andacht die Zuhörer nicht bloß der Musik folgten, sondern sogar den Text studierten. Da waren unsern von mir Herren im dunkeln Stehparterre, die unter den ungünstigsten Umständen das Libretto aufmerksam nachsahen. „Und dicht daneben grüne Weide“, nämlich die hübschesten Mädchen, denen französische oder italienische junge Herren gewiß ihre Aufmerksamkeit lieber würden geschenkt haben, als einem gedruckten Büchelchen.

Denn in den romanischen Ländern betreibt man den Theaterbesuch als Lebensgenuß. Blumenmädchen schmücken schon an der Pforte des Theaters jeden Eintretenden mit duftenden Sträußchen. Im Theater hört man den Lieblingsstellen mit Entzücken zu; soweit aber die Bühne den Zuhörer nicht in Anspruch nimmt, schenkt er alles Interesse dem schönen Geschlecht. Der Deutsche guckt in sein Buch, betreibt den Kunstgenuß mit methodischem Ernst, kommt darum auch durchschnittlich weiter in allen Dingen, die man mit solchen Mitteln erreichen kann, verzichtet aber dafür oft auf das naive Genießen der zufälligen Stunde.

Andern Morgens wieder eine zwölfstündige Eisenbahnfahrt. Das einförmige, endlose Rollen der Räder erschien mir wie die Fortsetzung der Wagnerschen Musik. Uebrigens fuhr ich durch sehr anziehende Gegenden, durchs thüringische Land mit seinen Wallfahrtsstationen Eisenach, Weimar, später Wittenberg. Eine brave Station ist Bebra, erstlich für Poeten, weil sie den seltenen Reim auf Zebra gewährt, sodann für jedermann, weil man dort zu Mittag speist, wenn man nicht vorzieht, sich in den Restaurationswagen zu setzen, der von Eisenach weg sich im Bahnzuge befindet und sehr stark frequentiert wird.

Die letzten Stunden vor Berlin — ich fuhr über Jüterbogk — zeigen uns eine öde landschaftliche Physiognomie, so daß man sich erstaunt fragt: Wird wirklich in dieser kahlen, dürren Ebene, auf diesem harten, müden Lande, das aus Sand- und Kiesgeschiebe zu bestehen scheint, eine große Stadt kommen? Man kann es nicht glauben, bis zuletzt — es ist schon Nacht — am östlichen Horizont eine wunderbare Helle sich verbreitet wie von einer großen Feuersbrunst. Das ist der Wiederschein in den Wolken von allen den unzähligen Lichtern, die den Bedürfnissen einer Weltstadt entsprechen.

Und plötzlich fahren wir in den mit elektrischem Lichte beleuchteten Bahnhof ein; es ist also wahr: in dieser ungeheuren Sandebene liegt eine menschliche Ansiedelung enormen Stils, jene Stadt, wo heute zum großen Teil die Geschicke Europas entschieden werden, die deutsche Kaiserstadt.

Zweiter Brief.

Ich weiß nicht, ob Sie sich darauf spitzen, Herr Redakteur, daß ich Ihnen von Berlin eine hämisch-satirische Skizze entwerfe, so à la Tissot oder wie der große Unbekannte, der das Buch über die société de Berlin geschrieben hat. Spitzen Sie sich lieber nicht, bleiben Sie stumpf; denn ich habe nicht die mindeste Neigung zur médisance von Erscheinungen, die gerade das sind, was sie sein wollen und sein sollen.

Wenn die Bierstadt München sich mit Propyläen und allerlei „Theken“ einen atheniensischen Anstrich geben will, wenn ein etwas ungewöhnlich coupiertes Terrain mit anmutigen Thälern sich als sächsische Schweiz huldigen läßt, so bin ich bereit zu spotten. Aber wenn die Hauptstadt eines durch Militärgewalt begründeten und in Ansehen erhaltenen großen Reiches sich genau so zeigt, wie eine solche Stadt sich zeigen muß, das heißt als permanentes ungeheures Kriegslager, — freilich aus Steinpalästen statt aus Zelten bestehend — aber, wie ein richtiges Lager, in concentrischen Kreisen angelegt um das Zelt des obersten Kriegsherrn, dessen gewaltiger Wille bis an die letzten Vorposten sich zu verspüren und allem die Einheit gibt, — sehen Sie, da kann ich nun durchaus nichts zum spotten oder tadeln finden. Ich bin ein Freund der decidiert ausgesprochenen Erscheinungen. Wie ich in meinem Hause keine halb offene Thür leiden

kann, — wie ich ehrlichen Zank einer latenten Verstimmung vorziehe, akute Krankheit schleichendem Kränkeln, so kann ich eine in ihrer Art so decidierte, oder, wenn Sie wollen, vollkommene Existenz, wie es die deutsche Reichshauptstadt ist, sehr wohl würdigen, auch wenn die Prinzipien, auf denen sie beruht, meinen eigenen politischen und sozialen Idealen diametral entgegengesetzt sind.

Preußen und Deutschland haben bekanntlich der Gunst der andern Nationen so viel wie nichts zu verdanken. „Sie haben mich oft gedränget von meiner Jugend auf, aber sie haben mich nicht übermocht“, liest man auf einem der Königsstandbilder in Berlin. Preußen besonders gleicht seinem einstigen großen Könige, der eine schwere, trübe Jugendzeit durchzumachen hatte. Als die Schwester Friedrichs des Großen, die spätere Markgräfin von Ansbach-Bayreuth, ihren Bruder nach längerer Trennung zuerst wieder sah als einen etwa sechzehnjährigen Jungen, da fiel ihr sofort die große Veränderung auf, die mit ihm vorgegangen war. Der stete Widerstand gegen den grausam strengen Vater hatte auch äußerlich den ehemals beweglichen Knaben verändert; sein Hals war dick geworden, den Nacken trug er steif, wie einer, der Tag und Nacht sich gegen die Last unbequemer Zumutungen stemmen muß.

An dieses Bild des jungen Friedrichs des Großen muß ich immer denken, seit ich hier bin. Es ist typisch für das unter schweren Anfechtungen groß gewordene Preußen. Und so hat nun Berlin den etwas steifen Nacken seines größten Königs, worüber nur ein unverständiger Mensch spotten könnte.

Ich finde also alles in Ordnung, die sporenklirrenden Offiziere, die in großer Selbstgefälligkeit ihre männliche Tüchtigkeit zur Schau tragen, die vielen mit Tambour und

Pfeifer durch die Straßen ziehenden Regimenter in ihren Pickelhauben, die steifen Wachen vor den Regierungspalästen, die Volksmenge, die um 1 Uhr mittags nach dem Eckfenster des kaiserlichen Studierzimmers blickt, um wo möglich den Moment zu erhaschen, da der alte Herr ans Fenster tritt und mit freundlichem Kopfnicken seine loyalen Berliner grüßt, deren Hüte fliegen; auch den Adel und alle die gesellschaftliche Bevorzugung, deren derselbe sich erfreut, muß ich gelten lassen als eine historisch und politisch berechtigte Erscheinung — wohlgemerkt hier im deutschen Reiche, das augenblicklich an seinen feudalen und militärischen Fundamenten nicht rütteln darf, wenn nicht das Ganze soll ins Schwanken kommen.

Sie mißverstehen mich hoffentlich nicht. Ich gebe nicht ein Jota preis von meinem republikanisch-demokratischen Staatsideal, und wenn ich bereit bin, den deutschen Junkern ihre Berechtigung im Militärstaate zuzugestehen, so finde ich unsere schweizerischen Junker nur desto lächerlicher. Aber so weit ich das heutige Deutschland kenne, dominiert mich der Goethesche Spruch: „Eines schickt sich nicht für Alle, sehe Jeder, wo er bleibe, sehe Jeder, wie er's treibe, und wer steht, daß er nicht falle." Das deutsche Reich steht jetzt. Durch die Revolution würde es als Reich zerfallen, möchten auch den einzelnen Individuen aus derselben noch so große Segnungen erwachsen. Wer nun den Bestand dieses Reiches aufrichtig wünscht, der darf nicht an der Destruktion des eigentümlichen Mörtels arbeiten, dem das Reich seinen Zusammenhang verdankt.

Wenn Ihnen, Herr Redakteur, dieser kleine politische Exkurs den Eindruck machen sollte, in Berlin gehe die Politik auf den Straßen spazieren und imprägniere alles mit ihrem fieberhaften Hauche, so ist das gerade meine Absicht. Der Staatsgedanke gibt den tiefen Grundton an, auf den hier

alles gestimmt ist, Kunst, Wissenschaft, Verkehr, Vergnügungen, das ganze gesellschaftliche Leben der Stadt.

Ich habe nun allerdings ganz besondern Anlaß, diese Präponderanz der Politik zu beobachten, da ich mich in dem schönen Hause eines hervorragenden Verlagsbuchhändlers aufgenommen sehe, wo bedeutende Parteihäupter des augenblicklich versammelten Reichstages zwanglos verkehren. Schon am zweiten Tage nach meiner Ankunft in Berlin wohnte ich einem opulenten Diner bei, welches eine der ersten Finanzgrößen Berlins veranstaltete und bei welchem mehrere Führer der neuen freisinnigen Fraktion erschienen. Es war mir interessant, diese Männer, deren Reden oft den Reichskanzler in nicht geringe Aufregung versetzen, hier im heitern Sichgehenlassen zu beobachten, und ich kann den Eindruck, den ich empfing, nicht besser wiedergeben, als wenn ich sie einer Gesellschaft spielender Walfische vergleiche, die sich behaglich auf den Wellenkämmen wälzen, ungeheure Wasserstrahlen in die Höhe spritzen und mit den Schwänzen auf die Wogenfläche niederschlagen. Ich Fremdling, mit all der doppelten Unbeholfenheit des Schweizers und des Kleinstädters, schwamm zwischen den berühmten Ungetümen wie ein miserabler Stockfisch, der sich schon etwas darauf einbildet, daß ihm in solcher Gesellschaft nicht Hören und Sehen vergeht. Sie kennen, Herr Redakteur, die deutschen Lungen, die deutschen Stentorstimmen, Sie wissen auch, wie gut diese gescheiten und gelehrten deutschen Männer zu reden und wie schlecht sie zu hören verstehen; kommt nun hinzu, daß der Gastgeber, wie es diesmal der Fall war, zu einer Art Weinprobe eingeladen hat, und während der reichen Mahlzeit Rheinweine aufziehen läßt, von denen sich unser schweizerischer Hotelverstand nichts träumen läßt (ich habe nachher erfahren, daß eine Sorte dabei war, von der die Flasche auf 14 Mark

zu stehen kommt), nun, dann können Sie sich das Getöse wohl vorstellen, das sich nach und nach erheben mußte, wobei ich aber ausdrücklich betone, daß nicht ein einziger dieser Herren verspüren ließ, der Wein sei ihm zu Kopf gestiegen. Denn erstlich können diese meist sehr stattlichen, kräftigen germanischen Naturen außerordentlich viel vertragen, sodann legte die Gegenwart mehrerer liebenswürdiger und feiner Damen der Ausgelassenheit den Zügel an.

Obschon gemäß dem Anlasse der Einladung diese Abendgesellschaft den Charakter eines Herrendiners hatte und die erwähnten Frauen nur als Damen des Hauses anwesend waren, in der Zahl der Grazien in Mitte so vieler Herren, übte ihre Gegenwart doch einen viel merklicheren Einfluß aus, als dies wahrscheinlich bei uns in der Schweiz der Fall gewesen wäre. Ich will nicht sagen, daß diese drei Damen die Tafel eigentlich beherrscht hätten, wie dies vielleicht drei Pariserinnen würden zu stande gebracht haben; es gab diesmal nur einen Herrscher — König Wein, um den sich das ganze Gespräch drehte. Aber jedenfalls spielten sie eine Rolle, die mir beweist, daß das gesellige Leben in Deutschland Fortschritte gemacht und sich im Sinne der Galanterie verfeinert hat. Es war da ein gefälliger Ton behaglichen Sichentgegenkommens der beiden Geschlechter im Austausche von munterer Rede, und wenn ich die Männer spielenden Walfischen verglichen habe, so hatten sich nun auch Leukothea, Amphitrite und Galathea eingestellt, die auf dem breiten Rücken der Gewaltigen anmutig durch das Wellenreich schwebten, wie wir's auf den Bildern italienischer Maler dargestellt sehen. Es ist den ganzen Abend über niemals ein Moment eingetreten, wo sich die Frauen von den Herren getrennt und zurückgezogen hätten; man blieb beisammen, die Damen nahmen am Billardspiel u. dergl. Teil und ich habe mich

überzeugt, daß manche spöttische Bemerkung, die wir in dem Buche „Société de Berlin“ über die bürgerliche Gesellschaft der deutschen Reichshauptstadt lesen, offenbar nicht für alle guten bürgerlichen Kreise Berlins Geltung hat.

Wenn ich Ihnen jetzt, abgesehen von den drei feinen und schönen Damen jenes Abends (von denen übrigens zwei Töchter des glücklichen Rheinlandes waren), eine Beschreibung der Berlinerinnen zu geben versuche, so bitte ich Sie, nicht zu vergessen, daß keine Regel ohne Ausnahme.

Im ganzen fällt demjenigen, der Paris kennt, in Berlin der Mangel brillanter Frauenschönheiten auf. Unter den Blondinen begegnet man hauptsächlich drei Typen. Erstlich — und das ist der ungünstigste Typus — jenen magern, blassen, engbrüstigen und schlotterigen Blondinen, bei denen das Blond nicht mehr die höchste Feinheit der kaukasischen Rasse bedeutet (wie bei blonden Süddeutschen, Französinnen, Lombardinnen), sondern einen sterilen Mangel der Natur, eine Abschwächung, die Farblosigkeit des unter dem nordischen Himmel nicht wohl gedeihenden Gewächses. Unter den Geheimeratstöchtern wie unter den ärmsten Näherinnen ist dieser Typus recht häufig. Seinen Gegensatz findet er in den großen stattlichen Blondinen, Damen mit fast männlich harten Gesichtszügen, lauter spazierengehenden Germanias oder Brunhilden. Diese prächtig gewachsenen stolzen Gestalten, die sich am Arm eines noch hünenhafteren Offiziers besonders gut ausnehmen und durch unwillkürliche Ideenassociation das Andenken an die Riesen der alten Potsdamer Leibgarde heraufbeschwören, sind in Berlin die am meisten bewunderten Frauen. Die an den Schaufenstern der Kunsthandlungen ausgestellten Schönheiten sind hauptsächlich diesem Typus entnommen oder demselben nachgebildet. Er entspricht dem Zuchtideal des deutschen Heeres. Aber daß es solchen Er-

scheinungen häufig an Grazie gebricht, wird niemand Wunder nehmen. Auch ist der Blick — helle blaue oder graue Augen und oft selbst blonde Wimpern — ein zwar übermäßig scharf verständiger, selten ein sprechender. Große Füße, große Hände, starke Handgelenke gehören natürlich zu diesem Typus.

Der dritte blonde Typus ist ein sehr artiger. Das sind mittelgroße oder kleine, rundliche Geschöpfe mit allerliebstem aufgeworfenem Stumpfnäschen, eine Art pudelnärrischer Gesichter, die man sich am liebsten gepudert denkt, in altdeutscher Frisur, etwa als übermütige Hoffräulein im alten Brandenburger Schlosse. Sie blicken niemals pallas-athenemäßig wie die großen Blondinen, sondern ihre munteren Soubrettenaugen (oft hellbraune, so daß sich seitlich durch die wasserklare Iris die ganze Gegend betrachten läßt) fahren wie kleine Spukgeister ruhelos von einer Ecke zur andern. Am besten nehmen sie sich aus von unten gesehen, wenn man z. B. im Parterre steht und oben in den Logen diese pikanten Physiognomien beobachtet.

Die ganz Schwarzen sind meistens Jüdinnen, aber doch nicht immer, und man findet in der Frauenwelt Berlins unter den dunkelhaarigen Erscheinungen manche Dame, deren gerade, fast rechtwinkelig aus dem Gesicht vorspringende Nase gegen jeden Gedanken an semitische Abkunft energisch protestiert.

Uebrigens hat mir jeder neue Tag meines Berliner Aufenthalts die Lückenhaftigkeit dieser Einteilung bewiesen. Ich hatte anfänglich das slavische Element ganz übersehen, das ebenfalls ein recht hübsches Kontingent zum Mädchen- und Frauenflor der norddeutschen Residenz stellt. Die Mannigfaltigkeit der Typen ist eine viel größere, als man auf den ersten Blick für möglich hält. Es geht einem wie dem Botaniker, der auf einer Wiese zuerst nur die gewöhnlichsten

Feldblumen gewahr wird, bei genauerem Zusehen aber erstaunt ist über die vielen Spielarten, die ihm jeder neue Schritt offenbart. Da war es für mich nun recht erwünscht, die Meinung eines in dieser Sache ex officio Erfahrenen zu vernehmen, die Meinung unseres bernischen Mitbürgers Carl Stauffer, der als einer der ersten Porträtmaler Berlins hier eher mitreden kann als irgend jemand. Herr Stauffer, der sehr oft Paris besucht und sich schon da und dort in der Welt umgesehen hat, versicherte mich, daß es in Berlin an Frauenschönheiten im malerischen Sinne des Wortes durchaus nicht fehle und daß besonders die Gestalten durchweg viel besser gebaute, edlere, vornehmere seien, als man ihnen durchschnittlich in Paris begegne. Einem Maler muß man das glauben; andererseits bleibt ja gewiß, daß sich das, was wir Frauenschönheit nennen, nicht bloß nach den Begriffen der Malerakademie zusammensetzt, sondern das Resultat vieler ineinanderspielender Kräfte und Anlagen ist, wobei dann seelischer Grazie wohl der Hauptanteil gebühren dürfte.

Was den innern Wert der Berlinerinnen anbetrifft, so werde ich mir kein Urteil anmaßen nach einem so kurzen Aufenthalte in der Residenz. Nur ist mir bei fast allen, die ich kennen lernte, vorgekommen, daß sie gewinnen, je näher man ihnen steht. Vor vielen Französinnen haben sie, glaube ich, eine Seelenfrische voraus, die auf einen gesunden Kern ihres Daseins schließen läßt. Man ahnt in ihnen Schätze, die dem Glücklichen, der ihr Herz gewinnt, in wunderbarer Weise sein Werben lohnen werden. Eroberung im leichten französischen Sinne des Wortes ist übrigens in diesen guten bürgerlichen Kreisen fast undenkbar. Gerade deshalb wächst das Interesse, das man an dieser fast herben Jungfräulichkeit und Weiblichkeit nimmt. Daß sie alle in vortrefflichen Töchterschulen sehr viel gelernt haben und daher einer ernsteren

Unterhaltung über Dinge der Kunst und der Wissenschaft keineswegs aus dem Wege gehen, ist bekannt, und ich habe in keinem Falle gefunden, daß diese Beweise tüchtiger Bildung die Annehmlichkeit der Erscheinung beeinträchtigt hätten.

Dritter Brief.

Ein altes Vorurteil, von dem wir uns frei machen sollten, läßt uns immer noch glauben, dem Großstädter fehle es an Bewegung in freier Luft. Für die modernen Großstädter wenigstens hat diese Behauptung keinen Sinn mehr. Denn alle haben sie die einengenden Wälle zerstört und mit Ringstraßen, mit ungeheuern freien Plätzen, mit prächtigen Gartenanlagen dem Bedürfnis nach atmosphärischer Luft Rechnung getragen. In Berlin tritt dies ganz besonders hervor. Ich möchte wetten, daß wenige schweizerische Landleute den Tag über so große Märsche machen, als der Berliner. Denn die Entfernungen sind in dieser Stadt ungeheuere und selten wohnt der Einzelne in demselben Hause, in welchem er seine Beschäftigung ausübt. Morgens, mittags und abends ergießen sich Ströme von Arbeitern, Bureauangestellten, Kaufleuten u. s. w. über die großen Plätze nach allen Richtungen der Stadt, und alle diese Leute atmen auf ihrem weiten Wege die freie, frische Luft der norddeutschen Ebene, da ja die Stadt nach allen Seiten offen steht und mit ihren in den neueren Quartieren überaus breiten Straßen allen sanitarischen Anforderungen in dieser Hinsicht Genüge leistet. Die enorme Breite einiger dieser Straßen („Unter den Linden" besonders) mag auch dazu beitragen, daß mir Berlin lange nicht so belebt vorkommt wie Paris. Der Menschenstrom verteilt sich viel mehr. Indessen sind auch thatsächlich viel weniger Leute auf den Straßen, da man in Berlin weniger flaniert, als auf

den schönen Boulevards. Vor allen Dingen fehlt das internationale Kontingent der Fremden aus aller Herren Ländern. Denn Berlin gilt — außer in der Provinz — noch immer für eine wenig amüsante Stadt. Nur Deutsche reisen zum bloßen Vergnügen nach Berlin. Auch ist ja wahr, daß um Mitternacht, wo in Paris das Leben erst recht beginnt, in Berlin alles zur Ruhe geht. Dafür erwacht Berlin viel früher und hat somit Anspruch wenn nicht auf den Ruf einer amüsanten, so doch auf den einer soliden Stadt. In einem Punkte ist Berlin jedenfalls über Paris. Dieser eine Punkt betrifft die Einrichtungen des Stadtverkehrs. Da ist vor allen Dingen ein viel größeres Netz von Tramwayverbindungen, als in Paris. In letzterer Stadt spielt noch immer der unbequeme Omnibus eine zu große Rolle. In Berlin fährt man mit der Pferdeeisenbahn beinahe durch alle wichtigeren Stadtteile. Und wie vorzüglich ist der Dienst auf diesen Tramways! Die Angestellten, meist ehemalige Soldaten, geben auf die höflichste und bestimmteste Weise dem Fremden Bescheid, so daß man nicht nur aufs beste orientiert wird über die Stelle, wo man auszusteigen hat, sondern auch noch detaillierte Anweisungen auf den Weg mitbekommt, wie man sich weiter zurechtzufinden habe durch die nächsten Seitenstraßen.

In zweiter Linie dient dem städtischen Verkehr die in Häuserhöhe durch die Stadt zirkulierende Stadtbahn, wo ebenfalls wundervolle Ordnung herrscht, diese wertvollste Blüte des preußischen Militarismus. Wer aber auf der Stadtbahn auch ein bischen Volkssitten studieren möchte, thut gut, III. Klasse zu fahren. Denn in den Waggons II. Klasse wird er sich meistens ganz allein finden. Alle Welt fährt III. Klasse auf diesen relativ kurzen Distanzen von einem Stadtbahnhof zum andern.

Natürlich hat Berlin auch seine Droschken erster und

zweiter Klasse, ungefähr zu denselben Preisen wie Paris. Lohnender für den Fremden ist aber die Benützung der oben genannten Verkehrswege, da er auf diese Weise mit der Bevölkerung in direktere Berührung kommt.

Und diese Berührung hat mich von einem andern Vorurteil gegen die Berliner befreit. Man hatte mir das niedere Volk in Berlin als besonders roh geschildert. Nun steht es mir freilich nicht zu, nach einem bloß vierzehn Tage dauernden Aufenthalte ein maßgebendes Urteil auszusprechen über den Kulturzustand des Berliner Arbeiters. Aber ich darf doch konstatieren, daß ich Berlin zu Fuß, in Eisenbahn, Droschke und Tramway fleißig durchstreift habe zu allen Stunden des Tages und auch oft in späten Nachtstunden, und daß mir niemals die geringste Roheit zu Gesicht gekommen ist. Angenehm berührte mich der reine norddeutsche Accent, der an Leuten niedern Standes dem Fremden sehr auffällt. Mit einer hübschen und exakten Art des Sprechens ist aber fast immer auch eine gewisse Bildung verbunden, und so kann ich nur hervorheben, daß ich die Leute unter einander durchaus artig verkehren hörte und mir vorstelle, daß man den rohen Berliner wohl nur in jenen Vorstadtschenken findet, wo überhaupt, wie in jeder großen Stadt, der Auswurf der Bevölkerung sich Rendezvous gibt. Mit alledem will ich allerdings nicht von fern andeuten, daß der Bevölkerung jene tiefe, verbindliche und natürliche Höflichkeit inne wohne, wie sie in Italien und in Frankreich uns oft so überrascht am gemeinen Manne. Aber — wie gesagt — auch das Gegenteil fällt niemals unangenehm auf und man fühlt sich fortwährend in dem Medium einer echten Großstadt, die naturgemäß bei dem ewigen aneinander Vorübertreiben der einzelnen Individuen einen Zustand glatter und artiger Nebeneinanderexistenz geschaffen hat.

So macht denn das Straßenleben Berlins in den Hauptadern des Verkehrs (Leipziger-, Friedrichsstraße u. dergl.) im ganzen einen recht gemütlichen und erfreulichen Eindruck. Man sieht eine Menge arbeitsamer, anständiger Leute, die aneinander vorübereilen zu ihrem Geschäft. Der Schritt der meisten deutet auf Gesundheit, Elastizität und Energie, — Eigenschaften, die dem Norddeutschen mit Recht nachgerühmt werden. Etwas weniger Soldaten zu sehen, wäre meinem Geschmack angenehmer. Es ist doch ein tristes Ding um Leute, die aus dem flotten methodischen Umbringen der Nebenmenschen einen eigentlichen Beruf gemacht haben, und nirgends mehr als in einer Großstadt, mitten im civilisatorischen Verkehr, fällt der Anachronismus des Militärs fatal ins Auge. Auch haben die deutschen gemeinen Soldaten einen so eigentümlich schwermütigen Ausdruck, namentlich wenn sie nicht in Reih und Glied unter dem elektrisierenden Kommando marschieren. Wie der müde Droschkengaul keinen Grund hat, fröhlich ins Leben zu blicken, so sieht auch der gemeine Soldat, der ja für eine Reihe von Jahren auf alle persönliche individuelle Freiheit verzichtet hat und sich tagtäglich jeder Plackerei unterwerfen muß, gar trübselig in den Tag hinein. Es ist ein stummes, stumpfes Hinstieren, das namentlich den ehemaligen Bauernburschen kennzeichnet, der vielleicht mitten im Getümmel der Großstadt sich in geheimer Sehnsucht verzehrt nach einer kleinen Hütte draußen in der Sandebene beim Kartoffelacker. Wie viel stilles Einzelglück wird verschlungen unter dem Vorwand des Gesamtglückes für die ganze Nation! Manchmal kommt uns doch vor, daß es nicht allzu schwer sein sollte, diese gemeinen Soldaten für die Idee einer bessern sozialen Existenz zu gewinnen, obschon mir meine hiesigen Freunde die Versicherung geben, daß die Armee im Falle eines Aufstandes

absolut zuverlässig wäre und wie eine Maschine sich gegen das eigene Volk würde verwenden lassen.

Halten Sie solche Fragen nicht für allzuverfängliche, Herr Redakteur! Es kommt ja vor, daß selbst im Reichstag von derartigen Dingen die Rede ist, wovon ich mich persönlich überzeugen konnte. Ich habe dieser Tage den Verhandlungen über das Sozialistengesetz teilweise beigewohnt und habe es z. B. selbst mit angehört, wie Herr v. Minnigerode, der sprachgewandte Führer der Konservativen, den Sozialdemokraten vorwarf, sie hätten gesagt: „Auch die deutschen Vendômesäulen müssen einmal fallen“, worauf von den Bänken der Sozialdemokraten ein recht deutliches „Ja! ja!“ ertönte, was durchaus nicht bloß heißen sollte: „Das haben wir einmal gesagt“, sondern vielmehr die Bedeutung hatte: „Ja! so hoffen wir noch immer, daß es geschehen werde.“ Dieses parlamentarische Gefecht fand in Gegenwart des Reichskanzlers statt, der auch hie und da ein Wort in die Versammlung warf, meistens aber ruhig auf seinem Platze blieb und ein Glas nach dem andern leerte, Wasser, wie mir vorkam, schon nach der Art des Trinkens. Aber viele Berliner sind überzeugt, es sei der stärkste beste Branntwein, den Fürst Bismarck in solchen aufregenden Augenblicken hinuntergieße, andere behaupten, er trinke Moselwein.

Ich gestehe, daß es mir Freude machte, den gewaltigen Mann des Jahrhunderts in der Nähe zu sehen, und ich kann versichern, daß er gut aussieht, besonders unbedeckten Hauptes, wo dann die von Gedanken leuchtende Stirn zu ihrem Rechte kommt, während man jenes Lenbachsche Bild, das den Reichskanzler im Kürassierhelm darstellt, für das Porträt des nächsten besten Schutzmannes oder Nachtwächters ausgeben könnte. Der Fürst trägt immer — auch im Reichstag — die Uniform seines Regiments und hält sich recht

stattlich, so daß er durchaus nicht den Eindruck eines durch körperliche Leiden Geschwächten macht.

Ueberraschend ist auch die Erscheinung Moltkes. Auf dem Antlitz des greisen Schlachtenlenkers wohnt merkwürdiger Weise die Stille heiligen Friedens, wie man sie etwa in den Zügen eines Kant oder Schleiermacher suchen würde. Die reine weiße Jünglingsstirn hat einen Ausdruck seelischer Keuschheit, — ich finde kein zutreffenderes Wort, — der auf ein innerlich höchst harmonisches Leben schließen läßt und auf den Beschauer eigentümlich beruhigend wirkt.

Ich will Ihnen hier nicht die Reden und die Redner schildern; welchen Verlauf die Beratung des Sozialistengesetzes genommen, wissen Sie ohnehin längst. Nur das Eine sei hervorgehoben, daß die Versammlung der deutschen Reichsboten einen sehr guten Eindruck macht, wenn man einige wie Professoren doktrinär und glatt sprechende Parlamentarier abrechnet, die übrigens auch, trotz der Kunst ihrer wohlstudierten Rede, nie eine so tiefe Wirkung ausüben wie diejenigen Männer, die sich auf die momentane Inspiration verlassen und — wie Bismarck selbst — ihre Meinung oft in der Weise wilder vulkanischer Eruptionen an den Tag legen. Das Eine erlaube ich mir noch zu bemerken, daß im deutschen Reichstage, obschon die Versammlung viel größer ist als unsere Bundesversammlnng, im ganzen mehr Ruhe herrscht während den Reden, als z. B. in unserem schweizerischen Nationalrate.

Und weil ich gerade beim leidigen Kapitel der Politik stehe, so sei es erwähnt, daß es in diesen Maitagen durchaus kein Genuß war, als Schweizer in Deutschland in ein politisches Gespräch verwickelt zu werden. Schon daß wir überhaupt Angelegenheiten wie die Besoldungserhöhung für den schweizerischen Gesandten in Washington dem Referendum

unterstellen müssen, wurde als ein zweihöckeriger Auswuchs der Demokratie lächerlich gemacht. Und ich versichere Sie, daß mir nicht in den Sinn kam, diese Position zu verteidigen, da ich gerade in Berlin mich überzeugen konnte, welche Ansprüche an unsere Gesandten im Auslande gemacht werden und wie wenig die guten Leutchen in unsern Thälern und Bergen eine Vorstellung haben von den großen persönlichen Opfern, welche z. B. der schweizerische Gesandte in Berlin bringt, um der von ihm repräsentierten Ehre der Mutter Helvetia nichts zu vergeben. Daß so ein Mann auf seinem Posten jährlich ungefähr eben so viel von seinem eigenen Gelde aufwendet, als die ihm von der Eidgenossenschaft bewilligte Besoldung beträgt, das nimmt unser souveränes Volk, wenn es überhaupt darum weiß, ruhig hin als eine selbstverständliche Sache, ohne das Undemokratische zu beachten, das darin liegt, daß somit derartige Stellen nur an Männer können vergeben werden, die von Hause aus sehr reich sind. Wenn sich's nun immer so glücklich trifft, wie hier in Berlin, daß der Reiche auch der zu diesem Amte ganz besonders Begabte ist, so mag man über der glücklichen Praxis die Schiefheit der Theorie übersehen, aber sie besteht doch, und so habe ich mich selten geschämt wie in der Stunde, da die Depesche mich in Deutschland traf, die mir mitteilte, unser Volk habe die kleine Besoldungserhöhung für den Gesandtschaftsposten in Washington verweigert. Ich habe hier in der sandigen Ebene oft mit solcher Innigkeit an unser himmlisch schönes Vaterland zurückgedacht und mir in einem Anflug stolzer Träume vorgespiegelt, im Lande der hohen Berge müßten auch die Menschen größer sein, hochherziger, über alles Kleinliche hinwegsehend. In alles das schlug wie eine Bombe die Abstimmung vom 11. Mai. Höhnisch bemerkte mir ein Potsdamer, als er das Abstimmungsresultat erfuhr:

„Ja ja, die Schweizer haben allerdings die größten Berge, nach unserem alten Sprichwort: Die dümmsten Bauern haben die dicksten Kartoffeln.“

Vierter Brief.

Aus dem Lärm der Straße und der oft so unerquicklichen politischen Händel habe ich mich in die Kunstinstitute der Reichshauptstadt geflüchtet, am Tage in die hohen Säle der Museen, nachts in die Theater.

Von den Schätzen alter Kunst im königlichen Museum will ich Ihnen nichts erzählen; grundsätzlich thue ich's nicht. Denn mir scheint, daß wir uns überhaupt auf allen Kunstgebieten mit einem zu großen Ballast alter klassischer Herrlichkeiten dahinschleppen, der uns hindert, die Arme frei zu bekommen für die Kunstbestrebungen des eigenen Zeitalters. Wären wohl die Griechen das geworden, was sie für die Nachwelt sind, wenn sie in Museen die egyptischen und assyrischen Altertümer angehäuft und ihren jungen Künstlern als Vorbilder zum Studium unablässig empfohlen hätten? Ich weiß sehr wohl, was wir an den Herrlichkeiten der italienischen Renaissance besitzen, und was an den Meisterwerken der Niederländer; aber ich fürchte, daß das ewige sich Vertiefen in diese alten Werke manchen modernen Geist zu schwer belastet mit einer gleichsam moralischen Verpflichtung, nach diesen Mustern zu produzieren, statt seine eigenen neuen Bahnen einzuschlagen. Es wird mir auch in der Poesie, im Drama, ein zu großer Kultus mit den Klassikern getrieben, deren wesentlichen Inhalt unser Zeitalter ja längst assimiliert hat; eben dasselbe sehe ich auf dem Gebiete der Oper und der Konzertmusik. Man hat es von jeher ein Unglück genannt, wenn einer als Sohn eines

berühmten Mannes geboren wurde, weil es ihm schwer fällt, im Schatten der väterlichen Berühmtheit selbst an die Sonne zu gelangen. Aber sind nicht wir Modernen in eben diesem Verhältnisse gegenüber aller ererbten Klassizität? Da bin ich nun dafür, daß jeder das Seine thue, den modernen Kunstbestrebungen gerecht zu werden und dem Zeitalter zu helfen, daß es von all' dem antiquarischen ehrwürdigen Kram nach und nach die Hände und die Arme frei bekomme.

Somit ist mir, was die bildenden Künste anbelangt, die Nationalgalerie in Berlin diejenige Sammlung, der ich am öftesten meine Aufmerksamkeit geschenkt habe. Hier hängen im schönen obern Treppenhause Feuerbachs „Gastmahl des Plato", „Concert" (sein letztes Bild), Entwürfe zur „Medea", zur „Amazonenschlacht"; hier finden wir Makarts „Catarina Cornaro", Böcklins „Gefilde der Seligen", die großen Cartons von Cornelius, Landschaften von Achenbach und hundert schöne bedeutende Bilder. Auch einige moderne plastische Kunstwerke dürfen genannt werden, die üppig schöne „Hexe" von Karl Cauer in Kreuznach und Müllers „Prometheus und die Oceaniden." Hier war auch in diesen Tagen, in besonderem Saale, eine Ausstellung der wunderbaren Handzeichnungen und Aquarellen von Adolf Menzel, einem Zeichner ersten Ranges, dem nun auch ganz Berlin zu Füßen liegt (gemäß dem in der deutschen Natur steckenden etwas überschwänglichen Huldigungsdrange, der großen Männern der Politik, des Krieges, der Kunst, der Wissenschaft eine Art Dalai-Lama-Rolle gewissermaßen aufnötigt). Neben solchen wahren Kunstwerken ist natürlich die nur mittelgute Ware zahlreich vorhanden, kaum jedoch ein Bild, das nicht irgendwie interessant wäre, sei es durch den Gegenstand, sei es durch die Behandlung desselben. Wunderbar war mir, da doch die religiöse Gesinnung der kaiserlichen

Familie sonst hinlänglich bekannt ist, daß ein Gemälde von Wilhelm Gentz den Einzug des deutschen Kronprinzen in Jerusalem ganz so darstellt, wie man sich den Einzug Jesu denkt, indem das versammelte Volk ihm Palmen vor die Füße seines Reittieres wirft und „Hosiannah!“ zu rufen scheint. Das Gemälde bildet so, wie es sich nun repräsentiert, einen recht anschaulichen Gegensatz zu jenem berühmten Ausspruche Gottfried von Bouillons, er wolle da keine Königskrone annehmen, wo der Heiland einst die Dornenkrone getragen. Noch unangenehmer berühren den Beschauer in den Hallen der friedlichen Kunst die vielen Schlachtengemälde, Königgrätz, französische Schlachtfelder u. dergl. Mögen diese Bilder noch so gut gemalt sein, es bleibt widerlich, daß Augenblicke rasender Menschenschlächterei — sei dieselbe immerhin den Völkern vom Schicksal auferlegt — von der Kunst festgehalten werden. Freilich muß ich zugeben, daß für diejenigen, die jene Schlachten schlugen und für ihre Nachkommen solche Darstellungen das lebendigste Interesse und unter Umständen eine heilige Bedeutung haben. „Hier fiel dein Vater“ — „dort haben wir unsern einzigen Sohn, unsern Robert, verloren.“ Und das Vaterland ehrt durch die Hand seiner Künstler das mehr oder weniger freiwillige Heldentum seiner besten Söhne.

Ich habe Böcklins Gemälde „Die Gefilde der Seligen“ erwähnt. Das Werk wirkt besonders durch ganz wunderbaren Farbenzauber. Welch tiefes Blau eines Himmels, der jede Sehnsucht stillt mit der heiligen Ruhe seiner hohen Wölbung! Und dazu das energische Grün eines ewigen Frühlings in den Baumgruppen, die allerdings, wie das ganze landschaftliche Motiv, nicht ohne Erinnerung an Claude Lorrain gemalt sind. Damals war auch Böcklins Bild: „Die Insel der Toten“ soeben in der Reichshauptstadt ein-

getroffen und in Gurlitts Salon ausgestellt. Ganz Berlin stürmte hin. Die mitten aus dem Tageslärm vor dieses Bild hintretenden Großstädter wurden plötzlich aus hastenden, geschäftigen Leuten stille Andächtige. Nur leise wie in einer Kirche flüsterte man. Das steil aus der Flut emporsteigende Felseneiland mit den Cypressen riesenhaften Wuchses und stiller Majestät, diese Geisterinsel voll heiliger Melancholie und Tragik, doch ohne die lauten Accente, die das Tragische auf der Bühne leicht annimmt, übte eine überwältigende Wirkung aus. Auch wenn man wieder hinaustrat in die menschenwimmelnde Straße, blieb der Zauber des Bildes noch lange Zeit ungebrochen; es war einem zu Mute, als hätte man eine Geistererscheinung gehabt, mit Dante Zwiesprache gehalten.

Von den Ateliers der hiesigen Maler habe ich nur dasjenige unseres Mitbürgers Carl Stauffer von Bern besucht. Der erst sechsundzwanzigjährige Mann, der vor einigen Jahren in Berlin als ein völlig unbekannter junger Anfänger anlangte, ist dermalen Professor an der großen Kunstakademie für Damen. Lenbach hat ihn als seinen besten Schüler proklamiert, einige Porträte vornehmer Personen haben seinen Ruf begründet, so daß er vielleicht der gesuchteste und geschätzteste Porträtmaler Berlins ist und sich in Stand gesetzt sieht, nächstens ein Atelier zu bauen, „so groß wie eine Reitschule.“ Das ist ihm auch von Herzen zu gönnen. Denn selten ist mir ein junger Mann vorgekommen, der so mit innerster Freudigkeit seiner Kunst sich hingibt und in der Arbeit seine schönsten Stunden findet, wie unser Mitbürger, dessen gesundes, kraftvolles Wesen auch volle Garantie gibt, daß hier ein thatenreiches Künstlerleben sich in weiter Perspektive vor uns aufthut. Ich muß hier einen fürchterlichen Gemeinplatz aussprechen, der seine Entschuldigung nur durch

die Wahrheit findet, die ihm innewohnt, nämlich: Es ist eine herrliche Sache um Kraft und Gesundheit bei einem Künstler. Wie viele bringen es in ihrem Leben zu nichts Rechtem, weil der arme Körper den Nervenaufregungen nicht gewachsen ist, die nun einmal unzertrennlich sind vom Beruf des schaffenden Künstlers. „L'épée use le fourreau“ sagt ein französisches Sprichwort. Das blitzende Schwert geistigen Produzierens verlangt eine feste Scheide. Da muß es einen von Herzen freuen, wenn das mächtige Talent auf eine eiserne Konstitution sich stützen kann. Wie haben mich immer die muskulösen Arme, der Herkulesnacken eines Johannes Brahms, eines Ernst v. Wildenbruch gefreut. Man faßt unwillkürlich mehr Zutrauen auch zu der künstlerischen Art solcher Männer, denen das Schicksal ein langes Leben und daher die Kontinuität langen Schaffens gewährleistet zu haben scheint. Denken Sie dagegen an den armen Komponisten Götz und an so manchen andern, der tagtäglich im Kampfe liegen mußte mit dem elend siechen Leibe, während seine Brust erfüllt war von den höchsten künstlerischen Idealen. Nun! wir haben die Genugthuung, daß durch eiserne Energie auch solche — das größte Beispiel wird immer Schiller sein — dazu gelangt sind, eine tiefe Spur ihres künstlerischen Erdenwallens zurückzulassen. Aber wer das Wesen künstlerischen Produzierens ergründet hat, wer da weiß, daß auch bei den günstigsten Verhältnissen das ausgeführte Werk immer hinter der ersten Konzeption zurückbleibt, der wird jedem Schaffenden aus voller Seele Gesundheit wünschen und daß ihm auch alle die sonstigen Hemmnisse aus dem Wege geräumt seien, die oft als verdüsternde Schatten mitten in die schönste Produktion hineinfallen. Auf unsern Mitbürger Stauffer zurückzukommen, darf ich behaupten, daß er in Berlin recht vorteilhaft den kraftvollen Schweizer repräsentiert und daß gewiß auch diese

glückliche Naturanlage seiner Persönlichkeit ihm viele Wege zum Erfolg geebnet hat. Das Beste verdankt er freilich seinem Fleiße und seinem Malertalent. Ich habe außer seinen Zeichnungen in seinem Atelier eine „Venus“ gesehen, die durch Modellierung der Gliedmaßen den Schein plastischer Natürlichkeit erweckt und zu den schönsten Werken dieser Gattung gehört. Es wäre zu wünschen, daß das übrigens verkaufte Gemälde in der Schweiz einmal könnte ausgestellt werden, was freilich von Seiten unseres Publikums ein rein künstlerisches, vorurteilsloses Hinwegsehen über das Stoffliche des Bildes voraussetzt. Hierin herrscht gewöhnlich in kleineren Städten noch eine Aengstlichkeit, die man natürlich in Großstädten nicht kennt. Ohne es immer zu spüren, stehen wir in unsern schweizerischen Städten thatsächlich in dieser Beziehung unter der „Tyrannis der höheren Tochter“, unter welchem Ausdrucke der Schriftsteller Eckstein einmal alle jene Beschränkungen zusammengefaßt hat, die das Schöne unter gewisse Gesetze der Prüderie bringen und dem ästhetischen Sinne einen Zwang anthun möchten, von dem Alt-Hellas nichts gewußt hat.

*   *
*

Ich habe bei der Herausgabe dieser Briefe in Buchform die Stelle über C. Stauffer nicht unterdrücken wollen, obwohl für alle Leser, welche das frühe und tragische Ende dieses Künstlerlebens kennen, ein wehmütiger Schein wie das blasse Abendrot eines Regentages im Frühling auf diese Erinnerungen fällt. Aber erstlich schien es mir im Sinne eines Totenopfers recht, wieder aufzufrischen, welche Hoffnungen der junge, scheinbar so thatenfrohe Künstler erweckt hatte. Des ferneren schadet es nicht, wenn man gelegentlich zeigt, auf wie schwachen Füßen die scheinbar sicherste Voraus-

berechnung eines Menschenschicksals steht. „Die glückliche Naturanlage“, „die kraftvolle Konstitution“ — sie haben den unheilvollen Untergang dieses Künstlers nicht aufzuhalten vermocht. Endlich aber habe ich Stauffers hier gern gedacht, um auszusprechen, daß man sich irrt, wenn man annimmt, er sei an jenem (hauptsächlich durch Otto Brahms Buch der Welt bekannt gewordenen) Roman zu Grunde gegangen. Diese Geschichte selbst war nur die Folge einer längst an ihm nagenden inneren Unruhe, die ihren Grund in der ihm aufdämmernden Erkenntnis hatte, daß ihm durch Mangel frei erfindender Phantasie doch versagt bleibe, die höchste Stufe der Kunst zu erreichen. Hieraus ergab sich für ihn ein seelischer Tumult, der bald in Aeußerungen tiefster Niedergeschlagenheit, bald in solchen einer bis zum Größenwahn sich steigernden Selbstschätzung seinen Ausdruck fand. Vor diesem Tumult, dieser Unruhe flüchtete er in eine Leidenschaft hinein, die ihm mehr nur eine Ablenkung als wirkliche Herzenssache war. Er mag sich selbst hierüber einer Täuschung hingegeben haben. Mir aber, der ich nicht nur, wie jedermann, seine Aufzeichnungen und Briefe kenne, sondern in jenen unglücklichen Tagen seines Niedergangs auch mehrmals persönlich mit ihm verkehrte, ist es nicht zweifelhaft, daß ich mit dieser Auffassung das Richtige getroffen habe. Auch sein Abspringen von der Malerei zur Bildhauerkunst, zwischenhinein zur Kupferstecherei, scheint mir ein Beweis eines künstlerischen Ringens ohne volle Befriedigung. Diese Meinung ist auch die Ansicht eines großen, lebenden Meisters, der das Buch von Otto Brahm aufmerksam gelesen hat und dieser Geschichte absolut objektiv gegenübersteht, den ich jedoch zu nennen nicht berechtigt bin.

* * *

Nun ein Wort von den Berliner Theatern! Die königliche Oper ist augenblicklich in der Mauser. Sie werden zwar leicht einsehen, Herr Redakteur, daß für mich Kleinstädter, der kaum alle Jahre zwei oder drei Aufführungen auf Bühnen ersten Ranges zu genießen Gelegenheit findet, eine Vorstellung im Berliner Opernhause immer noch viel Schönes und Herzerfreuendes in sich schließt, das ich auch dankbar anerkenne. Schon das große gewaltige Haus in seinen ungeheuren Dimensionen erhebt das Gemüt zu einer festlichen Stimmung; dann das reich besetzte Orchester, dazu auf der Bühne manche neue Fortschritte in der Technik des Dekorativen und selbstverständlich viele gute frische Stimmen neben älteren Künstlern und Künstlerinnen, die durch die hohe Stufe ihres Könnens ersetzen, was ihnen an Jugendlichkeit abgeht. Das alles lasse ich also gelten als schön und gut. Aber ich bin nicht unempfindlich dafür, ob ein wahrhaft hoher künstlerischer Geist ein derartiges, über so gewaltige Mittel verfügendes Kunstinstitut durchdringt. Und das glaube ich bestimmt verneinen zu müssen für das königliche Opernhaus in Berlin. Hans v. Bülow hat vor einigen Monaten dieses unter der Intendantur des Baron Hülsen stehende Theater verächtlich als „Zirkus Hülsen" vor ganz Deutschland gebrandmarkt und nachher den wirklichen Zirkusdirektoren Abbitte geleistet, daß er ihre Institute mit dem königlichen Opernhause verglichen habe. Man hat dafür Herrn v. Bülow in den Berliner Zeitungen als einen excentrischen Narren hingestellt. Aber nachdem ich es erlebt habe, wie die schöne Oper „Carmen" von Bizet gerade um einige ihrer musikalisch wertvollsten Stellen verkürzt wurde durch zahlreiche und ganz willkürliche unbefugte Streichungen und wenn ich ferner der schwunghaften Aufführung der „Hugenotten" im neuen Frankfurter Opernhause mich erinnere,

mit Frau Schröder-Hanfstängl und Frau Moran-Olden als Margaretha von Valois und als Valentine, und den alle Hörer an jenem Abende elektrisierenden Zauber mit der doch ziemlich matten Wirkung vergleiche, die mir meine Lieblingsoper „Carmen“ im Berliner Opernhause machte, so kann ich nicht umhin, zu gestehen, daß ein gewiß überreich subventioniertes Institut wie die königliche Oper in Berlin das nicht leistet, was man von ihr zu fordern berechtigt ist. Lieber Himmel! ich wäre recht froh, wir hätten in der Schweiz ein einziges „so schlechtes“ Opernhaus; es versteht sich von selbst, daß unser einer noch genug zu genießen und zu bewundern fände. Aber daß die ganze Geschichte ein bischen ledern, hölzern und schwunglos ist, das kann ich mir — beim besten Willen zu loben — nicht verbergen.

Bei alledem habe ich im Berliner Opernhause einige Stunden verlebt, die für meine Erinnerungen unermeßlichen Wert haben, indem ich zum erstenmale Wagners „Walküre“ hörte. Sie wissen, daß ich niemals unbedingt zu Wagners Fahne geschworen, sondern mir immer den Kopf hübsch kühl gehalten habe, das Gute freudig genießend, das Langweilige mit Entschiedenheit ablehnend. Nun! auch die „Walküre“ hat ihre gedehnten Stellen, hat ihre dramatisch unglücklich angelegten Charaktere und Situationen, so besonders im zweiten Akt, wo die ehelichen Beziehungen der Göttin Fricka zu dem Jammergott Wotan zur Auseinandersetzung gelangen. Aber andererseits hat dieses Werk Momente höchster Poesie, in denen man die reine geistige Himmelsluft des wahren Genius atmet, so namentlich der Abschied Wotans von seinem Kinde, der Walküre Brunhilde, die er in tiefen Zauberschlaf versenken muß. Selbst ohne die Musik müßte die Situation in Verbindung mit den Versen eine tiefe Wirkung hervorbringen, so, wenn Wotan spricht:

„Leb' wohl, du kühnes
herrliches Kind!
du meines Herzens
heiliger Stolz,
leb' wohl, leb' wohl, leb wohl!
Muß ich dich meiden,
und darf minnig
mein Gruß nimmer dich grüßen;
sollst du nicht mehr
neben mir reiten,
noch Meth beim Mahl mir reichen;
muß ich verlieren
dich, die ich liebte,
du lachende Lust meines Auges." u. s. w.

Von entzückender Wirkung sind auch jene frischen Naturschreie, die von „Wotans Wunschmädchen", den ewig jungen, schönen Walküren ausgestoßen werden, vor allen Brunhildens helles Jubeln und Jauchzen zu Anfang des zweiten Aktes, das viel verspottete „Hojotoho, Hahei, Heiaha, Heiaho!" Jeder Laut ist so aus dem Urquell aller gesunden Weltlust geschöpft, daß mit dem einzelnen Jubelton jedesmal die Vorstellung einer soeben frisch aus der Schöpferhand hervorspringenden Pandora oder Hebe sich verbindet.

Sie müssen mir, Herr Redakteur, diese lange Abschweifung verzeihen; sie war mir notwendig als Entlastung von einer Gedankensünde, indem ich — ich gestehe es — mit großen Vorurteilen in Wagners „Walküre" gegangen war, ein Saulus, der als ein Paulus herauskam, so sehr von dem edeln Werke erfüllt, daß ich die große Unvorsichtigkeit beging, nach Mitternacht allein quer durch den ganzen Tiergarten zu gehen, wofür ich von meinem Gastfreunde mit Recht ausgescholten wurde. Aber so ist die Wirkung der wahren Kunst, daß man ganz vergißt, es gebe noch Strolche und Lumpenkerle auf dieser Welt.

Im Schauspiel gilt augenblicklich in Berlin das „Deutsche Theater" für das beste. Ich besuchte indessen nur zwei Vorstellungen, das geistreich pointierte, aber doch etwas veralteteVerslustspiel „Donna Diana" von Moreto und ein nagelneues Stück von Oscar Blumenthal: „Der Probepfeil." Es war mir auffallend, wie unendlich viel besser als in dem alten Lustspiel dieselben Darsteller in dem modernen spielten. Jede Zeit hat volles Interesse doch nur an den aus ihrem eigenen innersten Leben hervorgegangenen Werken. Obwohl auf der poetischen Zollwage das Werk des alten Spaniers erheblich schwerer zieht als Blumenthals elegantes Konversationsstück, wurde das große Publikum — und ich mit ihm — doch nur von letzterem eigentlich gepackt. Wie fröhlich klang das Lachen des ganzen Hauses nach jedem „Schlager!" Von der Bühne wehte in den Zuschauerraum und von dort wieder zurück zur Bühne der frische Hauch gegenwärtigen Lebens. Nur darf uns diese Wahrnehmung nicht ungerecht machen gegenüber den Dichtern früherer Zeit, die einst auch „modern" waren, auch „ins volle Menschenleben" hineingriffen.

Fünfter Brief.

Eines Morgens erklärte ich meinem liebenswürdigen Gastfreunde, mich wandle ein unbezwingliches Heimweh an nach ganz ordinärer Feld- und Waldnatur, nach echten Ackerschollen, gewöhnlichen Hecken, gemeinem Grase und recht viel „Gegend." Zwar ist ja Berlin durchaus nicht arm an schönen Anlagen. Namentlich darf der Tiergarten mit seinen prächtigen hohen Bäumen, mit seinen kleinen und großen Weihern sich sehen lassen. Er liegt der Stadt viel näher (dicht vor dem Brandenburger Thore) als den Parisern ihr Bois de Boulogne und nimmt sich ungekünstelter, natur-

wüchsiger aus als letzteres. Aber eine Anlage bleibt er doch und seine stillen Wasser müssen alle paar Tage „frisiert“ werden durch Männer, die auf Kähnen herumfahren und mit Rechen die Blätter und sonstigen Abfälle beseitigen, die sich auf der bleigrauen Oberfläche dieser brütenden Teiche angesammelt haben. Also konnte mir's auch der Tiergarten auf die Länge nicht; ich mußte offenes Land vor mir haben, der richtige Schweizerbauer, wie Sie sehen.

Da traf's sich nun glücklich, daß gerade Bußtag einfiel, der hier zu Lande nicht wie unser Bettag einen Sonntag beansprucht, sondern auf einen Werktag verlegt wird und für die große Mehrzahl der städtischen Bewohner das Signal ist, sich im Freien zu ergehen auf Landpartieen nach allen Richtungen um Berlin. So konnte meine Sehnsucht gestillt werden; ich kam aufs Land hinaus und zwar nach Potsdam.

Die Gesellschaft, in der ich diesen Ausflug machte, setzte sich aus so liebenswürdigen schönen Frauen, aus so muntern und geistvollen Männern, endlich auch aus so herzigen Kindern zusammen, daß mir natürlich selbst eine Nordpolfahrt in solcher Begleitung den besten Eindruck würde hinterlassen haben. Auch war es ein heller lichtblauer Frühlingstag. Aber trotz allem individuellen Behagen sah ich doch mit heimlichem Entsetzen auf dem ganzen Wege eine Sterilität des Erdbodens, die ich Europa nicht zugetraut hätte. Es ist also wahr, Berlin steht im Sande; selbst diese großen, ausgedehnten Tannenwälder, die sich von Wansee nach Potsdam hinziehen und die wir zu Fuß durchwanderten, kennen nicht jenen Moosteppich, wie er uns als natürliche Basis jedes richtigen Waldes vorkommt, noch weniger jene zahllosen Blumen unserer Wälder oder das reiche Unterholz. Nur unten an den Ufern der mit großer, weiter Spiegelfläche glänzenden Havelseen wachsen Blumen, die von den Kinderchen

unserer Gesellschaft mit Jubel begrüßt und teilweise abgepflückt wurden. Die guten Kleinen! Kinder und ältliche Leute sollten eigentlich in keiner Großstadt leben müssen. Die Großstadt ist das natürliche Terrain für den in Jugendfrische stehenden Mann, für das blühendschöne Weib; zehn bis zwanzig Jahre lang mögen sie hier existieren, ihre Talente entwickeln im stählenden Kampfe der Konkurrenz. Aber die Kinder gehören aufs Dorf, sollen sich auf Heuschobern wälzen, im Gänsebach ihre Schiffchen schwimmen lassen, in alten Kleidern, die sie zerreißen und beschmutzen dürfen, nach Herzenslust herumlaufen. Und ebenso gehören wieder in die Kleinstadt oder aufs Dorf die ältern Leute, die nicht mehr recht nachzukommen vermögen weder bei der Jagd nach Gewinn, noch bei derjenigen nach Genuß. Wer nicht mitthut, steht in der Großstadt bald isoliert, wird ausgemustert wie von einer Maschine, die alle überflüssigen Bestandteile von selbst ausstößt. Freilich mancher, der vom zwanzigsten bis zum vierzigsten Jahre so mitgethan hätte in dem großen Hexenkessel, könnte sich später in die einfachen Verhältnisse des Landlebens oder einer Kleinstadt gar nicht mehr hineinfinden, und so wird mein Rezept, wie man sein Leben zwischen Großstadt und Provinz verteilen sollte, schwerlich besonders Anklang finden.

Habe ich von der Unfruchtbarkeit des Sandbodens oben gesprochen, so will ich aber durchaus nicht gesagt haben, jener Ausflug nach Potsdam sei ohne Reize landschaftlichen Charakters gewesen. Schon bei Station „Hundekehle“ (soeben ist dieser Stationsname offiziell abgeschafft und durch „Grunewald“ ersetzt worden) beginnen die großen Wälder. Später bei Wansee, wo der Gedanke an den Tod des unglücklichen Kleist die Phantasie beschäftigt, wird trotz dieser melancholischen Reminiszenz die Gegend recht heiter und

eröffnet weite Prospekte über den See bis gegen Spandau. Dann bei Potsdam, wo das königliche Schloß Babelsberg sich erhebt aus schönem Waldesdickicht und überhaupt viele Villen an den Ufern der Seen emportauchen, macht sich das Vorwalten des feuchten Elements mit seinen fast unübersehbaren glitzernden Spiegeln sehr angenehm fühlbar. Hier herrscht auch eine rege Schiffahrt und überall tauchen Segel von stattlicher Größe auf. Ueber alle dem der endlos weite Himmel der Ebene mit seinen fernen Wolkenzügen, da und dort ein paar Windmühlen, die heute, als am Bußtage, in sabbathlicher Feierlichkeit ihre steifen Arme unbeweglich emporhalten. Es ist dies alles für unsereinen, der in Berglandschaften aufgewachsen ist, ein wenigstens durch den Reiz der Neuheit bedeutsames und gewiß in seiner Eigenart auch schönes Bild, das mir denn auch meine Berliner Freunde mit Stolz aufwiesen. Jemand in der Gesellschaft verstieg sich sogar zu der kühnen Behauptung, daß Berlin, wenn es statt Potsdam hier läge an diesen Havelseen, wohl die schönste Residenz der ganzen Welt wäre. So was freut mich; ich habe es gern, wenn die Leute ihre Heimat lieben, deren landschaftliche Reize bis in die geheimsten Winkel ausstudieren und es immer wieder zu Hause am schönsten finden. Man müßte schon ein ziemlich lächerlicher Disputierhans sein, um einer so naiven Bewunderung der heimatlichen Flur ernsthaft entgegenzutreten.

In Potsdam habe ich auch das alte Königsschloß Sanssouci besucht. Das muß ich gestehen, daß einem überall eigentümlich wohl wird, wo man auf direkte Erinnerungen an den großen Friedrich stößt. So ging mir's neulich im Berliner Zeughause. Es ließ mich alles kalt, bis ich an die Waffen und Monturstücke kam, die uns die Feldzüge des siebenjährigen Krieges vor Augen führen und den herben

Heldengeist jener für die preußische Monarchie und für ganz Deutschland entscheidenden Großthaten. Uebrigens liegt Sanssouci in seinen prächtigen Gärten altfranzösischen Stils so wundervoll da, daß selbst ohne die Erinnerung an den alten großen Preußenkönig der Aufenthalt daselbst ein höchst angenehmer sein müßte.

Will der Berliner an Sonntagen nicht so weite Ausflüge unternehmen wie nach Potsdam, so bleibt ihm Charlottenburg oder auch zu allernächst der zoologische Garten, der für eine Großstadt doch ein rechtes Bedürfnis ist und denn auch reichlich frequentiert wird. Er ist in ausgezeichnetem Stand und enthält die seltensten Tiere, die sich anscheinend sehr wohl befinden, Junge bekommen und sich nach ihrem Naturbedürfnis Bewegung machen.

In der Stadt selbst liegt das Aquarium, wo besonders der Behälter der neulich aus Ostindien angelangten Brillenschlangen dem Besucher ein gewissermaßen dramatisches Interesse gewährt, wenn man z. B. sieht, wie eine lebendige Maus unter diesen Ungeheuern sich aufhält und keineswegs abwartet, ob sie von dem einen oder dem andern derselben werde verschlungen werden, sondern ihrerseits zum Angriffe übergeht und bald da, bald dort eine der Schlangen wütend in die Schuppen beißt, bis der unvermeidliche Augenblick herannaht, da ein Giftzahn sich in ihr Fleisch schlägt und dem Heldentum des kühnen Tierchens ein schreckliches Ende bereitet.

An andern Sehenswürdigkeiten ist Berlin nicht besonders reich; ich erwähne noch die großen Rundpanoramas der Schlachten von Sedan, Paris u. dergl., die man jetzt in allen Großstädten und selbst in kleineren Städten bis zum Ueberdruß sieht. Das Panoptikum endlich, ein großes und schlechtes Wachsfigurenkabinet, wird von gebildeten Berlinern

niemals besucht; es ist eine unschuldige „Bauernfängerei“ für den Fremdling aus der Provinz und verdankt seinen Ruf, wie ich bestimmt glaube, nur einer bekannten Berliner Posse, durch die es in den Mund der Leute gekommen ist.

Ich schließe hiemit meine Briefe aus der deutschen Reichshauptstadt, die ich im ganzen mit den besten Eindrücken verlasse. Denn hier wohnt ein in seinem innersten Kerne tüchtiges Volk, das mächtig im Aufblühen begriffen ist und zwar sowohl auf industriellem wie auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiete, nachdem die politisch-kriegerischen Erfolge die Basis für dieses staunenswerte Emporkommen geschaffen haben. Das Beste, was Berlin hat, kann hier nicht einmal geschildert werden, da es nicht umgeht am hellen Tage, — dies nach echtem Geisterbrauch. Ich meine den Geist der Wissenschaft und der unermüdlichen Kritik, dem Deutschland und durch Deutschland alle Welt so große Kulturfortschritte verdankt. Wohl habe ich einzelne bedeutende Männer auf den Gebieten der Wissenschaft und der Kritik kennen gelernt; es ist aber bei ihnen accurat wie bei uns, daß über den Genius eine Menschenhaut gespannt ist und diese wiederum in weiße Wäsche und schwarzen Rock sich hüllt. Nur daß denn doch der Genius ein bischen stärker, als bei uns landesüblich, aus dem irdischen Gewölk herausblitzt mit rosenfarbigem oder blauem Wetterleuchten. Der großen Versuchung, Namen zu nennen, kann ich nicht besser aus dem Wege gehen, als indem ich hier rasch den Brief zumache.

Postscriptum. Doch gestatten Sie mir noch einen Nachtrag, ein paar Worte hauptsächlich über die idyllischen Stunden, die ich auf der Heimreise in Thüringen erlebt habe.

Heimkehr durch Thüringen und Süddeutschland.

Nachtrag zu den Briefen aus der deutschen Reichshauptstadt.

Wie eine hellblaue Glasglocke wölbte sich der lichte Morgenhimmel eines sonnigen Frühlingstages über der unübersehbaren Ebene. Der Eilzug trug uns soeben an Halle vorüber; auf den mit wallender grüner Saat bestandenen flachen Aeckern spielten — dem Bahnhofe von Halle gegenüber! — junge Hasen; wir konnten ihrer sieben zählen vom Waggonfenster aus, und ich erinnerte mich der Klagen, die im Gespräch mit mir ein freisinniger Abgeordneter des Reichstages über den Wildschaden in Deutschland geäußert hatte. Und weiter toste der Schnellzug in immer freundlichere Gegenden. Das Auge sah wieder Blumen auf den Wiesen und die trostlosen Berieselungsfelder Berlins waren vergessen. Wir waren vor einigen Stunden an denselben vorübergefahren; sie verdanken ihre Existenz der gewiß kühnen und wahrscheinlich nicht aussichtslosen Idee, daß die Großstadt durch Ablagerung aller ihrer stercoralen Abfuhrstoffe nach und nach die steinigte und sandige Ebene in fruchtbaren Humus verwandeln könne. Eine Stadt, die sich ihre Gegend selbst anschafft, sich ähnlich wie die Bienen ihren Stock baut aus dem, was durch ihren Leib gegangen! So gewaltsam ist alles in der Anlage Berlins, aber auch so methodisch konsequent auf ferne Ziele losmarschierend mit festem Vertrauen, daß vernünftige Berechnung zuletzt ein gutes Resultat liefern müsse. La raison finira par avoir raison.

Aber trotz dem moralisch Erhebenden, das in einem solchen Riesenkampfe des Menschen gegen die Natur liegen

mag, war ich doch recht glücklich, als Mutter Erde mir wieder ein freiwillig freundliches Antlitz zeigte, so bei dem lieblichen Badeorte Kösen und nun bei der Einfahrt ins weimarische Land.

Alle im Waggon lebten auf, die Unterhaltung der Reisenden bekam Kolorit. Als in Apolda ein wunderschönes Mädchen einstieg, fragte einer aus unserer Gesellschaft — ich bin's nicht gewesen, das kann ich beschwören —, wie die Station denn heiße. „Apolda", flötete die artige Weimarerin, die noch nicht wußte, daß ein allein reisendes Mädchen nicht nötig habe, solche ins allgemeine gestellte Fragen eines fremden Herrn zu beantworten. Der aber sagte darauf — er war wohl aus Kalau gebürtig —: „Apoll'da? Warum nicht gar! Venus-da sollte eine Station heißen, wo solche schöne Fräulein einsteigen." Da gab's dann eine kleine Verlegenheit im Waggon; denn nach einer solchen Einleitung müßte man das Gespräch auch in demselben Tone mit Laune fortzusetzen imstande sein. Aber der Kalauer schämte sich ein bischen, sobald das dicke Kompliment dem Zaun seiner — wahrscheinlich falschen — Zähne entschwebt war und schwieg still, während die Schöne errötend links zum Waggonfenster hinaussah. Ich saß ihr gegenüber und sah auch hinaus. Denn dort unten im kleinen Wiesenthal schimmerte ein mir wohlbekanntes Silberband, das Flüßchen Ilm. Und dort hinter jenem Dorfe mit den roten Ziegeldächern liegt das Gut Osmanstedt, wo Wieland seiner Sophie La Roche und deren Enkelin ein Denkmal der Liebe errichtet hat.

In Weimar stieg ich aus, und die Schöne von Apolda, die hier zu Hause ist, stieg ebenfalls aus. Wie ich so hinter ihr dreinging, die Straße vom Bahnhof hinab in die ihren Mittagsschlaf haltende kleine Residenz hinein, kam das artige Kind mir vor wie die Muse der Sentimentalität. Und noch

einige Mädchen und Frauen in Weimar, denen ich später begegnete, haben mir diesen Eindruck gemacht. Die Tradition der Goethe-Zeit ist hier noch in mancherlei Nachwirkung zu verspüren. Auch leben ja diese Leute noch beinahe in denselben Lebensbedingungen, die vor hundert Jahren hier galten. Ihnen selbst kommt es gewiß nicht so vor; wie alle Kleinstädter (und selbst Großstädter!) sehen sie nur „die ungeheuren Veränderungen der letzten Jahrzehnte.“ Aber der Fremde, der nach Weimar kommt, erkennt ziemlich bald, daß hier nach wie vor der Hof und das Theater, das Theater und der Hof die geistigen Centren sind, um die sich das ganze Leben dreht. Kunstschulen für die bildenden Künste und für Musik sind dazu gekommen; auch diese können nur dazu beitragen, den musischen Charakter der kleinen Stadt an der Ilm noch stärker hervortreten zu lassen. Im übrigen ist Weimar ein liebes unbedeutendes Nest. Wie schlummerten seine Straßen so friedlich in der gelben Nachmittagssonne, die sich breit an die Häuserflächen legte! Ein Herr Leander X**, der einen Kramladen hält, wollte von Wachszündhölzchen in seinem Leben noch nie etwas gehört haben. Dafür erinnern — vielleicht ganz zufälligerweise — zwei Restaurationslokale, „Restauration Werther“ und „Nicolais Restauration“, an die Litteratur des vorigen Jahrhunderts. Im altehrwürdigen „Elephanten“, dem in der Klassikerperiode oftgenannten Hauptgasthofe Weimars, trank ich ein Glas Bier, worüber eine Gesellschaft von Stammgästen ganz wortlos wurde, bis der fremde Eindringling sich wieder verzogen hatte. So atmet alles in den Gassen Weimars die Luft der engen deutschen Kleinstadt: der verdrossene Schullehrer, den die Buben grüßen, der aber ihren Gruß nicht erwiedert, weil es ihm zu heiß ist oder weil er an etwas anderes denkt, die das großherzogliche Schloß hütenden, in den hellen Sonnentag hinein-

starrenden steifen Soldaten, ein paar gelangweilte Schauspieler zu Füßen des Goethe-Schiller-Denkmals am Theaterplatze, der Sattler, der seine Matratzen mitten in der Hauptstraße flickt, die zwei Stadtpolizisten, die gähnend dem Metzger Karl Bauch — so heißt er — zuschauen, wie er mit seinem gelben Hunde spielt; o! es ist eine nervenberuhigende Stadt, dieses Weimar! Höchstens das Klavierspiel, das aus einigen offenen Fenstern unter den Dachgiebeln herabdringt und auf Lisztsche Transskriptionen deutet, klingt verdächtig für die Ruhe der Nerven.

Jetzt aber habe ich die engen Gassen hinter mir und bin hinausgetreten in den Park, in diese herrliche Anlage, eine der frühesten in Deutschland, welche englischen Stil in die Gartenbaukunst einzuführen wagte. Hier nun dringt mit Doppelgewalt auf mich ein die natürliche Schönheit der Landschaft und eine Welt von heiligen Erinnerungen. Im lichten Frühlingsgrün stehen alle Laubbäume des Parkes da, mächtige hohe Waldesriesen, die viele Geschlechter schon überdauert haben. Sie haben dem müden Dichter gerauscht, der seinen unvollendet gebliebenen „Demetrius“ in diese stillen Wandelgänge hinaustrug. Sie haben den jungen und den alten Goethe gesehen, die übermütigen Feste dort unten an der Ilm und die einsamen Spaziergänge des Greises, der fast alle seine Lieben überleben mußte. Bei jedem Schritte Ueberraschungen: hier das Borkenhäuschen, dort das kleine Monument „Genio hujus loci“, eine Schlange, die sich an einem Säulenstumpf emporwindet und einige ihr zum Opfer hingelegte Kuchen zu verzehren scheint, dann das römische Haus, und jetzt plötzlich, dort unten an der Ilm, — ja! es ist kein Irrtum, von da drüben leuchtet es weiß herüber aus dem dunkeln Grün der Bäume — Goethes Gartenhäuschen!

Nämlich ich bin kein Antiquitätenjäger, kein Reliquienanbeter, kein Goethe-Stationen-Pilger im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Ich habe hell aufgelacht, als ich dieser Tage las, Herr Baron von Putlitz habe den Schneider entdeckt, der jenen berühmten blauen „Wertherfrack“ und jene Nankinghosen angefertigt, in denen sich der junge Jerusalem erschoß. Aber was ich grüße an diesen geweihten Stellen, — es ist die Menschheit selbst, die hier einst so wunderbare Angebinde empfing, die sich hier verjüngte, erneuerte, auf zukünftige Zeiten vorbereitete und stärkte, der sich von hier aus eine wohlige Wärme in das Herz und ein weisheitsvoller Gedanke in das Haupt goß, wovon wir noch immer die Nachwirkung spüren. Und dann! Sind wir nicht alle mit diesen Werken unserer großen Dichterheroen emporgewachsen als mit den guten Genien unseres Zeitalters? Ist es also nicht auch die eigene Jugendzeit mit all ihren Idealen, die wir an solcher Stätte grüßen? Hier stand vor zwanzig Jahren ein schmächtiger Student aus dem nahen Jena und sein thöricht Herz schwoll ihm von großen Zukunftsgedanken. Und heute durchzieht ihn ein wehmütigsüßes Gefühl von unadressierter Dankbarkeit, daß es ihm wenigstens vergönnt gewesen, nach zwanzig Jahren eines stillen Wandelns im Sonnenschein wieder an dieser Stätte zu stehen, an dem „Erwählten Fels“, dem Denkmal der Liebe, oder vor jener andern Inschrift, wo der große Dichter „dem Traurigen Trost, dem Zweifelhaften Belehrung“ wünscht, „dem Liebenden, daß ihm begegne sein Glück“ und „Jeglichem, was er im Stillen begehrt.“ Nun ist ja die Zeit längst vorüber, wo mit tausend bewimpelten Masten der Jüngling in den Ozean auslief; schon begreift das Herz, wie es dem Greise zu Mute sein wird, wenn er still mit gerettetem Boot in den Hafen treibt. Aber wenn auch alle die thörichten Blütenträume nicht reifen konnten,

— was einst in dem jungen Herzen glühte und von der Sonne deutscher Poesie Nahrung borgte, es hat doch einem ganzen Mannesleben Wärme geschenkt, und wo nicht Trauben edeln Weines wachsen konnten, da freuen sich am Ende auch die Johannisbeeren, wenn der Himmelsstrahl ihre blassen Früchte rötet.

Gar entzückend schön sind die Ilmwiesen am Abend. Dem kleinen Fluß ist ein leichter Nebel entstiegen, dessen Duft die Erlengebüsche der Uferränder doch nicht zu verhüllen vermag. Die Riesenbäume des engen Thales werfen ihre Schatten auf das smaragdene Grün, auf dem noch die Lichter der Abendsonne spielen. Dann versinkt die glühende Feuerkugel hinter den höchsten Wipfeln des Parks. Von der andern Seite aber, hinter dem kleinen Hügel, an dessen Abfall das Gartenhäuschen steht, — was schwebt da hervor, leise, leise wie der langsam anschwellende erste Ton eines Abendliedes? Es ist die noch blasse Vollmondscheibe. Aber wie sie sich trennt dort von den Spitzen der Taxuswipfel und höher und höher emporsteigt und jetzt in die plätschernden Wellen der Ilm einen silbernen Streifen wirft, gewinnt sie von Augenblick zu Augenblick an Leuchtkraft, und endlich beherrscht sie den Wiesenplan, die Abhänge des kleinen Thals, die Ufer, die Brücken, die Kieswege und die weißen Denkmale im schweigenden Park.

„Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.“

In derselben Nacht fuhr ich nach Eisenach, um am nächsten Morgen der Wartburg einen Besuch zu machen. Nicht den ersten! Aber man erneuert gern die alten Ein=

drücke, hier besonders, wo eine solche Flut historischer Erinnerungen auf uns einstürmt.

Es ist doch ein merkwürdiges Land, dieses kleine Thüringen, wo drei entscheidende Epochen im geistigen Leben der deutschen Nation ihren stimmungsvollen Schauplatz gefunden haben. An die Wartburg knüpft die Sage die edelsten Namen deutschen Minnesangs. Hier begann später Luther seine Bibelübersetzung, die Grundlage der modernen deutschen Sprache. Endlich war abermals Thüringen — diesmal Weimar — die Stätte, wo noch mächtigere Geister als die deutschen Minnesänger jene tieftönenden Saiten rührten, die noch heute schwingen. Wo findet man es sonst, daß dreimal der Genius eines großen Volkes dasselbe kleine Land sich zum Hochsitz erkor? — —

Der Aufstieg zur Wartburg war ein höchst lohnender Morgenspaziergang. Zu Häupten das maifrische Grün der Buchen, links die Aussicht in stille Thäler und Schluchten, rechts in die ferne unendliche Ebene, wo zuweilen ein einsamer Hügel wie eine Insel im Ocean die Gleichförmigkeit der Bodenbeschaffenheit unterbricht. Und je höher ich stieg, desto größer das Meer der Tannenwipfel des Thüringer Waldes, der sich von Berg zu Berg nach Süden zieht und da und dort eine alte Burg, einen Aussichtsturm gewahr werden läßt.

Die historischen Kuriositäten der Wartburg beschreibe ich nicht; nur zwei von den Sprüchen Walters von der Vogelweide, die den Sängersaal schmücken, mögen hier eine Stelle finden:

„Jeglicher Minne Rose treit den Dorn“

und

„Das Band wohl niemand findet,
Das die Gedanken bindet.“

Wunderschön ist der Abstieg von der Wartburg nach der kleinen Schlucht des Annathals und dem sanften, von Teichen belebten Grunde des Marienthals, wo noch immer an der gegenüberliegenden Felswand ein riesengroßes M prangt, das einst zu Ehren Maria Paulownas in den Fels gemeißelt wurde. Die Vormittagssonne lockte aus den Tannen den würzigsten Duft und auf den offenen Waldwiesen sah man das flimmernde Emporwallen der aus den Blumen und Gräsern steigenden warmen Hauche; die Luft tanzte, wie wenn ein mächtiges Feuer angezündet wäre. Im Walde drüben rief der Kuckuck, wilde Tauben badeten sich in einem Teiche des Thals und die schwärmenden Bienen erfüllten die sanften, sonnigen Abhänge mit ihrem Summen. Der Friede dieser stillen Waldeslandschaft ist ein unvergleichlicher, größer, als der unserer schönsten Alpenlandschaften, wo der ungeheure geologische Vorgang, der einst diese Felsen auseinandergesprengt, diese Berge gigantisch getürmt, jene Schluchten tief gespalten hat, auch denjenigen zu einer gewissen Unruhe aufregt, der die Riesenschrift der Natur nicht eigentlich lesen, sondern höchstens buchstabieren gelernt hat.

Das kleine altväterische Eisenach paßt auch gar gut in diese Landschaft. Es war gerade Jahrmarkt auf dem Platze beim alten Dom. Die Landleute — wahrhaftig! sie sehen noch alle aus wie auf den Bildern, die uns Lukas Kranach von den Zeitgenossen Luthers gemalt hat. Und neben einem alten Thor, in die Stadtmauer gebaut, steht ein kleiner, kleiner Spezereiladen, worin eine Greisin aus Zuckerkugeln verfertigte Rosenkränze verkauft, die sich — ich möchte schwören darauf — hier erhalten haben aus den Zeiten vor der Reformation. Die alte Frau sagt zu uns mit gleichsam staubiger Stimme: „Vormals ging das Geschäft besser.“ Das ist sicherlich nur eine Redensart, die sie von ihren

Eltern her hat, und die haben's von den Voreltern und so weiter bis zu jener Ururahne, die, als die Kirchenverbesserung Luthers aufkam, sich zum erstenmale wirklich mit Recht beklagen durfte, jetzt gehe das Geschäft mit den süßen Rosenkränzen schlechter als vorher. Die andern haben es ihr bis heute nachgebetet, ohne recht zu wissen warum. So still, so gleichförmig verläuft hier den Menschen ihr Leben. Und doch hat ein Korb voll Orangen seinen Weg auf den Eisenacher Jahrmarkt gefunden und die Bäuerinnen kaufen von den gelben Hesperidenäpfeln und tragen sie über die Berge heim in die stillen Walddörfer zu den Kindern mit den altdeutschen Gesichtern, die dort hinten so friedlich und weltabgeschieden leben, bis eines Tages der Ruf des obersten Kriegsherrn deutscher Nation sie auf ein französisches oder russisches Schlachtfeld führt. Hinter der Hauptkirche am Marktplatze steht das Denkmal für die in den Jahren 1870 und 1871 Gefallenen, mit einer Inschrift, die vom „heiligen Kampfe" spricht.

Daß man in Thüringen noch immer billiger lebt als anderswo in Deutschland, ist ziemlich bekannt. Die Table d'hote im ersten Gasthof zu Eisenach kostet 2 Mark, für Kinder, wie ausdrücklich angeschlagen steht, 1 Mark 25 Pfg. Dabei ist es eine Table d'hote mit köstlichen Forellen, mit Geflügel, kurz, allen Ansprüchen reichlich genügend. Nur in den Betten können es thüringische Hotels mit schweizerischen nicht aufnehmen; man liegt in diesen Betten wie in einer zu wenig gespannten Hängematte, wo alles nach der Mitte zu in eine Grube zusammenrutscht.

Die Lokomotive „Meyerbeer" — Deutschland ehrt seine berühmten Männer! — brachte mich rasch nach Frankfurt a. M. Immer herrlicher gestaltete sich unterwegs die Gegend. Im Norden war eben erst der Frühling angelangt, als ich fortreiste, hier traf ich in diesen Maitagen schon in

den vollen Sommer. Durch die offenen Fenster des Waggons schwebten unzählige wandernde Blütensamen wie Miniaturluftballons, jeder hübsch aufrecht gehalten durch den kleinen schwereren Senkel, der dem schwimmenden Fahrzeug der Luft das Gleichgewicht gibt. Sie alle sind wie fahrende Ritter, die minnigliche Abenteuer suchen; und wie mancher fällt in den Schlot der dampfenden Lokomotive oder fängt sich in den Polstern des Waggons. Die andern aber tänzeln froh zum Fenster hinaus, und weiter treibt sie der Wind in die nächsten Felder und Hecken.

Eros, allmächtiger Gott, wie dienet dir alles Geschaffne!

Das vergnügliche Frankfurt und das wallumgürtete Straßburg liegen unsern eigenen Grenzen so nahe und sind bei uns so bekannt, daß ich vorziehe, über die manchen guten und schönen Dinge, die ich in diesen Städten erlebt, mit Stillschweigen hinwegzugehen. Auch war mir, da ich von Berlin kam, der Sinn mehr aufgeschlossen für die Naturschönheiten Süddeutschlands, als für die Städte, die nun doch, im Vergleich zur deutschen Reichshauptstadt, sich ein wenig klein und keineswegs imponierend ausnahmen. Dafür schwelgte ich im Beschauen der sanftgeschwungenen edeln Höhenzüge des Schwarzwaldes und der ihm zwar nicht ganz ebenbürtigen Vogesen, und selbst jedes Feld mannshohen Roggens war meinem Auge ein Genuß. Zuletzt dann stiegen jenseits des Rheins unsere Berge auf, anfangs nur die kleinen, aber lieblichen Ausläufer des Jura bei Basel, später die stolzeren Formen desselben Gebirges bei Olten und endlich die Gipfel der Alpen, die hohen Olympier, zu denen wir täglich emporschauen. Aber nicht mit einem Panegyrikus auf unser Land will ich diese Reiseerinnerungen schließen, sondern, wie es wohl recht und billig ist, nachdem ich in Deutschland so viel des Guten und Schönen gesehen, mit dem Ausdrucke meiner

Ueberzeugung, daß da drüben in germanischen Landen ein Volk lebt, das noch eine große Kulturmission zu erfüllen hat. Nicht mit den Waffen, wie sie selbst es glauben, obschon sie ja 'nicht zu tadeln sind, wenn sie, im Lande der offenen Grenzen, das Aeußerste thun zur Abwehr jeden Feindes. Aber ihre Kulturmission erfüllen sie als das Volk konsequenten Denkens, das mit dem tiefernsten Geiste seiner Wissenschaft das befreiende Werk Luthers, Kants und Lessings unablässig fortsetzt und gemäß seiner idealen Anlage berufen ist, sowohl dem cynischen Gebaren der slavischen Stämme wie dem materiellen Genußleben der an und für sich so liebenswürdigen romanischen Nationen eine Einschränkung entgegenzusetzen, namentlich aber auch ein fester Damm zu sein gegenüber dem von Amerika und England aus auch unsere Länder infizierenden Geiste konventioneller Heuchelei auf dem Gebiete des religiösen Lebens.

Nach solchen Gesichtspunkten sollten wir die Deutschen beurteilen und für ihre staatlichen Einrichtungen, so weit sie uns mißfallen müssen, wenigstens das notwendige historische Verständnis haben, das uns begreifen lehrt, warum Deutschland leider noch immer auf seiner Denkerstirn den europäischen Gendarmenhut tragen muß. Ganz falsch ist es, nach einzelnen, die Schweiz bereisenden, uns vielleicht unsympathischen Individuen ein geringschätziges Urteil über die ganze Nation sich zu bilden. Das sollten wir doch längst wissen, daß der auf Reisen begriffene Mensch sich persönlich in einem Ausnahmezustande befindet und daß man ein Volk, will man es kennen lernen, da aufsuchen muß, wo es zu Hause ist. Nun, der Gesamteindruck, den ich von meiner Reise heimgebracht habe, ist der, daß dieses Volk trotz einigen Erschwerungen seines Daseins, wohin ich besonders den noch notwendigen Militarismus rechne, ein im Innersten kern-

gesundes Volk ist, ein Volk von kräftigen Individualitäten unter Männern und Frauen, ein Volk, das sich entschieden im Aufblühen befindet und dessen mittlere Stände ein sehr hohes Bildungsniveau einnehmen. Setze ich nach diesem Lobe hinzu, daß ich mich in Deutschland gerne zuweilen darauf besonnen habe, daß es auch Franzosen in der Welt gibt und Französinnen, und wie schon in unsern südlichen Alpenthälern, geschweige im toskanischen Apennin, der ärmste Hirtenbube eine Spur uralter, zur zweiten Natur gewordener Civilisation des romanischen Stammes in jedem Wort, in jeder Bewegung an den Tag legt, so werden meine Freunde wissen, daß diese Reise meine längst feststehenden Ansichten nur wieder neu und kräftig unterstrichen hat.





Der Musenhof zu Meiningen.

Es war nicht hübsch von dem trojanischen Prinzen Paris, daß er die Nymphe Oenone, die ihm zu lieb ihren Vater und ihre Verwandtschaft verlassen hatte, um Helenas willen aufgab und sich ihrer erst wieder erinnerte, als ihm der Pfeilschuß Philoktets zwischen den Rippen saß und ihm ein wunderbarer Heiltrank in den Sinn kam, der sich in Oenones Besitz befand und mit dem sie ihn, als gutmütiges Mädchen, wirklich würde gesund gemacht haben, wenn er nicht, selbst angesichts des sichern Todes, sich verschworen hätte, er könne von Helena nicht lassen.

Es war das, wie gesagt, nicht hübsch von ihm; aber ich muß es ihm doch danken. Denn seine Treulosigkeit vor einigen tausend Jahren verschaffte mir 1891 meine erste Bekanntschaft mit dem Musenhofe von Meiningen und die Reise dorthin. Ich hatte über jene alte Begebenheit ein Stück geschrieben, von dem ich in diesem touristischen Buche insofern sprechen darf, als mich zu jener Arbeit, wie mir mit der Zeit immer deutlicher geworden ist, eigentlich auch mehr gewisse touristische Neigungen als das Interesse für die Leidenschaften jener Griechen und Trojaner verleitet

hatten. Ich sah damals immer das idäische Gebirge vor mir, auf dem die verlassene Oenone wohnte, jene bewaldete, windumstürmte Felskuppe, von wo ihr Blick weit über die Blachgefilde Ilions hinausschweifte, von wo sie mit den Augen bis Tenedos dem Segel folgte, das ihren nach Sparta ziehenden Gatten entführte. Ich hatte mich in dieser Gegend selbst gleichsam häuslich niedergelassen, spazierte manchmal nach Troja hinunter, oder ins griechische Lager, auch zur einsamen Insel Philoktets; kurz, es wurde mir idyllisch wohler, als es einem Tragiker werden darf. Die Spuren dieser pastoralen Wald- und Flurpoesie sind durch die ganze Dichtung verstreut, nicht zum Vorteil des dramatischen Nervs. Auch hatte ich, da ich sie schrieb, nichts anderes gedacht, als ein Buchdrama zu schreiben, was ein gewiß sehr unschuldiges Vergnügen ist.

Da kam mir die überraschende Kunde, das herzogliche Hoftheater in Meiningen wolle einen Versuch mit diesem Griechenstück machen. Daß sich in die große Freude hierüber etwelche Beklemmung mischte, brauche ich nach dem eben Gesagten nicht erst zu versichern. Aber die Freude überwog und steigerte sich aufs höchste, als ich eine Einladung des Herzogs erhielt, nach Meiningen zu kommen und der Erstaufführung meines Stückes beizuwohnen. Bei einem regierenden Fürsten zu Visite sein zu dürfen, das schien eigentlich noch ein interessanteres Abenteuer als die Aufführung eines Griechendramas. In einer früheren Dichtung („Der Wunderbrunnen von Is“ 1871, Verlag von J. Huber in Frauenfeld) hatte ich an der Stelle, wo ich meinen Helden an den Hof König Gradlons in Is brachte, folgende Betrachtungen angestellt:

Wie werd' ich, ach! bestehn in diesem Sange,
Ich armer Bürger einer Republik,

Jetzt da mein Held — dem, scheint es, minder bange
Als mir — sich schon bereitet mit Geschick
Zum höchst verhängnisvollen, ernsten Gange
An König Gradlons Hof? — Wenn ich erstick'
An all den Titeln, bis nur an die Thür
Ich ihn gebracht, — wer gibt mir was dafür?

Von Hofgunst hab' ich wenig nur erfahren
(Den Hühnerhof im teuern Elternhaus,
Wo sehr in Gunst ich war bei unsern Scharen
Gespornter Bramaputras, nehm' ich aus).
Im Hof zu Weimar war ich auch vor Jahren,
Doch, als ich mir die Freiheit nahm heraus,
Mir eine Bank zum Sitzen aufzusuchen,
Trieb ein Gefreiter mich hinweg mit Fluchen.

Das sollte nun anders kommen.

Es war in der zweiten Woche März, daß ich die Reise antrat, gerade in den Tagen, als man in unseren Zeitungen lesen konnte, wie das Festspiel für die Bundesfeier in Schwyz mit Umgehung aller der schweizerischen Poeten, die etwa schon auf dramatischem Gebiete sich versucht hatten, dem Komite der sogenannten Japanesengesellschaft in Schwyz war übergeben worden. Da war es nun durchaus keine Verleugnung republikanischer Grundsätze, sondern einfach die Anerkennung wirklicher Thatsachen, wenn ich meinem Reisegefährten, dem Herrn Dr. med. Arnold Ott, dessen Volksstück „Agnes Bernauer" vor zwei Jahren ebenfalls in Meiningen die erste Aufführung und glänzende Aufnahme gefunden hatte, im Waggon heiter, aber bestimmt auseinandersetzte, daß wir schweizerischen Dramatiker am Herzog von Meiningen jedenfalls einen unendlich freundlicheren und thätigeren Förderer unseres poetischen Schaffens besitzen als an unserem schweizerischen „Ministerium der schönen Künste."

Bei der Ankunft in Meiningen wirkten anfänglich einige Aeußerlichkeiten, die nun einmal zum Zeremoniell jedes Hofes gehören, ein wenig einschüchternd. Daß unsereins schlichter Republikaner auf dem Bahnhof von einem Hofmarschall „im Namen Sr. Hoheit des Herzogs“ willkommen geheißen, in einer Hofequipage zum Schlosse gebracht und durch ein Spalier von betreßten Dienern dem Herrn des Hauses, der zugleich Landesherr ist, zugeführt wird, das ist man eben einfach nicht gewöhnt und man schnappt ein bischen nach demokratischer Luft wie der ans Land gezogene Fisch nach seinem Element. Aber bald konnte ich spüren, daß ich mich zu Meiningen keineswegs in stickender Hofluft befand. Im Meininger Fürstenhause ist vielmehr edler Freisinn traditionell, was ich sogleich durch eine kleine Anekdote belegen will, welche mir an einem der ersten Tage der Herzog selbst erzählte.

In dem vorderen, dem besonders prunkvollen der beiden Salons, die man mir zur Wohnung angewiesen hatte, befanden sich — in Oel und Pastell — die Gemälde vieler früheren Herzoge und Herzoginnen von Meiningen; es war eine Art Ahnensaal. Hier hing nun unter anderem auch das Porträt des Herzogs Georg Friedrich Carl, der von 1761—1803, also über die Zeit der französischen Revolution hinaus, regiert hatte. Vor dem Bildnisse dieses Ahnherrn stehend, erzählte mir der Herzog, daß ein Meininger Höfling in den 90 er Jahren des vorigen Jahrhunderts sich bei diesem seinem Landesherrn dadurch besonders habe in Gunst setzen wollen, daß er ihm eine Liste präsentierte, auf welcher diejenigen Meininger Bürger aufgezeichnet standen, welche verdächtig waren, mit der französischen Revolution insgeheim zu sympathisieren. Der Herzog las das Verzeichnis; dann ging er zu seinem Schreibtische, setzte mit energischem Feder=

zug seinen Namen Georg Friedrich Carl zu den Namen „der Verschwörer“ und gab so das Verzeichnis dem beschämten Höfling zurück.

Diese kleine Geschichte genügt, die humane und freie Gesinnung, welche den jetzt regierenden Herzog Georg II. vor anderen Fürsten auszeichnet, als teilweise angestammtes Erbteil erkennen zu lassen; man braucht nicht einmal darauf hinzuweisen, daß der so durch und durch freisinnige große deutsche Humorist Jean Paul (Richter) seinerzeit an diesem Hofe ein gern gesehener Gast war.

Der jetzige Herzog wird daher auch in seinem Lande von der Bevölkerung verehrt und geliebt wie ein guter Vater von gutgearteten Söhnen. Auf Spaziergängen in den die Residenz Meiningen (12,000 Einwohner) umgebenden Wäldern traf ich bald mit Leuten aus der Stadt, bald mit Bauern zusammen; immer war es dasselbe Lied der treuen Anhänglichkeit und schrankenlosen Bewunderung, was in Bezug auf den Herzog und seine liebenswürdige und kluge Gemahlin Helene mir entgegentönte. Ein Förster aus dem Koburgischen sagte mir sogar: „Sehen Sie! unser Landesherr“ — er meinte den Herzog Ernst von Koburg-Gotha — „hat zeitlebens Popularität gesucht und sie doch eigentlich nicht erreicht; dieser da, der Meininger, der besitzt sie, ohne daß er sie jemals gesucht hätte.“ Im Ausland weiß man das zu wenig; dort ist der Herzog von Meiningen hauptsächlich nur als der verständnisvolle Theaterfreund, als der geniale Schöpfer jener prachtvollen Massengruppierungen und jener vollendet schönen Inszenierungen klassischer Stücke bekannt, überhaupt als ein fürstlicher Mäcen, der alle Künste schützt und fördert. In seinem eigenen Lande aber rechnen ihm zwar die kunstsinnigen gebildeten Einwohner diese Verdienste ebenfalls hoch an, übersehen jedoch über denselben keineswegs seine wahrhaft

landesväterliche Regierungsthätigkeit, zu welcher unter anderem auch gehört, daß er an einem bestimmten Wochentage jedem seiner Landeskinder Audienz erteilt und so persönlich ratend und helfend eingreift, wo dieser oder jener sich in einer besonders schwierigen Lage befindet. Man kann sich vorstellen, daß diese fortwährend bestehende Möglichkeit eines direkten mündlichen Verkehrs des Bürgers mit dem Regenten allfälligem bureaukratischem Mißbrauch der Amtsgewalt seitens unterer Beamter wirksam vorbeugt. Von letzteren möchte sich wohl niemand unterstehen, den Unwillen des Herzogs herauszufordern; denn — ganz abgesehen von seinen persönlichen Machtbefugnissen in seinem Lande — ist der jetzt (1891) im 65sten Lebensjahre stehende Herr eine ungemein imponierende Persönlichkeit, eine eigentliche Heldengestalt voll Kraft und Feuer, über sechs Fuß hoch, mit herkulischem Nacken, auf dem ein edles Haupt sitzt. Die blitzenden blauen Augen bekunden ein lebhaftes, ursprünglich wohl cholerisches Temperament, das jedoch gemäßigt erscheint durch natürliche Güte, tiefe Humanität und Lebensweisheit, wie die Jahre sie als schönstes Geschenk dem gereiften Manne gewähren.

Bei einem militärischen Galadiner, dem ich beizuwohnen die Ehre hatte, war es mir geradezu wohlthuend, wenn meine Blicke, nachdem sie der Reihe nach die martialischen Physiognomien der eingeladenen hohen Militärpersonen gestreift hatten, auf den schönen, im besten Sinne menschlichen Zügen des Herzogs ruhen konnten, der auch in der Uniform, die er bei dieser Gelegenheit ausnahmsweise trug, einen wirklichen Friedensfürsten vorstellte. Und doch muß er sich in dem eisernen Küraß und im Helm mit dem Adler zur Zeit des Feldzuges 1870—71 wie einer der Nibelungenrecken ausgenommen haben; diese Waffenstücke aus jenen ernsten

schicksalsvollen Tagen hängen in einem seiner Gemächer und gemahnen durchaus an alte Nordlandshelden.

Aber obschon auch heute noch der Herzog seinen soldatischen Angelegenheiten alle Aufmerksamkeit schenkt — ich sah ihn unter anderem einem Landwehrregiment die Fahne feierlich überreichen, wobei er an die Truppen eine kurze patriotische Ansprache hielt und sich mit seiner gigantischen Figur vor der Front prächtig ausnahm, — diese militärischen Dinge liegen seinem innersten Wesen doch ziemlich fern. Wie jeder rechte Deutsche sieht er zwar die kriegerische Stärke des Reiches als eine durch die Zeitumstände gebotene Notwendigkeit an und hebt mit einem gewissen Stolze hervor, daß Deutschland im Fall eines Krieges sofort 20 Armeekorps in die Schlachtlinie zu stellen vermag; aber er gewiß am wenigsten von allen deutschen Souveränen wünscht die Verwirklichung dieses furchtbaren kriegerischen Schauspiels. Seine Interessen sind friedfertige, weil sie künstlerische sind. Er selbst ist übrigens nicht nur genießender Kunstfreund, auch nicht nur der erste Regisseur seines Hoftheaters, sondern ausübender, schaffender Künstler; er zeichnet und malt und zwar weit über gewöhnliches Dilettantentum hinaus. Hervorragende deutsche Maler hatten mir schon früher die Erfindung, die zeichnerische Kompositionsgabe des Herzogs gerühmt; ich bin nun so glücklich, in den Zeichnungen, welche der Herzog für die Dichtung „Oenone“ entwarf und mir zum Andenken schenkte, gewissermaßen Aktenstücke seines Kunstschaffens zu besitzen, auch zugleich Aktenstücke seiner tiefgehenden Kenntnis des hellenischen Altertums. Diese Zeichnungen der Helme, der Schilde, der Schwerter, Speere und der sonstigen Armatur der griechischen und trojanischen Helden stimmen durchaus überein mit den Schilderungen der homerischen Dichtung. Und wo die Ilias nicht ausreichte, hat der fürst-

liche Zeichner andere antike Schriftsteller oder auch neuere Werke, wie die von Schliemann u. a., zu Rate gezogen. Die „Meininger“ hatten bis jetzt in ihren Stücken wohl öfter Römer, niemals Griechen auf die Szene gestellt; für die „Oenone“ wurden daher ganz neue Studien gemacht und danach die Waffen, die Geräte, die Kostüme angefertigt. Hier nur ein Beispiel, wie fein der Herzog alles bedachte. In dem Stück spielt der Bogen Philoktets eine besondere Rolle. Da nun Philoktet seinen Bogen einst von Herakles zu Geschenk erhielt, als er diesem auf dem Berge Oeta den Scheiterhaufen türmte, verordnete der Herzog in seinen Regieanweisungen ausdrücklich, daß Bogen, Köcher und Pfeile Philoktets nicht neu aussehen dürften, sondern den Eindruck alter Waffen machen müßten. Solche Sorgfalt bis ins Kleinste macht teilweise den Ruhm der „Meininger“ aus und das Beispiel dazu gibt der Herzog. Daß darüber auch die Hauptsachen der Inszenierung nicht zu kurz kommen, versteht sich von selbst. So waren bei der Aufführung der „Oenone“ die Berliner Gäste Max Grube (Devrients Nachfolger in der Direktion des kgl. Schauspielhauses in Berlin) und Fritz Mauthner „ganz weg“ über die Schönheit der Szenerie z. B. des zweiten Aktes und erklärten, daß Berlin dergleichen nicht biete. „Auch Paris nicht“ äußerte ein zufällig anwesender persischer Handelskonsul. Das ist nun nicht so zu verstehen, als ob namentlich große Pariser Theater in Ausstattungsstücken nicht einen feenhafteren Luxus entfalteten; aber die überwältigende Wirkung einer Szenerie liegt nicht allein oder wesentlich im Prunk, sondern in der malerischen Schönheit. In jenem zweiten Akte sah man durch die prächtigen großen Eichen, welche die Mitte der Bühne einnahmen, eine Meeresbucht von südlichem Charakter, ungefähr jene Küste, welche auf Claude Lorrains Gemälde

„Acis und Galathea" (Dresdener Galerie) den herrlichen Hintergrund bildet. Als nun in den Rahmen jener stimmungsvollen klassischen Landschaft die Gestalten der Oenone und Philoktets traten, da hatte das Auge ein fertiges Bild, zu dessen Erfindung jeder Maler sich hätte Glück wünschen dürfen. Ebenso war auch die Szenerie des letzten Aktes eine untadelhaft schöne. Hier war man im Palast des Priamos. Links im Vordergrunde ragte das reiche Trauergerüst empor mit der Leiche des Paris; ein wahrer „Schatz des Priamos", antike Gefäße treu den Schliemannschen Ausgrabungen nachgebildet, gab im Verein mit den Waffen des Helden Stimmung. Den Hintergrund bildete eine tiefe Säulenhalle, welche dem Blick gestattete, ganz Ilion zu überschauen, was von besonderer Wichtigkeit war, da gegen das Ende des Aktes die Stadt zu brennen beginnt, „was seine Mucken hat", wie der Herzog in seinen Notizen zu den Zeichnungen bemerkte, was dann aber sehr gut gelang.

Wenn nun die Leser in Erwägung ziehen, daß der kunstsinnige Fürst alle diese Mühe und besonnene Arbeit an das Drama eines bisher in der Theaterwelt unbekannten und unerfahrenen modernen Autors verwendete, dessen Stück in dem kleinen Meiningen naturgemäß nur zweimal das Haus zu füllen vermag („Oenone" war die neunzehnte Novität dieses Winters), so werden die Leser gewiß eine Ahnung bekommen von der opferfreudigen Liebe zu Poesie und Kunst, die den Meininger Hof beseelt, und werden es gerechtfertigt finden, wenn ich in der Aufschrift zu dieser Darstellung den Ausdruck „Musenhof" gebraucht habe. Der deutsche Leser denkt bei diesem Ausdrucke weniger an die alten italienischen Musenhöfe (wie der von Ferrara), als vielmehr an den Weimarer Hof im vorigen Jahrhundert. Es ist nun wahrhaftig nicht die Schuld des Herzogs von Meiningen und

seiner kunstsinnigen geistvollen Gemahlin, wenn in der Poesie von seinem Hofe kein in künftige Jahrhunderte so machtvoll strahlender Glanz ausgeht wie im vorigen Jahrhundert von Weimar. Die Vielheit der Talente, welche der Kunstsinn des Herzogs und seiner Gemahlin zu fördern sucht, muß einigermaßen die Bedeutung der Einzelnen ersetzen. Moderne Dramatiker, deren Werke sich der besondern Gunst des herzoglichen Theaters in Meiningen zu erfreuen hatten und haben, sind Arthur Fitger (der Bremer Poet, der dem Herzog auch als Maler lieb ist und auf Schloß Altenstein einen ganzen Festsaal ausgemalt hat), Richard Voß, Paul Lindau, Hans Hopfen, Paul Heyse u. a. Auch Wildenbruchs erstes Stück „Die Karolinger“ ist, wenn ich nicht irre, zuerst vom Meininger Theater gegeben worden. Ebenso ließ der Herzog zu einer Zeit, als in Deutschland noch kein Stück von Ibsen auf eine Bühne gelangt war, vor einem kleineren, geladenen Publikum und in Gegenwart des von ihm mit Auszeichnung behandelten Dichters Ibsens „Gespenster“ aufführen.

Was aber die Poesie am Ende des neunzehnten Jahrhunderts zu verweigern scheint, das leistet — wenigstens in einem ganz Großen — die Musik. Und dieser Große — Johannes Brahms — ist, wenn auch gewöhnlich in Wien lebend, im Meininger Herzogsschlosse ganz besonders zu Hause. Er war auch in diesen Märztagen anwesend. Außer dem herzoglichen Paare, das für seine Musik das tiefste Verständnis besitzt, ist namentlich die Tochter des Herzogs, Prinzeß Marie, seine besondere Verehrerin und eine ernste Musikerin, die zu ihrem Vergnügen selbst komponiert. Die Hofkapelle, jetzt unter der Leitung des vortrefflichen Kapellmeisters Steinbach, wurde seinerzeit von Hans v. Bülow geschult und hat sich auf ihrer vollen Höhe erhalten, so daß es für Brahms, wenn er in Meiningen weilt, immer ein

großes Vergnügen ist, sich von dieser fein abgetönten und zum Teil aus ganz ausgezeichneten Solisten bestehenden Kapelle allerlei ihm liebe Tonstücke anderer Meister — niemals Brahms — vorspielen zu lassen. Freilich, auch seine eigenen Werke darf er dem Wunsche der Herrschaften nicht vorenthalten und dirigiert dann die Kapelle selbst. Ich hörte während der Woche, die ich in Meiningen zubrachte, in den für den Hof veranstalteten Matineen und Soireen zweimal die erste, einmal die vierte Symphonie, die Variationen über das St. Antonythema, die tragische Ouvertüre und das umgearbeitete Klaviertrio, bei dem der Meister den Klavierpart selbst spielte. Von Werken anderer Komponisten aber machte mir den tiefsten Eindruck das Konzert für Soloklarinette mit Orchester von C. M. v. Weber; auch hörte ich ein Konzert von Bach, die Korsarenouvertüre von Berlioz und eine Tarantella von Saint-Saëns. Und in einer Soiree bei Hofe sang Dr. Wüllner, der Sohn des berühmten Kölner Kapellmeisters, der in der „Oenone" den Thersites meisterhaft gespielt hatte, die Magelonelieder von Brahms. In solchen Stunden der höchsten Erhebung des Gemütes, da weilte wirklich die Himmelstochter, die Muse, im Kreise der Hörer, etwa so, wie einst, als Goethe in Weimar seinen „Tasso" oder seine „Iphigenie" dem Hofe vorlas.

Dem Musenhofe von Meiningen macht auch der Erbprinz Bernhard alle Ehre. Dieser ausgezeichnete Mann ist ein so vorzüglicher Kenner des Griechischen, daß er es wagen durfte, bereits mehrere deutsche Dramen, in neuester Zeit Emilia Galotti von Lessing, ins Neugriechische zu übersetzen, was ihn nicht hindert, die Pflichten des Kommandos eines deutschen Armeekorps zu erfüllen.

Die Seele aber am Meininger Musenhofe, die weibliche geschmeidige Seele neben dem ernsten männlichen Geiste

des Herzogs, ist dessen Gemahlin Helene. Wie diese beiden seit vielen Jahren in glücklicher Ehe verbundenen ausgezeichneten Menschen sich ergänzen, ist weniger zu schildern als zu erleben; denn hier handelt es sich um jene Imponderabilien echter Weiblichkeit, die noch feiner sind als Sonnenstäubchen: ein ermutigendes Lächeln zu rechter Zeit, ein feiner fragender Blick aus den braunen großen Augen, ein Scherzwort, eine in die Form leichter Unterhaltung gehüllte ernste Mahnung, und das alles mit vollendeter Geistesgegenwart immer sofort und doch absolut fern von jener in Berlin besonders gepflegten, etwas scharfen sogenannten Schlagfertigkeit. Witzhascherei, Geistreichthun gibt es am Meininger Hof überhaupt nicht. Man begnügt sich, Geist zu haben und dies nur dadurch zu beweisen, daß man einfach spricht, wie man fühlt und denkt. Das ist die wahre Vornehmheit, welche des Flitterkrams der spitz gedrechselten Redensarten wohl entbehren kann. Und da nun Herzensgüte, ehrliche Wohlgesinntheit für jeden Menschen, den man schätzt oder achtet, die Gefühle wie die Gespräche beherrscht, so wird man leicht glauben, daß Befangenheit hier bald dem Vertrauen und einer schlichten Verehrung so seltener Charaktervorzüge Platz macht.

Ich halte darauf, dies alles gerade als Schweizer auszusprechen, da man sich bei uns von Souveränen und von Höfen oft eine gar wunderliche Vorstellung macht, nämlich die traditionelle, als wenn alles Monarchische gleichsam eine Art landvögtlichen Geßlertums wäre, gegen das der Republikaner fortwährend den zweiten Pfeil ins Koller stecken muß. Nun bin ich ja fern davon, die Hauptschwäche des monarchischen Prinzips zu verkennen, die darin besteht, daß z. B. der allerbeste Herrscher einen schlechten ersten oder zweiten Nachfolger haben kann; man denke nur an Baiern und den in dieser Dynastie erblichen Wahnsinn. Ein Republikaner

wird daher sein Prinzip niemals verleugnen; aber dies kann ihn nicht hindern, im Einzelfalle die Vortrefflichkeit eines souveränen Regenten anzuerkennen und namentlich das Eine spreche ich mit aller Bestimmtheit und ohne Scheu aus, daß die Künste und die Künstler am Hofe eines kunstliebenden Fürsten sich weit besser befinden, als in einem demokratischen Staatswesen. So haben schon die Dichter und die Philosophen der kunstsinnigsten Republik des Altertums — Athens — die Gastfreundschaft der Tyrannen in Syrakus sehr wohl zu schätzen gewußt. Der „Tyrann" von Meiningen aber gibt jenen sizilischen Herrschern in der Gesinnung gegenüber der Kunst und den Poeten nichts nach und wäre wohl wert, einen Aeschylos oder Plato als Gäste bei sich zu sehen; aber auch seinen bescheidenen modernen Gästen hat er es wohl und „heimelig" zu machen verstanden. Erstreckt sich doch auch der humane Einfluß seines Beispiels auf seine Hofherren, seine Adjutanten und auf alle hervorragenden Personen der Hofhaltung, so daß man auch hier nur liebenswürdiger Freundlichkeit und wahrer Bildung in den besten Formen begegnet. Zwischen dem Hofe und den Künstlern des Hoftheaters herrscht ein angenehmer Ton, den von der einen Seite Wohlwollen und künstlerischer Ernst, von der anderen Seite Vertrauen und verehrender Gehorsam angeben. Die Bevölkerung aber von Meiningen, in ihrer höheren Schicht wohl vorwiegend aus dem Adel und den Beamten bestehend, zeigt ebenfalls den Einfluß einer solchen vom Hofe ausgehenden feineren ästhetischen Kultur, was sie unter anderem dadurch beweist, daß sie im Theater nicht bloß Paradestellen eines Schauspielers durch Beifall auszeichnet, sondern auch feinere rein poetische Intentionen des Dichters rasch erfaßt und durch Applaus markiert. Uebrigens leben in Meiningen ganz besonders hervorragende Leute, von denen

ich nur den beliebten Dichter Rudolf Baumbach zu nennen brauche, um zu zeigen, daß zu allen den anderen auch die lyrische Muse in Meiningen, in den nachtigallenreichen Parkwäldern der Werra, zu Hause ist.

* * *

Seit Vorstehendes geschrieben wurde (1891), haben seine Beziehungen zum Theater den Verfasser noch wiederholt nach Meiningen geführt. Die folgenden, anläßlich eines spätern Besuches niedergeschriebenen Erinnerungen mögen das Bild dieses edeln deutschen Fürstenhofes ergänzen.

*

Ich war eingeladen worden, auf der Rückreise von Berlin in Meiningen vorzusprechen. An einem Sonntag Morgen fuhr ich mit der von Eisenach durchs Werrathal sich hinziehenden Bahn dorthin. Da die Sonne diesmal den Nebel überwältigt hatte, war die Fahrt zwischen den lieblichen waldreichen Thüringerbergen eine reizvolle. Schon gleich hinter Eisenach fällt besonders das rote Felsgestein auf, das mit dem Grün der Tannen, dem gelben Buchenlaub und dem hellen Blau eines solchen sonnigen Himmels prächtige Farbenwirkungen abgibt. Aber der Morgen war sehr frisch und bei Salzungen wagten sich die Knaben schon auf die gefrorene Fläche eines Weihers.

Große Freude bereitete es mir, den Landesherrn und seine Gemahlin in bestem Wohlsein anzutreffen. Im Schloß weilte als Gast auch noch Paul Lindau, dessen neues Schauspiel: „Der Andere“ an diesem Abend auf der Hofbühne gespielt werden sollte.* Durch Paul Lindau veranlaßt, hatten

* Paul Lindau ist seit 1895 Intendant der Meininger Hofbühne geworden.
D. Verf.

sich auch zwei französische Herren eingefunden, die am Abend zum Diner eingeladen wurden und von denen der eine seither im „Figaro“ über den ebenso freisinnigen als künstlerisch feinsinnigen Meininger Hof zwei ausführliche Artikel hat erscheinen lassen. Er schreibt unter anderem (wörtlich übersetzt):

„Bei meiner Ankunft in der Hauptstadt dieses kleinen deutschen Fürstentumes war ich fest überzeugt, daß ich bei meinem Hange, überall das Kleinliche zu entdecken, leicht in den Gewohnheiten, Gebräuchen und der Hof-Etikette, einer Spielerei der Vergangenheit, vergnügliche Erinnerungen finden würde, die imstande wären, mir Offenbach und sein Herzogtum von Gerolstein ins Gedächtnis zu rufen.

„Ich hatte mich aber geirrt: Ich kam nach Paris zurück mit einer entzückenden Erinnerung in der Seele; denn ich habe nicht nur nichts Lächerliches gesehen, nichts was zum Lachen auch nur gereizt hätte, sondern ich fand vielmehr vereint mit der Pracht eines wahren und mächtigen Hofes eine Einfachheit und Herzensgüte, die auch bei dem geringsten unserer republikanischen Beamten höchst selten zu finden ist. Jenes Fürstentum, eines der kleinsten im deutschen Reiche, ist vielleicht für den Beobachter das interessanteste; denn trotz des hohen Alters seines Geschlechtes pflegt man in diesem Fürstenhause die zeitgemäßen Ideen und Ansichten, wodurch auch mehrere „Mesallianzen“, deren Kühnheit das Glück gekrönt, möglich werden konnten.

„Der regierende Herzog Georg von Sachsen-Meiningen ist ein herrlicher Greis von 65 Jahren, die schöne Erscheinung eines jener alten Burggrafen, wie wir sie uns gerne vorstellen. Er ist groß und stark gebaut, mit einem langen weißen Barte, seine Gesichtszüge tragen den Stempel wahren Wohlwollens und herzlichster Güte. Hier ein Detail, das einen

Begriff geben wird, mit welcher Sorgfalt er bemüht war, keine empfindliche Stelle in mir, dem Franzosen, unangenehm zu berühren.

„Wir rauchten, tranken alten Johannisberger und kamen im Laufe des Gespräches auf Jeanne d'Arc zu sprechen, mit deren Aufführung die Meininger einen ihrer größten Erfolge erzielt hatten, und er erzählte mir von der großen Verehrung der Deutschen für Jeanne d'Arc. „Und diese geht so weit", fuhr er fort, „daß, als die Baiern in Orleans sich vor der Statue von Jeanne d'Arc befanden" — hier hielt er plötzlich inne und fügte dann höflich hinzu — „ich bitte sehr um Entschuldigung, Ihnen diese Erinnerung ins Gedächtnis gerufen zu haben, es geschah nur, um Ihnen zu zeigen, wie sehr wir Jeanne d'Arc verehren." Hierauf sprach er sofort von etwas anderem.

An einer andern Stelle seines Artikels wird mitgeteilt, wie sich der Herzog über die Kunst ausgesprochen habe. Man sieht daraus, in welchem Ton, über welche Gegenstände an diesem Hofe die Unterhaltung geführt wird. Der Herzog sagte ungefähr:

„Die Kunst allein ist von Wert, nicht aber der Künstler; verdienstvoll ist es nur, denjenigen Künstler zu unterstützen, der die Kunst betreibt zum Wohle der ganzen Menschheit. Derjenige aber, der mit der Kunst nur spielt und sie nur benützt, die Menschen zu täuschen, verdient, daß man ihn bekämpfe und unterdrücke. So lange ich lebe, werde ich der Gegner alles Frivolen in der Kunst sein und aller jener, denen die Kunst nicht heilig ist. Alles, was ich besitze, steht im Dienste des Höchsten; denn man muß das, was Gott dem Menschen anvertraut hat, nicht vergraben, nicht unter den Scheffel stellen." So weit der Berichterstatter des „Figaro."

Wie ernst es dem Herzog mit solchen Worten ist, davon

gab er mir einen Beweis auf einem längeren Vormittagsspaziergang, zu dem er mich einlud. Er führte mich an dem hinter dem Schlosse liegenden Berge, auf dem zu Ehren seiner Gemahlin „Helenenweg“ heißenden Pfade, vor die neue Büste Otto Ludwigs, des großen Meiningenschen dramatischen Dichters, die von dem Bildhauer Hildebrand in Florenz angefertigt wurde. Schon vor einem Jahre hatte Herzog Georg eine nach meinem Dafürhalten auch recht gute, von einem andern Bildhauer gearbeitete Porträtbüste Otto Ludwigs daselbst aufstellen lassen. Aber dieses immerhin durch Aehnlichkeit und andere Vorzüge nicht unbedeutende Werk hatte dem Künstlerauge des Herzogs nicht genügt. Er schenkte es nach Eisfeld, wo Otto Ludwig 1815 war geboren worden; in nächster Nähe des Schlosses, auf seinem Lieblingsspaziergang in Meiningen, wollte er etwas absolut Vollkommenes haben. Darum wandte er sich an Hildebrand, der nun in der That eine Arbeit lieferte, wie sie besser und schöner nicht gedacht werden kann. Denn bei vollkommener Treue in der Wiedergabe von Otto Ludwigs ungemein edeln Zügen hat der Künstler in Haupt und Antlitz eine Art Apotheose des Schmerzes zu legen vermocht, die nur zu sehr in Otto Ludwigs Lebensumständen begründet ist. Der tragische Dichter war auch ein tragischer Held, ein moderner gefesselter Prometheus, dem die Geier der Sorge am Lebensmark fraßen, während der Genius des Mannes darnach rang, in schönen Gebilden schaffender Dichtkunst seine Kraft zu bethätigen. Man muß Otto Ludwig nicht allein nach den starken, stolzen Werken beurteilen, die ihm zu vollenden wirklich vergönnt war, also nach seinen Trauerspielen „Der Erbförster“, „Die Maccabäer“, „Fräulein von Scudery“ und nach dem Roman: „Zwischen Himmel und Erde“, sondern man sollte auch die Fähigkeit haben, bei diesen Dichtungen sowohl wie bei seinen zahlreichen

Entwürfen und Fragmenten durchzuspüren, wie die Kraft, welche dergleichen schuf, noch stärker war als das, was sie unter steten Hemmnissen des Lebens hervorbrachte, und wie Otto Ludwigs Name mit besonderer Ehrfurcht da genannt zu werden verdient, wo von tiefstem künstlerischem Ernst die Rede ist. Hildebrand ist nun imstande gewesen, in die Porträtbüste die Ahnung von alle dem zu legen und zugleich seiner eigenen plastischen Kunst voll zu genügen. Ohne akademisch zu antikisieren, hat er ein Bildnis geschaffen, das wie ein edles hellenisches Werk erhebend wirkt. Die langen Locken, welche Otto Ludwig zu tragen pflegte, hat er in ihrem Hinabfließen zu beiden Seiten des Halses in einer über das bloß Porträthafte hinausgehenden Weise behandelt, dem Haupte die Neigung sinnender Schwermut gegeben, aber einer Schwermut, die sich nicht nutzlos in sich selbst einspinnt, sondern in schaffenden Gedanken nach Befreiung ringt. Vielleicht mag man von fern an jene, irre ich nicht in Neapel befindliche, antike Büste sich erinnert fühlen, die lange Zeit als Bildnis Platos, später als Bildnis eines dionysischen Priesters angesehen wurde; aber diese Aehnlichkeit ist doch eben nur eine entfernte, da Hildebrands Schöpfung durchaus von dem individuellen Leben des Mannes, den sie darstellt, erfüllt ist. Auch den Sockel hat Hildebrand selbst entworfen und ich erinnere mich nicht, jemals einen geschmackvolleren gesehen zu haben. Der Herzog, indem er vor diesem wahren Kunstwerk stand, das ihm nun doch längst vertraut war, konnte nicht umhin seiner immer wieder erneuten Bewunderung desselben Ausdruck zu geben, und mehrmals sagte er: „Es ist doch der größte Bildhauer, den wir haben.“

Wenn man nun sonst ästhetisch genießenden Menschen oft nicht ohne Grund vorwirft, daß sich ihnen das Leben zu einseitig im Kultus des Schönen verflüchtige und sie

darüber das Gute vernachlässigen, so paßt dieser Vorwurf jedenfalls nicht auf das Herrscherpaar in Meiningen, wie ich zwar längst wußte, wovon ich mich aber auf diesem Spaziergang neuerdings überzeugen konnte. Den Hügel hinansteigend gelangten wir auf ungefähr halber Höhe desselben zu einem ziemlich großen, im hübschesten Cottagestil gebauten Hause, dessen idyllischer Charakter in der Stille dieses sonnigen Wintersonntagmorgens sich ganz besonders fühlbar machte. Als wir die Schwelle überschritten, wo über dem Hausthor ein schönes Terrakottarelief nach della Robbia eingelassen ist, traten wir unversehens in eine große helle Küche, wo alles nur so blitzte von blanker Sauberkeit. Hier saß mitten unter etwa achtzehn jungen, einfach und gleichmäßig gekleideten Mädchen die Gemahlin des Herzogs. Diese Kinder sind ihre Pfleglinge, denen sie jahraus jahrein — immer natürlich auch wieder frischem Nachwuchs — die persönliche Sorgfalt einer mütterlichen Erzieherin widmet. Und zwar hat sie sich ihre Aufgabe nicht etwa dadurch erleichtert, daß sie einer Waisenanstalt des Landes die besten Zöglinge entnimmt, sondern diese Mädchen kommen direkt aus arg verwahrlosten Familienverhältnissen hieher, stammen teilweise von Eltern, die in Strafanstalten untergebracht sind. Hier werden sie zu einfacher häuslicher Arbeit angehalten, um später als Dienstboten oder wie es sonst ihr Schicksal mit sich bringt, sich ehrlich durch die Welt zu schlagen, wobei sie selbstverständlicherweise auch nach ihrem Austritt aus dieser Privatpflegeanstalt von der edeln Frau noch möglichst im Auge behalten werden. Ein solches Institut ist eine Art Kampfboden, auf dem täglich der Geist der Humanität mit den Waffen der Erziehung gegen die Erbsünde zu fechten hat; hier läßt sich die Deszendenztheorie praktisch erproben, indem unaufhörlich der Versuch gemacht wird, die angestammte schlimmere Natur

zum Guten zu leiten. Beglückende Erfahrungen wechseln da mit betrübenden wie in jeder Besserungsanstalt. Aber man kann sich vorstellen, daß wo eine durch Eigenschaften des Geistes und des Herzens so hochstehende Frau wie die Gemahlin des Herzogs einem derartigen Wirkungskreise sich persönlich widmet, wo also namentlich auch der enorm weite Bildungshorizont einer solchen hochstehenden Frau alles eng Pedantische vom Erziehungswerk fern hält und durch Beispiel und Liebe die beste Wirkung angestrebt wird, die Verhältnisse unendlich günstiger liegen als in so vielen nach der Schablone zugeschnittenen Anstalten ähnlichen Charakters. Nicht Regeln erziehen, sondern eine große Persönlichkeit, die man liebt und bewundert. So ist es hier, und so kam es, daß der Herzog mir, nachdem wir weggegangen waren, mitteilen konnte, daß gerade dasjenige Mädchen, welches von den schlimmsten Eltern stammte, das bravste der ganzen kleinen Kolonie sei.

Am späten Nachmittag fand im Schlosse ein Galadiner von etwa zwanzig Personen statt. Ich will hier wieder dem Korrespondenten des „Figaro" das Wort geben, da es interessanter ist, zu lesen, wie dergleichen einem Pariser vorkam, als einem einfach gewöhnten Schweizer:

„Nach den Vorstellungen durch den Oberhofmarschall in einem Empfangssalon, wo der Herzog mit seiner Gemahlin unsere Aufwartung entgegennahm, begaben wir uns in den Speisesaal, dessen Wände reich geschmückt sind mit wundervollen alten Gobelins. Zur Rechten des Herzogs nahm die Erbprinzessin, die Schwester des Kaisers, Platz . . . . Das Diner, prunkvoll serviert, mit allen Raffinements eines Luxus der alten Zeiten, der nicht nur bei besondern Gelegenheiten sein kostbares Service und sein altertümliches Porzellan hervorsucht, verlief rasch und heiter. Sämtliche Anwesende,

besonders die Schwester des Kaisers und Freifrau von Heldburg, sprachen ein sehr reines Französisch. Man sprach laut, ohne Zwang, mit Heiterkeit und Wärme, und ich war überrascht, in Prinzessin Charlotte, die den Titel ‚königliche Hoheit' führt, als in einer Enkelin Kaiser Wilhelms und der Königin Viktoria von England, der Schwester Kaiser Wilhelms II., ein Wesen zu finden so frei von aller Prätension und allem Dünkel. Sehr schön, scheint sie nicht mehr als 25 Jahre zu zählen, und es wäre sehr gut, wenn unter den Frauen unserer Präfekten keine hochmütiger, keine mehr eingenommen sein möchte von ihrer Größe."

Den über Standesvorurteile erhabenen Sinn des regierenden Herzogs würde der Berichterstatter des „Figaro" seinen Landsleuten noch deutlicher gemacht haben, wenn er hervorgehoben hätte, daß an diesem Hofe nur nach der geistigen Bedeutung eines Mannes gefragt wird und daher außer der herzoglichen Familie und den Hofchargen alle andern Tischgäste mit einer einzigen Ausnahme nicht vom Adel, sondern einfach Leute von schriftstellerischen oder künstlerischen Verdiensten waren. Da saß der in Meiningen wohnende Dichter Rudolf Baumbach, etwas still wie immer, aber ruhig behaglich, hinter den zahllosen Gläsern, die zu jedem Gedeck gehörten; dann also der Löwe des Tages, Paul Lindau, ein wenig nervös erregt, da schon eine Stunde nach dem Diner sein neues Theaterstück im Hoftheater sollte aufgeführt werden; da war ferner der überaus liebenswürdige Direktor des Wiener Hofburgtheaters Burckhard und in Kammerherrenuniform der Intendant des Stuttgarter Hoftheaters, Herr von Putlitz, ein noch sehr junger, hübscher, blonder Herr. Ebenso war auch der treffliche Direktor der Meininger Hofbühne, Richard, zum Diner eingeladen worden.

Am nächsten Morgen, als die fremden Gäste verreist

waren, kehrten der Herzog und seine Gemahlin nach Schloß Altenstein, ihrem Sommersitz zurück, den sie erst verlassen, wenn es ernstlich Winter geworden. Ich durfte sie dorthin begleiten, zuerst mit der Werrabahn bis Station Immelborn, von dort im Wagen durch das in Nebeln dampfende Thal. Hier liegt als Enklave mitten zwischen hübschen, saubern Sachsen-Meiningenschen Dörfern eine kleine preußische Ortschaft, die, eben weil sie so vereinzelt abgesprengt ist von dem großen Staatsgebiet, zu dem sie gehört, selbst dem flüchtigen Blick des rasch Durchfahrenden eine gewisse Verwahrlosung zeigt, auffallenden Schmutz. Komischerweise heißt aber nicht diese preußische Enklave, sondern das folgende Meiningensche Dorf Schweina.

Auf der Höhe von Altenstein befanden wir uns über dem Nebel; das neue schöne Schloß von englischer Bauart lag im freundlichen Vormittagssonnenschein. Aber die Ebene blieb verdeckt. Auf einem Spaziergang in den nahen Bergwald, zum Teufelsstein, lag uns ein milchweißes wogendes Meer zu Füßen, aus dem nur die höchsten Bergrücken, die Rhön und andere, wie Inseln hervortauchten. Die weiten herrlichen Waldungen, reich an prächtigen Baumriesen, standen im Silberglanz des Rauhreifs. Man befindet sich hier auf einem vom hintern Zug des Gebirgs vortretenden Fels, zu dessen beiden Seiten es in die Tiefe geht; diese geschwungenen Thalmulden, bis unten mit Waldung bestanden, bringen reizvolle Bewegung in die Bildung der Landschaft. Auch zur Seite des Schlosses ist eine solche Flucht des Terrains nach unten; diese moderne Burg steht eben in einer der anmutigsten Gegenden Thüringens. Der Wald ist zugleich Wildpark. Ganze Rudel von Hirschen und Rehen zogen unfern von uns vorüber, sie kamen in der Mittagsstunde auch bis dicht an das Schloß. In den Septembernächten

dringt das Kampfgeschrei der ringsum in den Forsten röhrenden Edelhirsche von allen Seiten zum Schloß empor. Der Herzog liebt die Jagd, hat auch das richtige scharfe Jägerauge; die vielen frischen Jagdtrophäen in seinem Privatzimmer zeigten, daß er auch in dieser Saison manchen glücklichen Schuß gethan. So hat ihn auch sein zweiter Sohn, Prinz Ernst, der als hochbegabter Künstler der Malerei sich gewidmet hat, in dem Moment gemalt, wie er auf der Jagd im Gebirg zu warten scheint, bis ein Adler in Schußnähe kommt. Das sehr lebenswahre und schöne Bild, das von dem künstlerischen Feuer des Prinzen eine gute Vorstellung gibt, hängt in einem der Gemächer des Schlosses Altenstein. Bei aller stilvollen Vornehmheit sind die Wohnräume dieses so friedlich und so einsam an der Berglehne liegenden Schlosses hauptsächlich auf Behaglichkeit eingerichtet nach Art der Landsitze der hohen englischen Aristokratie. In allen Sälen und Zimmern flackerten heute in den mächtigen Kaminen lustige Holzfeuer. Kastellanin ist seit einem halben Jahre eine Schweizerin, die ihre Sache sehr gut zu machen scheint. Einmal wieder schweizerdeutsch begrüßt zu werden, das langentbehrte Idiom der Heimat sprechen zu hören, war ihr sichtlich eine große Freude. Im Winter, wenn das herzogliche Paar in Meiningen residiert, hat sie es allerdings hier sehr einsam, „beneidenswert einsam“ mag mancher im Stillen hinzusetzen, der im Lärm des geschäftigen Treibens einer Stadt die Muße und Ruhe zu geistiger Arbeit oft nur schwer sich erkämpft. Hier so gut wie auf der Wartburg hätte Luther seine Bibelübersetzung beginnen mögen.





Novembertage in Deutschland.

1893.

1.

Der November ist unter den Monaten des Jahres der graue spleenbehaftete Engländer, der das Etui mit dem Rasiermesser nicht bloß zu Toilettenzwecken immer zur Hand hat, sondern auch, um sich in einer besonders nebligen Abendstunde den Hals abzuschneiden. Zwar soll in den schönsten heißesten Sommermonaten die Zahl der Selbstmorde noch größer sein als im November; aber solche Juli- und Augustextravaganzen sind Thaten der Leidenschaft, die in heißer Sommernacht in irgend einem plätschernden Gewässer Kühlung sucht und findet. Die Novemberselbstmorde sind von der echten Rasse des Lebensüberdrusses ohne andern Grund, als weil die Tage so dunkel und regnerisch in ödem Einerlei der Gewöhnlichkeit dahinfließen.

Auch für Eisenbahnreisende wird der Novembertag erst erträglich, wenn er vorüber ist, wenn Nacht zu beiden Seiten des dahinstürmenden Eilzuges die nassen Felder verhüllt. Hat man dann das Glück, in einem gut beleuchteten und auch sonst bequem eingerichteten Wagen zu sitzen, entweder

allein oder mit angenehmen Reisegefährten, so kann eine solche Fahrt sogar recht behaglich werden und der Abend für den grauen Tag uns entschädigen.

Dankbar gedenke ich daher vorerst in diesen meinen Aufzeichnungen des wirklich großen Komforts, mit dem ein Teil des Nachmittagszuges von Frankfurt über Bebra nach Berlin ausgestattet ist. Gern zahlt man die drei Mark Zuschlag zur ohnehin billigen Rundreisefahrkarte, um in einer Waggonreihe zweiter Klasse mit durchgehender Seitengalerie frei verkehren und je nach Bedürfnis im elektrisch beleuchteten Coupé sein eigenes Tischchendeckdich haben zu können. Früher begab man sich in den Restaurationswagen, der in den Zug eingeschoben wurde. Das ist jetzt nicht mehr nötig. Neben dem Polstersitz findet man die elektrische Klingel, die sofort einen Aufwärter herbeiruft. Auf unsern Wunsch, etwas zu speisen, präsentiert er eine hübsch gedruckte Karte, die in großer Auswahl warme und kalte Speisen und alle möglichen Getränke zu annehmbaren Preisen enthält. Ob der Geschmack nach Gänseleberpastete und italienischem Salat oder nach Frankfurter Würstchen mit Meerrettig, nach Rheinwein, „Walkürensekt", vortrefflichem Bier oder nach Thee und Grog gehe — im Nu ist das Bestellte da. Ein Tischchen wird entweder aus der Wand gezogen oder frei vor uns hingestellt, und bei vorzüglichster Beleuchtung speist man in dem sanft rollenden Wagen bequem und gemächlich wie ein Fürst, schmaucht nachher seine Zigarette, bestellt sich ein paar Stunden später vielleicht noch einen Schlummerpunsch und kommt unterdessen dem Ziel der Reise immer näher. Einen solchen Nachtzug lasse ich mir gefallen.

Freilich! Die Ansprüche der Menschen steigern sich immer höher, je mehr man sie erfüllt. So fuhr da mit mir zwischen Bebra und Berlin ein sehr artiger Vertreter

des Handelshauses Harris H. Fudger in Toronto (Kanada), der diese, wie mir vorkam, ideal eingerichteten deutschen Waggons noch immer für verbesserungsbedürftig ansah. In Kanada drüben seien z. B. die Tischchen, auf denen man esse, viel länger und breiter; auch schien ihm, die deutsche Eisenbahnverwaltung umgebe die Reisenden mit zu vielen väterlich wohlwollenden Verhaltungsmaßregeln. Aber er war doch auch mit seinem Abendessen im Waggon sehr wohl zufrieden und mit dem guten Licht, bei dem wir unsere telegraphischen Depeschen schrieben, die den Gasthöfen in Berlin unsere Ankunft meldeten. Ein Druck der elektrischen Klingel und der Aufwärter empfing die Telegramme, brachte nach der nächsten Station die Bescheinigung, daß sie aufgegeben worden, und erhielt das Geld.

Und als endlich Berlin erreicht war, — etwas nach Mitternacht — da hatte auch mein Kanadier nichts einzuwenden gegen die musterhafte Ordnung auf dem Bahnhof, wo sogar die herbeizurufende Droschke uns durch die Metallmarke eines Schutzmannes verschafft wird und alles am Schnürchen geht. Dieser Ordnung und Aufsicht hat man es auch zu danken, daß selbst in spätester Nachtstunde eine Ueberforderung seitens des Droschkenkutschers nicht zu befürchten ist. So kam ich in mein Berliner Quartier, das Hotel Garni „Kleiner Kaiserhof“ in der Krausenstraße, ohne Hast oder Unbequemlichkeit und hätte, als ich mich zur Nachtruhe bereit machte, glauben können noch in Bern zu sein, so wenig hatte die Reise mich ermüdet. Nur das norddeutsche Bett belehrte mich, daß ich eine gewisse Kulturzone hinter mir gelassen. Der Spruchvers: „Wer sich nicht nach der Decke streckt, dem bleiben die Füße unbedeckt“ ist jedenfalls nördlich der Mainlinie entstanden.

2.

Es werden es wohl auch andere Leute schon bemerkt haben, daß in einer großen Stadt das Klima milder ist als auf dem Lande. Die zahllosen nach allen Seiten sich ausbreitenden Straßen mit ihren himmelhohen Häusern halten die Wärme besser beisammen oder doch wenigstens das Ungestüm der Winde ab. Vielleicht macht das Heizen in hunderttausend Kaminen auch etwas aus; kurz, man bekommt den Eindruck, als ob vor ein paar Millionen herumrennender Menschen, die sich selbst die Hauptsache sind, die Natur mit ihren elementaren Launen ein wenig verschüchtert sich zurückzöge. Jedenfalls wird sie nicht so ernst genommen wie auf dem offenen Lande. Vor einem kleinen Sprühregen, in dem der Morgennebel heruntergeht, flüchten höchstens Damenhüte und nagelneue Cylinder in die Droschken; die meisten Leute auf der Straße scheinen ihn gar nicht zu bemerken, gehen ohne Schirm ruhig ihren Geschäften nach und bringen den Regen durch beharrliche Nichtbeachtung schließlich zu einem gleichsam beschämten Auströpfeln.

In meinem Freiburger Flößermantel konnte ich es gerade so machen, spazierte also mit eben solcher Gemächlichkeit die lange Friedrichsstraße dahin und sah mir das Treiben an. Aber trotz dem Flößermantel war ich nackt, nackt wie der König in Fuldas „Talisman." Man ist nämlich noch immer in Deutschland nackt, wenn man keine Handschuhe trägt. An das östliche Reich des Kantschu grenzt unmittelbar das des Handschuh. Den Gentleman durch ein bischen Kalbsleder an den Händen zu markieren, ist ja auch ein sehr einfaches Auskunftsmittel. Ich unterwarf mich der Sitte, gerade so, wie ich in Persien ganz gern persisch gehen würde. Nun müßte ich hier eigentlich von einer allerliebsten kleinen, blonden

Handschuhmacherin berichten, die beim Anstreifen der einzelnen Finger sich mit ihren niedlichen Patschchen gar anstellig zeigte und dazu so besonders lebhaft zu plaudern und mit den Vergißmeinnichtaugen zu lachen wußte. Aber da das alles in „Yoriks empfindsamer Reise" schon viel besser zu lesen ist und ich also, obwohl ich es zufällig genau so erlebte, mit der besten Originalschilderung doch nur ein Plagiator wäre, will ich mich damit begnügen, daß das Leben selbst den artigen Einfall solcher Plagiate hat und mich darüber hübsch ausschweigen. Wer aber wissen will, wo man billige und gute Handschuhe bekommt, der gehe, von der Leipzigerstraße auf den Dönhofsplatz gelangt, zwei Häuser weit links.

Ich drang von dort zur Straße „Unter den Linden" vor, die ich eben so breit und gradlinig fand, wie ehedem. Am alten königlichen Schloß ist brav geputzt, manches schmiedeeiserne Balkongeländer frisch vergoldet worden. Die christlichen Soldaten, die alle Tage ihr Vaterunser beten, standen wie sonst vor ihren Schilderhäuschen und salutierten eben einem hochbeinigen Knochengestell von altem Uhlanengeneral, das, in voller Galauniform abenteuerlich ausschreitend, in der Pforte eines dieser Paläste verschwand. So wie die Weltlage nun einmal ist, halte ich das deutsche Heer für eine sehr notwendige Einrichtung von weltgeschichtlicher Bedeutung und bringe ihm alle die Sympathie entgegen, die ein Freund der deutschen Kultur, ein Gegner des Ultramontanismus und der Anarchie für diese an Intelligenz und materieller Wucht so gewaltige Macht nur hegen kann; aber daß besonders unter den höheren adeligen Offizieren manche Erscheinungen sich wie Gestalten aus einer andern Welt ausnehmen, fast mehr wie assyrische Kriegsoberste als wie moderne Menschen, konnte ich mir doch nicht verhehlen. Jedes System bildet natürlich seine Typen aus und so bringt das System der

Feudalität, des blinden Kriegsgehorsams und der bewaffneten Gottesfurcht Figuren hervor, die, wie respektabel sie im übrigen sein mögen, doch als lebendige Anachronismen umherstelzen.

Es war Mittag geworden. Auch setzte der Novemberregen etwas hartnäckiger ein. So tauchte ich in den Hallen des Rathauskellers unter, der Verse Lessings gedenkend: „Kaum seh ich den Himmel mit Wolken umziehn, so flücht ich zum Keller hinein. Ihr denkt wohl, ich suche den Donner zu fliehn? Ihr irrt euch: ich suche den Wein.“ Den suchte ich wirklich und fand ihn. Warum Bädeker den Rathauskeller Fremden nicht empfiehlt, sondern ausdrücklich bemerkt, dieses Lokal sei mehr für Einheimische, kann ich nicht einsehen. Man befindet sich da vorzüglich, sei es, daß man die Bier- oder die Weinabteilung — getrennte Säle — bevorzuge. Der Mittagstisch ist zu 1 Mk. 50 Pfg. Dabei hat man für jeden der fünf Gänge erst noch die Wahl zwischen 4 bis 6 Speisen. Für die genannte Summe erhielt ich Ochsenschwanzsuppe, Karpfen, Hammelsragout, Damwildkeule und Himbeergefrornes. Eine halbe Flasche vortrefflichen Niersteiners kostete 50 Pfennige. Der Keller ist denn auch immer in allen Sälen gut besucht. Berliner Geschäftsleute frühstücken hier mit Vorliebe. Ringsum an den Tischen saßen Herren von dem schönen stattlichen Bau, der dem Norddeutschen eigen ist und dazu mit den klugen, ausgearbeiteten Gesichtern, wie sie die Großstadt, die an die Intelligenz so große Ansprüche macht, den im Kampf ums Dasein Ringenden gibt. Ich hatte meine Freude an diesen Männern, denen gesundes Urteil, Arbeitskraft und meistens auch charaktervolle Zuverlässigkeit aus den energischen Zügen abzulesen war. Nur mischte sich in meine Freude auch ein gewisses Bedauern, daß so viel Intelligenz und wohl auch manche treffliche Gemütseigenschaft sich in durchaus materiellen Lebenszwecken erschöpfen.

Es kam ein Moment, — vielleicht hatte ich dem Niersteiner zu rasch zugesprochen — wo mir alle diese Menschen plötzlich nur noch wie stark pustende Maschinen erschienen, bei denen man unwillkürlich an den Augenblick ihres Stillstandes denkt. Und wie durch eine Vision sah ich auf einmal diese lebhaft gestikulierenden Herren auf ihrem letzten Bette als stille Leute und fragte mich, wie viel vom Leben sie genossen, wie oft ihnen Ruhepausen gekommen, in denen sie wohlig atmen, Sonnenschein, Wald, Gewässer, mit einem Wort Natur genießen konnten, sich auf sich selbst dabei besinnend. Zu letzterem besonders läßt die Weltstadt nicht viel Muße. Wer recht Acht gibt, bemerkt an Großstädtern oft ein tiefes Seufzen rein physischer Art, daher rührend, daß man sich in dem eiligen Getümmel nicht einmal zum Atemholen ordentlich Zeit nimmt, des Atemholens geradezu vergißt, bis die Natur eben durch dieses Seufzen mahnt und sich recht eigentlich Luft schafft. Indessen würde selbstverständlicherweise kein Großstädter zugeben, daß er im Lebensgenuß beeinträchtigt sei. Dieses hastige Treiben gewährt ihm durch die ihm gelingende fortwährende Ueberwindung zahlloser Hemmnisse ebensoviele Illusionen des Sieges; er fühlt seine Thatkraft ins Unendliche gesteigert, hält sich im Stillen für einen der gescheitesten Menschen und könnte in ruhigerem Fahrwasser gar nicht mehr leben. Nur in Augenblicken der Erschöpfung seiner Nervenkraft dämmert ihm der Wunsch auf, aus aller der Unruhe einmal erlöst zu werden. Aber vor dem völligen Aufhören seiner Existenz tritt diese Erlösung schwerlich ein.

Das waren nun freilich etwas trübe Ratskeller-phantasien; ich zahlte und ging. Wieder an der Oberwelt des Lichts angelangt, fand ich denselben grauen Novembertag vor, den ich zurückgelassen; nur hatte der Regen nachgegeben. Auch hier waren es zunächst nicht freundliche Bilder, die

sich mir darboten. Berlin, das mit Bern das Bärenwappen gemeinsam hat, als ob Berlin ursprünglich „Bärlin" geheißen hätte, duldet auch wie Bern noch den Unfug der Hundegespanne. Diese zum Teil kleinen, schwächlichen Hunde an schweren Karren, mit weit heraushängender Zunge keuchend, naß, schmutzig, trüben Blicks und freudlos ihrem Treiber gehorchend, immer auch in der Angst, in dem Getümmel der zahllosen Fuhrwerke überfahren zu werden, machen in der Weltstadt einen besonders traurigen Eindruck, weil ihre arme Existenz so recht charakteristisch ist für den schonungslosen Verbrauch an animalischem Material, den ein so ungeheurer Hexenkessel fordert. Man kann nun einwenden, daß es unrecht sei, hiebei die Hunde und die Tiere überhaupt in Rechnung zu bringen, da ja der schonungslose Verbrauch an Menschenmaterial ein ebenso großer und furchtbarer sei. Hierauf habe ich nur das Eine zu erwidern, daß das Mitleid mit den höheren Geschöpfen wie dem Menschen das Mitleid mit den tiefer stehenden nicht zu verschlingen braucht, besonders auch, da noch die Betrachtung hinzu kommt, wie schlimm es erst ein Tier, das seine Wünsche nicht geltend zu machen versteht, das ganz nur stummer Sklave ist, in einer Hölle haben muß, in welcher selbst tausend und tausend intelligenzbegabte Menschen ihre bescheidenen Ansprüche an eine erträgliche Existenz nicht durchzusetzen vermögen. Das Mitleid wächst mit der Vorstellung der Wehrlosigkeit eines leidenden Geschöpfes und mit der Erwägung, wie seine gemarterte Existenz so gar nicht mitzählt. „Gott ist groß und der Zar ist weit", heißt es auch hier.

An einer Straßenecke Unter den Linden, unfern dem Café Bauer, standen zwei alte Leute aus irgend einem Vorort Berlins, ein Mann und ein Weib, der Kleidung und dem Benehmen nach den untersten Ständen angehörig; Gestalten,

wie man sich in Gerhart Hauptmanns Diebskomödie „Der Biberpelz“ die alte Wolf und ihren Mann denken mag, als sie das junge Reh in der Drahtschlinge gefangen haben und neue Schelmenstücke verabreden. Der Mann, der offenbar Schnaps getrunken hatte, erging sich mit gröhlender Stimme in zornigen Worten über das elende Leben überhaupt und über das glänzende Treiben der Reichen und Vornehmen vor seinen Augen. Mit Mühe nur gelang es seinem Weibe, ihn so weit zu beschwichtigen, daß er seine Flüche und Anklagen wenigstens nicht ganz laut herausbrüllte, was ihm natürlich sofort den Schutzmann würde auf den Hals gezogen haben. Also gab er seine Monologe des Grolls und Trotzes gegen die Gesellschaft mit etwelchem Sordino von sich; ihr Inhalt war nur desto gesalzener. Mir machte das seltsame Paar in seinem grellen Gegensatz zu dem aus allen Schaufenstern strahlenden Luxus den Eindruck von Wilden, die sich in eine Stadt moderner Gesittung verirrten, an der sie weiter kein Teil haben, in der sie sich wie Ausgestoßene vorkommen und folglich die an ihnen vorbeihastende Menge mit feindseligen Blicken anstarren. Sie werden aber früher oder später versuchen, ihr Teil zu erhaschen, und die jetzt ihren knurrenden Gatten beschwichtigende Frau Wolf wird dann eine der ersten sein, beim Einpacken kurzen Prozeß zu machen. Inzwischen macht das große Schwungrad der Gesellschaft seine täglichen Umdrehungen, als ob unten im Dampfkessel alles in Ordnung wäre. Ein Zeitungsjunge rief eben mit gellender Stimme: „Die Urteile im Spielprozeß der Offiziere in Hannover!“ und viele Leute verschafften sich das Zeitungsblatt, um etwas Pikantes zu lesen; manche freilich mochten wohl einsehen, welche schlimmen Symptome auch in dieser Erscheinung wieder zu Tage treten.

Im Café Bauer mußte ich einen Besuch schon deshalb

abstatten, weil es bei mir so oft Besuch macht — in den Berlinerromanen. Ein Berliner Roman ohne Café Bauer ist mir noch nicht in die Hände gekommen. In Wirklichkeit ist aber der Glanz des Lokals etwas verblichen; der Rauch von tausend Cigarren und Cigaretten, der täglich dort an die Decke emporwirbelt, schwärzt trotz der guten Ventilation die Gemälde an den Wänden; es kam mir alles gegen früher etwas abgegriffen vor. Nur der vorzügliche Kaffee nach Wiener Art ist derselbe geblieben und außerordentlich ist die Zahl ausländischer Zeitungen, die hier gehalten wird.

Den Abend beschloß ein Besuch im sogenannten Neuen Theater am Schiffbauerdamm, wo das Stück eines modernen Naturalisten, „Die Jugend“ von Max Halbe, gegeben wurde. Die Aufführung war schon die vierundfünfzigste. Dieses Stück, das seither auf unzähligen Bühnen gespielt, ab und zu aber auch durch die Polizeizensur verboten wurde, empfängt seinen Inhalt und seine Bedeutung damit, daß es ganz aus dem Empfindungsleben junger, durch ihre Leidenschaft bedrängter Menschen herausgeschöpft ist. Das schwül Erotische des Stoffes könnte vielleicht abstoßend wirken, würde dieser Eindruck nicht immer wieder zurückgedrängt durch die Rührung über die dem Pathos der Natur so hilflos überantworteten jungen Leutchen. Namentlich das Mädchen erscheint von Anfang an das Opfer dieser Macht, die ihre egoistischen Welterhaltungsabsichten so tief ins Blut hineingelegt und den ihr dienenden Menschenkindern zugleich hinter so schönen Phantasieillusionen verborgen hat. Eine Fräulein Frieda Brock spielte dieses Mädchen in hinreißender Schönheit und Wahrheit; ebenso war die durch einen Herrn Joseph Jarno dargestellte Figur des polnischen Kaplans eine meisterhafte Leistung ersten Ranges. Und wenn denn schon Blödsinnige auf die Bühne kommen dürfen, so muß dem Darsteller des Amandus (Paul Biersfeld) nach-

gerühmt werden, daß er die charakteristischen Merkmale eines solchen unglücklichen Burschen wunderbar beobachtet hatte und demgemäß wiedergab. Dem Dichter aber gebührt größte Anerkennung für die Art, wie er mit so wenigen Gestalten, in einem schlichten einfachen Milieu — dem Landpfarrhause — und mit einem Minimum von äußerer Handlung ein so ergreifendes Stück zu schaffen wußte. „Ach! so wahr! so wahr!" sagte mir noch auf der Rückreise eine schöne berühmte Sängerin, die das Stück ebenfalls in Berlin gesehen und die große Wirkung mitempfunden hatte. Von anderer Seite wird freilich geltend gemacht, daß Max Halbe zu weit gehe, wenn er durch den verallgemeinernden Titel „Jugend" andeute, so neurasthenisch sei die Jugend überhaupt. Wir wollen aber lieber nicht untersuchen, wie viele junge Menschen unter ganz gleichen Umständen wie in diesem Stücke sich anders oder gerade so benehmen würden; wir vermuten, die letztere Zahl dürfte die größere sein.

3.

„Paul! kehre zurück! Alle wollen gut zu Dir sein!" Diese mit größter Schrift gedruckten Worte standen als Plakat an allen Litfaßsäulen Berlins, als ich am nächsten Morgen — es war ein klarer Novembersonntag — die Straßen betrat und erwog, wohin ich die Schritte richten könnte. Ob wohl der junge, übernächtige Mensch mit den schlotternden Gliedern, der soeben das Plakat studierte, selbst dieser Paul war? Oder war es gar ein angehender naturalistischer Dichter, der in den wenigen Worten den Stoff zu einem modernen Familiendrama witterte? Greif zu, wertester Dekadenzpoet! Es kann Dein Glück machen. Dergleichen reizt die Nerven des großstädtischen Publikums. Paul ist

vielleicht Primaner und hat sich in der Frühreife seiner Natur in ein Mädel vom Ballet verliebt oder in noch was Leichteres. Welcher Familienkonflikt! Der Papa Beamter, der eben in diesen Tagen Beförderung oder einen Orden erwartet, die Schwester im Begriff eine gute Partie zu schließen, die Mama Mitglied eines Stöckerschen christlichen Wohlthätigkeitsvereins. Und nun dieser Skandal des grünen Jungen! Das Stück kann auch mit einer Wasserleiche schließen oder mit zweien, und welche herrlichen Berliner Volkstypen sind darin möglich! Es ist ja ein überwundener Standpunkt, daß die Dichterphantasie lieber mit schönen, lichtumflossenen Gestalten Umgang pflege als mit Schnapsbrüdern oder mit ungesunden Schwächlingen beiderlei Geschlechts. Auf derselben Litfaßsäule prangt ein Theaterzettel: „Der Buckelhans“, mit Bildern geschmückt. Es handelt sich um ein Stück, in dem überhaupt nicht gesprochen, sondern alles nur durch Geberden ausgedrückt wird. Bedrängte Unschuld, Rettung durch den Buckligen u. dergl. liest man aus den Abbildungen der brutalen Auftritte heraus; ein Zugstück des Reichshallentheaters.

Das freundliche Wetter verlockte mich zu einem Vormittagsbesuch im zoologischen Garten. Also rasch in den nächsten Wagen der Pferdebahn! Dieses Pferdebahninstitut wird als das beste der Welt betrachtet und dient allerdings dem Verkehr der Weltstadt in ganz außerordentlicher Weise. Im Jahre 1892 sind mit Berliner Pferdebahnen 125 Millionen Menschen befördert worden. Die Wagen sind groß und schön. Nur eines mißfiel mir, daß nämlich die ursprünglich so breiten prächtigen Fenstertafeln mit zum Teil bunten Glasannoncen bedeckt sind, so daß die Fahrgäste nicht immer bequem in die Straße hinauszublicken vermögen. Der Fremde will doch auch im Fahren — besonders auf oft so

langen Fahrten — etwas vom Berliner Leben sehen. Hat nun die Pferdebahngesellschaft, wie das Paul Lindenberg in seiner Schrift „Berlin als Kleinstadt“ behauptet, ganz enorme Einnahmen, so dürfte sie, meines Erachtens, zu Gunsten des fahrenden Publikums auf weitere Einnahmen durch Vermieten der Glasfenster verzichten.

Im zoologischen Garten kam ich zu einem Sterbefall. Das weibliche Nashorn, seit neunzehn Jahren schon in Berlin ansässig, that soeben seinen letzten Seufzer. Es ist Hungers gestorben. Vor ungefähr vier Wochen hatte es unglücklicherweise einen Gummiball verschluckt, der einem Mädchen über die Umzäunung geflogen und in das Wasserbassin der Dickhäuter gefallen war. Der Ball war unverdaut in den Ausgangsdarm des Magens geglitten, hatte dort die Passage verstopft und bewirkt, daß die im Magen vorhandene Nahrung mußte liegen bleiben. Das arme Vieh zehrte also von dem Fressen, das es vor vier Wochen eingenommen hatte und konnte neue Speisen nicht mehr aufnehmen. An einem solchen gepanzerten Ungetüm wird aber nicht leicht bemerkbar, daß es und wie es leidet. Und man hätte ihm vielleicht auch nicht helfen können. Nur an diesem Sonntag Morgen, kurz vor seinem Ende, richtete es sich in auffälliger Weise auf, so daß es eine halbe Minute wie ein Bär nur auf den Hinterbeinen stand, und dazu stieß es einen angstvoll schnaufenden und jammernden Laut aus; dann brach es zusammen und war nach wenigen Minuten tot. Sein männlicher Gefährte benahm sich diesem Todesfall gegenüber mit mehr Teilnahme, als man einem Rhinozeros zutrauen sollte; ich sah ihn den Körper des toten Weibchens öfter beriechen und leise mit dem eigenen Horn anstoßen. Und hatte er sich für ein paar Augenblicke entfernt, so kehrte er doch immer bald wieder zu dem grauen Leichnam zurück und stand über ihm

in scheinbar schwermütiger Betrachtung. Wenn er erst die Todesursache begriffen hätte! daß eine seines Geschlechts, eine Rhinozerontin, gegen gewöhnliche Flintenkugeln sonst so wunderbar gepanzert, einem elenden Gummiball erliegen mußte! Der Tod hat wirklich nicht nur gegenüber den Menschen zuweilen seine ganz besondern Einfälle und ist in seiner Art auch ein naturalistischer Poet und jedenfalls geborener Tragiker.

Natürlich befand sich der Garten nun bereits in Wintertoilette, war aber gut besucht. Im Löwenhause zeichneten verschiedene junge Künstler, die wohl einem Paul Meyerheim es nachthun möchten, die großen königlichen Katzen. Kleinbürgerliche Familienväter führten ihre Kinder von Käfig zu Käfig, von Umzäunung zu Umzäunung, und ein ältlicher Philister äußerte, während er den gewaltigen Auerochsen, ein Geschenk des russischen Kaisers, betrachtete, zu seiner Umgebung: „Det ham mer och noch Bismarcken zu verdanken. Wenn der russische Kaiser wieder enen wilden Ochsen zu verschenken hat, so kriegen ihn die Franzosen.“

Einen Sonntag in der Fremde bringt man am besten bei Freunden zu, wenn man solche hat. Mir vergingen Mittag und Abend im trauten Heim des Dichters Wildenbruch. Intimes hier an die Oeffentlichkeit zu stellen, würde sich nicht ziemen. Doch scheint es mir keine Indiskretion, wenn ich mitteile, daß zwar der im Auswärtigen Amt funktionierende kaiserliche Legationsrat v. Wildenbruch gern in Berlin lebt, der Dichter Wildenbruch aber lieber wo anders wäre. Da nun beide eine Person sind, ergibt sich natürlicherweise zuweilen ein gewisses Mißbehagen. Dem Dichter hat die sogenannte Kritik in der Berliner Presse Berlin verleidet. Ich sage absichtlich: die sogenannte. Eine ehrliche sachliche, auch von prinzipiell gegnerischem Standpunkt aus polemisierende Kritik scheut Wildenbruch so wenig als irgend

ein echter Dichter, dem es mit seinem eigenen Kunstschaffen ernst ist, sie scheut. Aber sie müßte sich in den Formen des Anstandes und namentlich der Achtung bewegen, die man einem Dramatiker und Dichter schuldig ist, der schon so viele schöne ideale Gestalten auf die Bühne gebracht hat. Eine solche Kritik gibt es jedoch bei den Fanatikern der jungdeutschen Richtung nicht mehr. Um große Talente wie Hauptmann und Sudermann hat sich eine Clique kleiner Litteraten geschart, die berufsmäßig alles niederbellt, was aus andern Kunstbegriffen als denen der modernen Richtung hervorgegangen ist. Die genannten Dichter selbst, vornehme Naturen, darf man für diese ihre journalistischen Janitscharen nicht verantwortlich machen; insbesondere von Gerhart Hauptmann ist es bekannt, daß er persönlich jeder Reklame abhold ist und die Tage, die er — sonst im Riesengebirge wohnhaft — in Berlin zubringen muß, für verlorene Tage rechnet. Die litterarischen Bonzen dieser Dichter handeln also auf eigene Rechnung, wenn sie, indem sie vor ihren Götzen so viel räuchern und tanzen, sich für solche unbedingte Anbetung dadurch schadlos halten, daß sie dem hervorragendsten Vertreter der idealistischen Richtung mit schnödestem Hohn begegnen. Es sind nicht mehr Kritiken, sondern gassenbubenhafte Pamphlete, mit denen sie zuweilen ein eigentliches Treibjagen gegen einen Dichter organisieren, der gemäß seiner edeln Naturanlage solchen Beschimpfungen gegenüber waffenlos ist.

Natürlich will ich nicht behaupten, daß diese Rezensenten nicht nach einer Art innerer Ueberzeugung handeln. Aber ihre Ueberzeugung ist zum Teil eine Frucht der Enge ihres Gesichtskreises, gerade so, wie oft auch gewisse sektiererische Ueberzeugungen auf religiösem Gebiet hierin ihre Erklärung finden. Weil ihnen das aus dem modernen bürgerlichen Leben seinen Stoff schöpfende Drama einzig und allein interessant

vorkommt, soll es historische Dramen überhaupt nicht mehr geben; weil ihnen ein Prosadialog, der alle in gewöhnlicher menschlicher Unterhaltung vorkommenden Merkmale der Gehirnschwäche durch Anstoßen in der Rede, Wiederholungen, unsinnige Flickwörter u. dgl. markiert, um seiner Naturwahrheit willen lieber ist als die edel fließende Sprache poetischer Rezitation, sollen namentlich Verse möglichst von der Bühne fern gehalten werden. Das ist nun genau so, als wollte man, weil man den wild wachsenden Wald liebt, Gärten mit gepflegten Bäumen und Blumen überhaupt nicht mehr gestatten. In der That ist daher der Ausdruck „Schillerscher Jambenfluß“ in solchen Kreisen als verächtliche Bezeichnung gemeint, und ein Otto Brahm, der ein Buch über Schiller zu schreiben begann, weil der junge gärende Schiller ihn interessierte, sieht sich in einer gewissen Verlegenheit, es fertig zu bringen, weil nach seinem eigenen ästhetischen Kanon Schiller sich eigentlich immer mehr verschlechterte. „Kabale und Liebe“ war sein bestes Stück, seine Versdramen sind Verirrungen. Da es aber doch nicht wohl angeht, gerade Schiller nach den Regeln des naturalistischen Bekenntnisses abzuschlachten, muß eben der hervorragendste Vertreter dieser Schillerschen Tradition, Wildenbruch, dafür herhalten. Mir selbst ist solche Einseitigkeit um so unbegreiflicher, da ich für die wirklich bedeutenden Leistungen der naturalistischen Neuerer ein offenes Herz habe und ebenso den Wert des idealistischen Dramas zu würdigen weiß. Den letzteren finde ich darin, daß man, statt die menschliche Seele immer tiefer einzutauchen in all die Not und Kränklichkeit, die ohnehin ein Erbteil der Menschheit und ein besonders starkes Kennzeichen unserer dekadenten Gesellschaft ist, sie im Gegenteil erhebt, indem man ihr schöne Menschen heroischer Anlage vorführt und ihr auch den Atem großer Zeiten heldenhaften Fühlens gönnt.

Das wirkt, wie wenn man auf hohe Berge steigt und reinere Luft atmet. Wildenbruch in seinen historischen Dramen hat diese gute Wirkung oft erreicht, hat einem in Weichlichkeit versinkenden Geschlechte, das die eigene Krankheit so ungeheuer interessant findet und sich neurasthenisch immer mit den ihm eigenen pathologischen Zuständen beschäftigt, einen Ruck zu geben versucht über alle diese Jämmerlichkeit hinaus. Das darf dem Dichter Deutschland nicht vergessen und vergißt es ihm auch nicht.

Von modernen Stücken, die in diesen Tagen in Berlin gegeben wurden, sah ich „Chic" von Baron v. Roberts im „Berliner Theater", während ich nicht begehrte, der Ablehnung beizuwohnen, welche „Die arme Marie" von Richard Voß am Lessingtheater erfuhr. „Chic" ist nun freilich, obschon einen modernen Stoff behandelnd, den Naturalisten nicht auf Rechnung zu setzen. Es ist ganz und gar Charlotte Birch-Pfeiffer, nur poesieloser als die meisten Theaterstücke dieser bühnenkundigen Frau. Im „Berliner Theater" war doch wenigstens ein Lichtpunkt, indem die berühmte Agnes Sorma, die bezaubernd ste Schauspielerin, die mir im Leben je vorgekommen, die Rolle des jungen Mädchens Lux gab. Wenn man sich nach der biblischen Schöpfungsgeschichte denkt, daß wirklich Gott selbst wie ein Bildhauer mit eigenen Händen das Weib geschaffen und ihr seinen himmlischen Feueratem eingehaucht hätte, so mochte dieses Weib, das der Schöpfer selber sehr gut fand, ein Gebilde wie Agnes Sorma gewesen sein. Vom Wirbel bis zur Zehe pulsierende Geistigkeit in einem anmutumflossenen Leibe, in den Augen bald sanfte Wärme des Gefühls, bald das hervorbrechende Feuer der Leidenschaft oder dann wieder nur übermütig sprühender Witz und Lebenstapferkeit, um Mund und Wangen und in jeder Bewegung des Hauptes und Nackens alle Grazien, dazu die

edelste Herrschaft über alle ihre Glieder — so ist Frau Agnes Sorma schon außerhalb der Bühne ein unvergleichliches Wesen. Wenn sie nun alle diese ihre Naturgaben und was sie dem Leben abgelauscht und zur Kunst erhoben hat, im dramatischen Spiel in Bewegung setzt, welche Wirkungen sich da ergeben müssen, ahnt man. Die Berliner brauchen es nicht zu ahnen. Sie sehen es, sie wissen es, und wenn in Gesellschaft der Name Agnes Sorma genannt wird, so beleben sich alle Gesichter und es ist einem zu Mut, als ob ein Duft von Veilchen, am Strand einer Insel des Südens gepflückt, durchs winterliche Zimmer wehte. Ohne Frau Agnes Sorma wäre „Chic“ von Baron Roberts längst vom Spielplan verschwunden; sie ist also recht eigentlich Baron Roberts gütiges Chic sal.

4.

Auch einer größeren musikalischen Aufführung wohnte ich eines Abends bei. Der Philharmonische Chor, unter der Direktion des jungen liebenswürdigen Komponisten Siegfried Ochs stehend, führte im ersten Konzert der Saison das merkwürdige Oratorium Franziskus von dem Belgier Edgar Tinel auf. Von diesem Werk wird man zweifelsohne in den nächsten zehn Jahren viel hören. Denn es ist durch den Gegenstand der Dichtung — den hl. Franz von Assisi — ein den katholischen Gedanken glorifizierendes Werk. Nun sind selbst die Juden für einen bedeutenden Dichter oder Komponisten ihres Stammes nicht so rührig wie die Römisch-katholischen, wenn sie jemand haben, mit dem sich einigermaßen prunken läßt. Welchen Kultus haben sie mit der „Amaranth“ von Redwitz getrieben und wie wird unter der Hand überall für das Gedicht „Dreizehnlinden“ von Weber

Propaganda gemacht! Bei der dem Oratorium „Franziskus“ zu Grunde liegenden Dichtung (im Original vlämisch von L. de Koninck) kommt noch hinzu, daß sie demjenigen Gedanken Ausdruck gibt, durch den in unserer Zeit die katholische Kirche die Arbeiterparteien, die Sozialisten für sich zu gewinnen sucht, dem Gedanken von der Heiligkeit der Armut, vom Unrecht des Eigentums, von der Befreiung aller Schwachen und Elenden durch den in der Kirche geoffenbarten Geist der wahren christlichen Liebe. Auf den demokratischen Zug im Christentum weist ja heutzutage alle Welt wieder hin. Man mag hier auch an Uhdes Christusbilder sich erinnern. Somit findet dieses Werk wohlvorbereiteten Boden und wird, da es auch musikalisch den Feueratem einer fanatisch leidenschaftlichen Ueberzeugung spüren läßt, gewiß überall Aufsehen machen und nach und nach durch alle Konzertsäle und Kirchen der Welt ziehen.

Eine rechte Freude war es mir, in der „Himmelsstimme“, welche Franz von Assisi zu seinem Werke beruft, und später im „Geist der Hoffnung“ eine Menschenstimme zu erkennen, die auch in Bern, als sie am Jubiläumsspiel weihevolle Worte vom heiligen Vaterland in ein andächtig lauschendes Volk hinaussang, Tausenden wie eine Himmelsstimme klang: Frau Julia Uzielli-Häring. Diese aus Baselland stammende Sängerin, eine Tochter des als Organist der Kathedrale in Genf längst verstorbenen Musikers Anton Häring, lebt in Frankfurt a. M. und ist eine der beliebtesten und begehrtesten Konzertsängerinnen Deutschlands. Denn selten finden sich in einer Sängerin so alle Vorzüge vereinigt wie in ihr: die herrliche weiche und edle Stimme, der vornehme Vortrag, die volle Gesangskunst, die größte musikalische Sicherheit, — Frau Uzielli könnte ganz wohl ein Orchester dirigieren — endlich auch die Schönheit der Erscheinung.

Ich saß in dem Konzert neben Sudermann, was ich als einen besondern Glücksfall hinnahm, und konnte wohl bemerken, wie gut ihm unsere Landsmännin in jeder Beziehung gefiel. Wir wollen ihr gleichwohl nicht wünschen, daß er sie auf die Bühne bringt oder in einem seiner leidenschaftlichen Romane verarbeitet; denn ein Dichter wie Sudermann kann nur Menschen mit großem Schicksal brauchen und großes Schicksal ist kein bequemes Stück Hausrat für eine junge Mama mit zwei so herzigen Buben, wie sie Frau Uzielli mir später auf meinem Heimweg über Frankfurt zeigte.

Sudermann hat eine feine, vornehme, etwas reservierte, aber durchaus nicht gezierte Haltung. Sein Porträt gibt eine gute Vorstellung seines bedeutenden Kopfes. Der kräftige, fast herkulische Nacken ist besonders charakteristisch. Als Ostpreuße zeigt er im ganzen mehr slavischen als germanischen Typus in Haut- und Haarfarbe und Gesichtsbildung. Von seinem Schaffen spricht Sudermann mit Betonung des ernstlichen Fleißes, den er anwende; er spielt sich also keineswegs auf den Göttersohn hinaus, dem alles von selbst zufällt. So sagte er mir z. B., er habe an seinem Roman „Es war“ sechs Jahre gearbeitet. Natürlich nicht ununterbrochen, aber immer von neuem. Es mag dies auch daher kommen, daß Sudermann beim Schreiben jedenfalls leidenschaftlich erregt ist und gleichsam mit vollem Dampf fährt, ohne vielleicht immer von Anfang an das letzte Ziel ins Auge gefaßt zu haben. Plötzlich steht er mit seinen Personen vor einem ursprünglich nicht vorgesehenen Konflikt oder einer Kollision, woran die Handlung nicht ohne weiteres vorbeigleiten kann. Es muß erst die Lösung gefunden werden. Jetzt stockt das Werk, der Dichter ist gleichsam festgefahren, bis die Flutwelle eines neuen glücklichen Einfalles ihn wieder flott macht. Natürlich ist letzteres nicht so zu verstehen, als ob nicht auch

besonnenes Schalten und Walten des Verstandes die Arbeit förderte. Sudermann ist ja gerade auch deshalb der Lieblingsdichter der modernen Welt, — auch in Frankreich, England und Italien kennt und schätzt man ihn — weil er mit außerordentlicher Klarheit das ganze Lebensspiel der modernen Gesellschaft durchschaut und bis in die kleinsten Alltäglichkeiten hinein mit seiner Beobachtung überall da zu Hause ist, wo er zu Hause sein will. Einem Dichter oder Künstler ist sonst in allen äußerlichen Dingen des modernen Lebens so ziemlich jeder Geschäftsreisende überlegen; Sudermann hingegen ist dem geriebensten Geschäftsreisenden an praktischer Weltkenntnis über. Das imponiert und darf imponieren, weil der Dichter von „Ehre“, von „Sodoms Ende“, von „Heimat“ doch wieder diese Aeußerlichkeiten alle nur in den Dienst höherer Zwecke der Kunst stellt, sich ihrer bedient als charakteristischer Merkmale und Symptome für seine Personen und ihr Innenleben.

5.

An einem nebligen Tage, an dem aber um Mittag die Sonne durchbrach und ein russischer Wind bis gegen Abend den Himmel klar fegte, bin ich aus Berlin ins Freie gekommen, zu meiner großen Erquickung, wie ich gestehen muß. Wenn wir in Bern vom Bahnhof in die Christoffelgasse einmünden, sehen wir den Gurten mit seinen Hügelwäldchen und seiner langgestreckten Abdachung gegen Süden; selbst vom Tramwagen aus, wenn wir die Kramgasse hinunterfahren, können wir die Tannen des Ostermundigerbergs begrüßen, deren höchste Wipfel noch in die Stadt hineinlugen; von der Alpenherrlichkeit nicht erst zu sprechen, die ein einziger Schritt an der Hauptwache vorbei, nach der Brücke zu, uns

enthüllt. Wer nun das gewohnt ist, dem fehlt in Berlin etwas, worüber er sich vielleicht anfangs nicht Rechenschaft gibt; ein dumpfes Unbehagen bedrückt ihn. Der große schöne Tiergarten wird wohl zuweilen die Lunge Berlins genannt; aber um diese Lunge herum haben sich in den letzten fünf Jahren mächtige steinerne Rippen gelegt, er ist nun bereits ein vom Häusermeer eingeschlossener riesiger Stadtpark. Unsereiner braucht offenes Land, wo Berg und Thal und Flur sich weit, weit ausdehnen, einsame Bauernhöfe aus der Ferne mit ihren Fenstern im Abendschein glitzern und Felsgestein über Waldhügeln hervorblinkt.

Aber nicht, um diesem Bedürfnis Rechnung zu tragen, fuhr ich aufs Land hinaus. Es galt, einen lieben Freund zu besuchen, den geistvollen Dichter und Schriftsteller Fritz Mauthner, der in der Kolonie Grunewald sich ein behagliches Heim gegründet hat. Nur merkte ich eben auf dieser Fahrt, — schon unterwegs auf dem Dampftram, der vom Nollendorfplatz aus nach jener Gegend fährt — was mir alle diese Tage her so sehr gefehlt hatte; ich merkte es an dem innigen Wohlgefallen, mit dem ich, sobald der kleine Zug ins Freie gelangt war, jeden Baum begrüßte und die offene Heide, die sich dort endlos erstreckt.

Mauthner wohnt in der Hubertuswaldung, die durch die alle Jahre dort stattfindende Wildschweinjagd des Kaisers eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Ob man wirklich der Hubertussau, bevor man sie auf den Monarchen anrennen läßt, die Hauer abgebrochen hat, wie neulich in einem Blatte zu lesen stand, weiß ich nicht, da ich den Zahnarzt für Wildschweine zu interwiuen keine Gelegenheit hatte. Jedenfalls würde es hinter dem Rücken des Kaisers geschehen, der im Gegenteil darauf hält, persönlichen Mut und Geistesgegenwart zu zeigen, wozu ihm schon verschiedene Unfälle mit

Wagen und Pferden Anlaß gaben. Es ist nun diese kleine Ansiedelung mitten in einem von breiter Straße durchzogenen Kiefernwalde, der sich viele Stunden weit erstreckt, so nahe bei der Weltstadt, ein ganz merkwürdiges Ding, ein Stück Kanada, wozu auch die großen Teiche, Weiher und kleinen Seen passen, die in dieser Nadelholzwaldung liegen und freilich schuld sind, daß im Sommer die Stechfliegenplage eine wirklich arge ist. Nur wenige Villen liegen hier einzeln zerstreut, jede mit beträchtlichem eingezäumtem Umschwung, auf dem die pinienartigen Waldbäume in ihrer naturwüchsigen Ursprünglichkeit stehen gelassen wurden. So ist auch Mauthners Villa beschaffen. Aber wenn drüben in Amerika eine solche junge Ansiedelung ein starkes Blockhaus trüge und von rohen Holzpalissaden abgegrenzt wäre, so finden wir hier ein in zierlichem Stil gebautes, mit Aussichtstürmchen, schöner Freitreppe, schmiedeisernem Gitter u. dgl. geschmücktes Landhaus, das dem ausführenden Architekten alle Ehre macht. Als ich auch im Innern die wohlausgedachte Anordnung der Zimmer und das prächtige Treppenhaus bewundert hatte, dazu die stilvolle Ausarbeitung der Thüren und viele andere Vorzüge, erkundigte ich mich nach dem Preise des für eine kleine Familie mit aller erdenklichen Bequemlichkeit, ja mit einem gewissen Luxus ausgestatteten Landhauses und erfuhr zu meinem Erstaunen, daß es samt Grund und Boden noch etwas billiger zu stehen kam, als um Bern herum die neuen Villen mit durchschnittlich acht Zimmern und gewöhnlich kleinerem Umschwung. Und dabei übertrifft die innere Einrichtung mit sehr hohen Zimmern, schönem Getäfel, breiten hellen Fenstern u. s. w. an Eleganz die meisten mir bekannten Berner Villen gleich bescheidenen Preises. Es kann nicht anders sein, als daß der Wunsch, viele Nachzügler nach dem Grunewald zu locken, die betreffende Baugesellschaft bestimmt hat, den Pionieren

dieser Gegend so prächtige Wohnungen zu so billigen Preisen zu erstellen.

Hier nun kann es ein Schriftsteller wie Mauthner wohl aushalten. Hier fand er die Ruhe zu jenen bei aller satirischen Spitze poetisch empfundenen modernen Parabeln, die er unter dem Titel: „Lügenohr" vor einem Jahre erscheinen ließ, und zu allen seinen andern Arbeiten. Genügt ihm sein eigener kleiner Waldbezirk nicht, wo an diesem Novembertage sein Töchterchen noch im Moose reife Erdbeeren fand, so bringen ihn wenige Schritte hinaus auf die wirklich noch unentweihte, wilde Heide, wo Ginster blüht und Erika und im Sommer würzige Kräuter duften. Und das alles doch so nahe bei der Millionenstadt, daß er ohne große Unbequemlichkeit abends die Theater besuchen kann; alle halbe Stunden geht der Dampfwagen unfern seines Hauses nach dem Nollendorfplatz.

Dies schöne Heim mag Mauthner um so mehr freuen, als er es sich aus dem Ertrag seiner Feder gebaut hat. Allgemein gekannt und beliebt wurde sein Name zuerst durch die lustigen Spottvogelbüchlein: „Nach berühmten Mustern", in denen er die Denk- und Schreibart der hervorragendsten modernen Dichter aufs glücklichste nachahmte, jeden dabei in seiner Schwäche und Manieriertheit charakterisierend. Dann kamen neben Novellen wie „Der arme Franischko" seine „Sonntage der Baronin", geistvolle Litteratur- und Gesellschaftsplaudereien, später größere Berlinerromane: „Das Quartett" und andere, „Der neue Ahasver", und — antike Stoffe in moderner Behandlung — „Xanthippe" und „Aspasia." Fritz Mauthner war auch eine zeitlang Herausgeber eines vornehm gehaltenen Litteratur- und Unterhaltungsblattes, dann Mitredakteur am „Magazin für Litteratur", das durch seinen Weggang viel verloren hat; jetzt schreibt er nach freiem

Ermessen in die ihm zusagenden Zeitungen. Was ihn von sehr vielen seiner Berliner Kollegen vorteilhaft unterscheidet, ist erstlich Herz, viel Herz. Mauthner ist, unbeschadet seines scharfen Verstandes, ein tief gemütvoller Mensch, den alles, was in Kunst und Leben geschieht, innerlich affiziert; dabei hat er die philosophische Art, die zufällige Erscheinung zu prüfen auf ihren Zusammenhang mit dem Bleibenden, mit den Gesetzen des Daseins, die Dinge also sub specie aeterni anzusehen. Das gibt auch seinen kleineren journalistischen Aufsätzen einen über die Tagesbedeutung hinausgehenden Wert. Und dann ist er ein charaktervoller Mann, wahrhaft in Rede und Schrift, wobei ihm allerdings seine hochentwickelte Intelligenz sehr zustatten kommt. Denn um in einem Zentrum wie Berlin, wo die Streblinge auf allen Gebieten sich in Haufen drängen wie auf Michelangelos Jüngstem Gericht die sich zur Himmelfahrt zu Knäueln ballenden leibhaften Seelen, als Journalist immer wahr zu bleiben und doch nicht mit aller Welt in Krieg zu geraten, dazu bedarf es großer Lebensweisheit und eines außerordentlichen Taktes. Gewiß hat auch Mauthner seine journalistischen Fehden zu bestehen gehabt; aber mit blanker Rüstung ist er aus allem hervorgegangen und in dem großen Berlin genießt er, einsam dastehend, ohne Clique oder Côterie hinter ihm, der höchsten Achtung. Seine Lebensgewohnheiten sind häusliche; eine liebenswürdige blonde und kluge Frau, die an muntern Einfällen und leichten Witzen es sogar mit ihrem hiefür doch berühmten Gatten aufnehmen kann, ist die Sonne dieses traulichen Heims,* aus dem gewiß noch viel gut Gedachtes und Erfreuliches in die Welt hinausgehen wird.

* Diese Sonne ist ihm untergegangen; zu seinem unsäglichen Schmerz starb seine Frau im Winter 1895. D. Verf.

6.

Meine diesmalige Reise nach Berlin hatte einen ganz besondern persönlichen Zweck. Ich wollte den Proben und der Aufführung meines dreiaktigen Schauspiels: „Jenseits von Gut und Böse“ beiwohnen. Dieses Stück war zuerst (im Januar desselben Jahres) in sehr vollkommener Weise auf der Meininger Hofbühne gegeben worden; jetzt hatte Ludwig Barnay, der die Doppelrolle des Professors und Malatestafürsten selbst spielte, es für das von ihm geleitete „Berliner Theater“ erworben.

Es interessiert vielleicht meine Leser, zu erfahren, wie es einem Verfasser zu Mut ist, wenn er in dieser Art mit einem Werke vor das Publikum einer ihm ganz fremden Stadt tritt. Offen gestanden: nicht leicht! Doch war es nicht krankhafte Ehrbegier, die mich bedrängte, sondern Erwägungen anderer Art. Ich habe in dem einen Sinne eine große Achtung vor dem Publikum, daß es mir verantwortungsvoll scheint, sehr viele Menschen zu veranlassen, einer Kunstleistung beizuwohnen, die ihnen vielleicht nicht gefällt, für die sie nun aber Geld ausgegeben und dazu noch ein paar Stunden ihres Lebens geopfert haben. Bei Büchern, die man schreibt, ist einem diese Vorstellung nicht so stark gegenwärtig, weil man die Leser, die sich bei dem Buche vielleicht langweilen, nicht vor sich sieht, weil sie auch nicht alle zugleich, zu einer bestimmt festgesetzten Stunde, massenhaft auftreten. Im Theater aber thun sie es. Das muß nun meines Erachtens — wenn der Verfasser nicht ein besonders dünkelhafter Mensch oder ein schon oft erprobter und daher seiner Sache immer sicherer Meister ist — eine gewisse demütige Stimmung in ihm hervorrufen; man möchte im voraus jedem einzelnen Zuhörer abbitten, wenn er finden sollte, man habe ihm nicht geboten,

was er erwartete. Die andere Erwägung war einigermaßen patriotischer Natur. So viel ich weiß, ist noch niemals vorher von einem schweizerischen Verfasser ein Theaterstück in Berlin aufgeführt worden. Da war der Wunsch, es möchte dieses erste Mal mit Ehren geschehen, kein schlechthin egoistischer.

Welchen günstigen Verlauf die Aufführung nahm, ist den Lesern in der Heimat ebenso bekannt geworden wie die feindselige Haltung, in welcher Tags darauf ein Teil der Berliner Zeitungen gegen das Stück vorging, das im ganzen siebenmal gegeben wurde. Hierüber zu sprechen, steht mir nicht zu. Hingegen ist über Ludwig Barnays glänzendes Spiel ein Wort zu sagen. Barnay — (seit kurzem von der Bühne ins Privatleben zurückgetreten) — ist nicht mehr jung; aber wenn er in einem Stücke spielt, das ihm Gelegenheit gibt, in wohlsitzendem prächtigem Kostüm alle Vorzüge seiner hoch, schlank und fein gebauten und so elastischen Gestalt zu entfalten, so wirkt schon allein dieses fließende Gliederspiel, diese Harmonie vollendet anmutiger und doch charakteristischer Bewegungen, die jede ungraziöse Stellung ausschließt, so bezaubernd, daß man glauben würde, einen Jüngling vor sich zu sehen, wenn dann nicht wieder die geistige Auffassung und die auch im Flüsterton noch bis in den hintersten Platz des Hauses deutliche Aussprache den geübten Meister seiner Kunst verrieten. Barnay in einer Liebesszene ist gleichsam ein perlender, überschäumender Champagnerkelch; sein Spiel ist berauschend und fascinierend. Bekanntlich ist er der besondere Liebling des Kaisers, der oft das „Berliner Theater“ besucht, um Barnay spielen zu sehen. Und wer seine Privatgemächer betritt, wo in den großen Salons zahllose Trophäen seiner künstlerischen Laufbahn aufgestellt sind oder an den Wänden hängen, herrliche Kunstwerke aller Art, Geschenke begeisterter Verehrer in ganz

Deutschland, der bekommt die Vorstellung eines ganz außergewöhnlich erfolgreichen glücklichen Künstlerlebens. Aber er hat auch seine prinzipiellen Gegner, so ziemlich alle Kritiker, die zur modern-naturalistischen Fahne geschworen haben. Ganz so wie in Wildenbruch sehen sie auch in Barnay den Vertreter einer überwundenen Kunstepoche und dehnen die Abneigung, die sie seinem Spiel entgegenbringen, auf die Stücke aus, die er spielen läßt, wenn dieselben nicht zufällig durch Namen ewiger Bedeutung vor ihren Angriffen geschützt sind. Es ist immer dieselbe unduldsame Einseitigkeit. Wahrhaft große Geister waren in Dingen der Kunst niemals auf eine einzige Richtung eingeschworen. Das beste Beispiel ist Goethe, der wie kein anderer vor ihm die realistische und psychologisch charakterisierende Kunst Shakespeares zu würdigen wußte, ja, sie leidenschaftlich liebte, zugleich aber auch die ganz anders geartete, mehr rhetorische und rezitierende dramatische Kunst der Franzosen in ihrer eigentümlichen Schönheit so hochschätzte, daß er einzelne dieser französischen Dramen selbst übersetzte.

7.

Ein um Mittag von Berlin abgehender Schnellzug brachte mich abends nach Weimar. Kaum im Gasthof abgestiegen, eilte ich ins Theater, wo zu Ehren von Schillers Geburtstag „Wallensteins Lager“ und „Piccolomini“ gegeben wurden. Das Lager und der erste Akt der Piccolomini waren aber schon vorüber; denn die Vorstellung hatte bereits um halb sieben begonnen. „Das duht mir so leid, daß der Härre so späte kommen“, sagte der höfliche Logendiener, den ich im Korridor antraf, in seinem thüringischen Singsang und fügte bei: „Nu will ich aber dem Härre auch einen sehr guten Platz besorgen.“ Ich brauchte also nicht selbst

zur Kasse zu gehn, sondern hatte inzwischen Muße, die paar roten Kammerhusaren anzuschauen, die noch accurat wie zu Karl Augusts und Goethes Zeit in den Gängen des Theaters aufgestellt sind und an denen man nur nicht begreift, wo ihr steif gedrehtes Zöpfchen hingekommen ist. Nun kam der grün befrackte Logendiener wieder, der mir einen prächtigen Parquetplatz genommen hatte und, obwohl der Preis lächerlich billig war, sich sehr entschuldigte, daß ich für eine bereits begonnene Vorstellung noch so viel bezahlen sollte; das Trinkgeld für die Garderobe nahm er mit der Rührung belohnter Tugend in einem Ifflandschen Schauspiel entgegen und fragte mich nach dem nächsten Zwischenakt, ob ich auch gewiß mit meinem Platze zufrieden sei. Das durfte ich schon sein, da ich nicht nur sehr gut auf die Bühne sah, sondern mitten in ein wahres Hühnervolk liebenswürdiger und hübscher Mädchen war hineingesetzt worden. In Weimar gibt's überhaupt scheinbar mehr Mädchen als sonst irgendwo; das muß besonders jedem Theaterbesucher auffallen und ist mir noch von frühern Jahren erinnerlich. Dann haben die Damen dort die gute Sitte, ins Theater keine Hüte aufzusetzen; sie nehmen ein leichtes Tuch um den Kopf, das sie drinnen einfach auf den Schoß sinken lassen, wenn es nicht mit dem Mantel in der Garderobe bleibt. Dieser Brauch ist nicht nur rücksichtsvoll für die Zuschauer, da Damenhüte mit ihrem aufgestellten Bänderwerk oder mit ihren gesträußten Federn meistens den Blick nach der Bühne erschweren, sondern er ist auch vorteilhaft für die Erscheinung wenigstens der jüngeren und hübschen Damen, die ihren Haarschmuck und die artige Kopfform, auch die Gesichtszüge selbst so besser zur Geltung bringen. Daß nun die eingeborenen Weimarerinnen eine gute Rasse sind, ist schon aus der altklassischen Zeit her bekannt und neuerdings in den reizenden Ratsmädelgeschichten

von Helene Bölau aufgefrischt worden. Neben diesem flotten, rundköpfigen und rotbäckigen Thüringer Schlag mit übrigens feinen Gesichtszügen fallen freilich auch etwas kümmerlich ausgestattete Erscheinungen auf, mit nervös verzogenen Gesichtern, spärlichen, strubligen Haaren, matter Hautfarbe, trüben, aber ruhelos schweifenden oder leerstarrenden Augen, dazu von einer gewissen Hast in der Bewegung der magern Glieder. Das sind zum Teil Engländerinnen, deren eine große Zahl in Weimar lebt, Liszts Reliquien anschmachtet und Geld spart, oder Konversatoristinnen, die ihre Nervenkraft in Klavierpassagen aufzehren und wie durch Kiemen eine andere Luft als gewöhnliche Sterbliche zu atmen scheinen.

Die in den „Piccolomini“ zum Vorschein kommenden Dekorationen und die Kostüme waren einem guten Hoftheater gemäß. Dieses breite, hohe Fenster altertümlichen Stils z. B., durch das man die beschneiten Dächer der Stadt Pilsen, den Mond und die eilenden Wolken sah, wirkte für sich allein schon poetisch. Zu altertümlich aber schien mir der Kothurnstil, in dem namentlich der Darsteller des Wallenstein sprach. Seine viel zu feierlich pathetische Art erzielte wenigstens bei mir das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung und ich dachte an das rasche feurige Tempo zurück, in welchem Barnay auch in historischen Versdramen den Dialog sprechen läßt und wie dadurch größere Natürlichkeit erreicht wird, ohne daß die Verse darunter zu sehr leiden. Dagegen fand ich, daß unter den Schauspielerinnen Hildegard Jenickes fast musikartig voller schöner Ton Schule gemacht hat. Der bedeutendste Schauspieler und zugleich Regisseur der Weimarer Bühne ist Gustav Weiser, ehemals Mitglied der Meininger Hofbühne; leider hatte er an diesem Abend als Buttler keine sehr große Rolle. Daß er das große Bankett so viel als

möglich nach dem unvergleichlichen Meiningervorbild inszeniert hatte, versteht sich von selbst.

Der folgende Morgen brachte mir allerlei Eindrücke, die meine ohnehin gute Laune noch erhöhten. Das Kleinstädtische und dabei doch nicht Gewöhnliche der litterarisch so berühmten Residenz that mir's an. So hatte ich eine telegraphische Depesche aufzugeben. In der Nähe meines Gasthofes und zwar in einem der großherzoglichen Amtsgebäude beim Schlosse entdeckte ich endlich, dem Lauf der Telegraphendrähte nachgehend, das Telegraphenamt. Keine Tafel macht es für den Einwohner oder Fremden kenntlich. Als ich dem Beamten hierüber mein Erstaunen äußerte, bemerkte er: „Wissen Sie, wir brauchen keine Tafel; der Telegraph wird Sie doch mehrschtenteils nur vom Hofe benützt." Dafür fand ich an den Straßenecken ein gedrucktes lyrisches Gedicht des Grafen Schack angeschlagen, so was wie:

Aus des braunen Lockenhaares
Fülle, die Dein Haupt umflicht,
Leuchtet Deiner Augen klares
Blaues Himmelslicht.

Es können auch andere Verse Schacks gewesen sein und die poetische Affiche fand darin eine Erklärung, daß die betreffenden Verse komponiert sind und in einem Konzert gesungen wurden. Aber so den Text der Konzertlieder an den Straßenecken anzuschlagen zur dichterischen Erbauung von Alt und Jung, ist vielleicht eine spezifische Eigentümlichkeit Ilmathens. Hierhin gehört auch, daß in einem Buchladen, in dem ich eine kleine Broschüre kaufte, ein zufällig dort anwesender Dichter mich, den ihm völlig Unbekannten, sofort darauf anredete, ich möchte doch auch gleich seine Gedichte kaufen, die in diesem Buchladen zu haben seien. So was würde man

in jeder andern Stadt als Inbegriff von Aufdringlichkeit empfinden, hier, wo Gott Apollo seit vorigem Jahrhundert sein deutsches Delphi hat und neben so viel erhaben Herrlichem immer auch so viel Närrisches wild wuchs, findet man es allerliebst.

Ganz eigentümlich macht sich im Einwintern eines etwas neblichten Novembertages der große, stille Park. Es ist Tag, aber ein nur dämmernder Tag wie im Schattenreiche. Kaum vernehmbar rauschend, still fließend wie ein Fluß im Geisterland, gleitet die Ilm unter Erlengebüsch dahin; die mächtigen Waldbäume stehen im Schmuck des Rauhreifs. Dort blickt Goethes Gartenhaus, an den sanften Hügel gelehnt, zwischen fast schon entblätterten Wipfeln hervor; auf den verschlungenen Pfaden kommt man allmälig zu allen den lieben, kleinen Monumenten einer Zeit, die Zeit hatte poetisch zu spielen, dem Genius Loci eine Säule zu errichten und zum Andenken an eine geliebte Frau im Felsgestein versteckte Huldigungen zu meißeln, in denen von Nymphen und Oreaden die Rede ist. Keiner Seele begegnete ich, einen alten Gartenaufseher ausgenommen, der bei Seite trat und mit jener Demut grüßte, die mir immer ins Herz schneidet, weil sie auf ein langes Leben unendlicher Dienstbarkeit schließen läßt und auf jenen ersterbenden Respekt, den kein Mensch vor dem andern haben sollte.

8.

Die letzte Station meiner Heimfahrt war Frankfurt a. M. Nur anderthalb Tage habe ich dort zugebracht. Da ich aber einen dort ansäßigen, ebenso liebenswürdigen als rührigen Freund, Herrn S. S., zur Seite hatte (dessen Bekanntschaft ich keinem Geringern, als Gottfried Keller zu verdanken habe),

bin ich in dieser kurzen Zeit in Frankfurt mit einer Menge der interessantesten Personen bekannt geworden und habe von dem geistigen Leben Frankfurts einen sehr günstigen Eindruck gewonnen.

Daß Frankfurt eine Stadt der Geschäftsleute und zwar der Geschäftsleute im großen Stil ist, weiß man und verbindet damit gewöhnlich das schnell fertige Urteil, höheres geistiges Leben müsse dort vor den materiellen Zwecken zurückstehen. Wo vollends jene Abneigung mitspricht, die sich im Antisemitismus zum System ausgebildet hat, wird man höchstens zugeben, daß in dieser Stadt diejenigen Künste, die einem gewissen oberflächlich genießenden Luxussinn des modernen Menschen schmeicheln, Pflege finden und das prunkvolle Opernhaus mit seinem auch in der Nähe hübschen Balletkorps scheint eine solche Annahme zu bestätigen.

Solchen vorgefaßten Meinungen gegenüber will ich schlicht berichten, was ich auf der Börse erlebte, an dem Ort also, wo nach den Begriffen idealistisch gesinnter Menschen täglich ein grotesker satanischer Rundtanz um das goldene Kalb aufgeführt wird. Gewiß! Diese mit einer gewissen Hast an einander vorbei sich drängenden Leute, die den hohen Raum der Halle mit dem Geräusch ihrer Schritte und ihrer Stimmen erfüllten, so daß man von außen das Summen eines mächtigen Bienenschwarms zu hören vermeinte, waren nicht zum puren Vergnügen da, sondern dem Geschäft zulieb. Geld zu gewinnen ist ihrer aller Absicht. Wenn nun aber Geld nach den bestehenden Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft für den, der es hat, Freiheit bedeutet, Knechtschaft für den, der es nicht hat — ist dann diese Absicht eine so ganz verwerfliche? Es kommt nur darauf an, ob das Geld als Selbstzweck und allenfalls noch als Mittel zu einem rein materiellen Genußleben angesehen wird, oder ob derjenige,

der darnach strebt, an die im Geld steckenden idealen Werte des Lebens denkt und ferner, ob er auch jetzt schon, da er sein begehrtes Schäfchen noch nicht ins Trockene gebracht hat, sich genug freien Sinn bewahrt hat, an höheren Dingen als am Erwerb Gefallen zu finden.

Auf der Börse also geschah es, daß ich, von Herrn S. einem Herrn R. vorgestellt, von letzterem alsobald in ein Gespräch verwickelt wurde über — ja nun rate man! — aber niemand würde es erraten — über eine vor zehn Jahren erschienene Dichtung, die niemals in die Mode gekommen, ja nicht einmal vielen Leuten bekannt geworden ist, weil sie mit ihrer allegorischen Rätselhaftigkeit oberflächliche Leser von vornherein abschreckte, über „Prometheus und Epimetheus" von C. Spitteler. Ueber dieses Buch, das die deutsche Kritik in ihrer bequemen Gewissenlosigkeit einfach ignorierte, weil die faulen Redakteure so viel wenigstens merkten, daß man es nicht mit ein paar konventionellen Phrasen abthun könne, das folglich nur eine sehr kleine litterarische Gemeinde gefunden hatte, über dieses Buch sollte ich auf der Frankfurter Börse reden hören! Und — wohl gemerkt! — mit vollem Verständnis, mit feinem Gefühl für die eigentümlichen Schönheiten dieser Dichtung des stolzesten Individualismus wurde gesprochen. Dieser Unterhaltung gegenüber schien es mir weniger zu bedeuten, daß nun auch mehrere andere Herren, mit denen mich mein Begleiter bekannt machte, sich als litterarisch sehr belesene Personen zeigten. Immerhin verdient es ebenfalls erwähnt zu werden. Ueber Wertpapiere, aber über Wertpapiere idealen Wertes, wurde verhandelt, Namen beliebter moderner Novellisten der feineren Art wurden genannt. Nun begriff ich ja wohl, daß diese Gesprächsstoffe Zugeständnisse an den selbst litterarisch thätigen Mann waren, der sich hier als Besucher eingefunden hatte. Aber man muß

immerhin das Zeug dazu, d. h. die nötige litterarische Bildung haben, um diese Zugeständnisse machen zu können. Diese Bildung nun hier anzutreffen, ein so sichtliches Interesse am litterarischen Leben der Gegenwart, nebenbei bemerkt auch ein wirklich bücherkaufendes Publikum, war mir ebenso überraschend als erfreulich.

Man muß auch nicht glauben, solches Litteraturinteresse sei nur zur Schau getragene geistige Toilette; dergleichen mag ja hie und da vorkommen, aber im ganzen zeigte mir der Einblick in diese und jene Häuslichkeit ein wirklich zielbewußtes Streben nach höherer Geistesbildung. Einen Banquier H., den ich zur Zeit der Nachmittagstheestunde überraschte, fand ich wie einen Gelehrten in seiner Studierstube bei schönwissenschaftlichen Büchern sitzend und es bedurfte eigentlich nur eines Blickes auf die vergeistigten Züge seines an den alten Dichter Wieland, den „Liebling der Grazien“, erinnernden Gesichtes, um zu wissen, daß ich einen Mann vor mir hatte, dem sein Reichtum die Grundlage dazu abgeben mußte, sich im spätern Leben um so freier mit den schönen Künsten beschäftigen zu können. Es ist das ganz derselbe Weg, auf dem auch Schliemann sein Lebensideal erreicht hat. Um nach Ithaka und nach Ilium zu gelangen, ist er zuerst nach Rußland und nach China gefahren, d. h. in diesen Ländern hat er die Mittel erworben, die ihm später gestatteten, einzig und allein seiner Lieblingsneigung zu leben. Und nicht nur für den einzelnen, für ganze Völker geht der Weg zur Kunst durch den Wohlstand.

„Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder;
Von der Freiheit gesäugt wachsen die Künste der Lust.“

Natürlich ist mit alledem nicht gesagt, daß in derselben Stadt, in welcher nach der rezeptiven Seite Litteratur, Wissen-

schaft und Künste gut aufgenommen sind, auch in produktiver Beziehung auf diesen Gebieten immer viel geleistet wird. Dergleichen ist Sache des Zufalls, wie eben der Storch, der die Dichter und Künstler bringt und daher eigentlich eher ein Schwan sein dürfte, diese oder jene Wiege bevorzugt. Und nachdem er gerade in Frankfurt einmal Goethe, später Börne hinlegte, brauchen die Frankfurter nicht zu erschrecken, wenn sie nicht alsobald wieder mit irgend einem litterarischen Genie ihrer Stadt dick thun können. Uebrigens werden ihnen immer noch ganz berühmte Leute beschert. Den greisen Dichter der „Nibelunge“ und so vieler anderer, tiefsinniger Dichtungen, Wilhelm Jordan, darf ich insofern hier nicht nennen, als er Ostpreuße ist und in der harten Struktur seines stolzen Geistes einen bemerkenswerten Gegensatz vorstellt zu dem weicheren Wesen der Mainpoeten. Immerhin kennt die ganze Stadt den seit ungefähr zwei Menschenaltern in ihrem Weichbild residierenden nordischen Dichter und bei Geburtstagsjubiläen u. dgl. hat ihm die Bevölkerung schon oft zu erkennen gegeben, daß sie ihn gern zu den Ihrigen zählt. Ein echter Frankfurter dagegen ist Heinrich Hoffmann, der Verfasser freilich nur einer Kinderschrift, aber was für einer! des Struwelpeters. Ist dieses Büchlein nicht eines der meistgelesenen unseres Jahrhunderts? Mit voller Anwartschaft, noch ins nächste hinüber zu dauern? Mir war es eine Freude, dem alten Herrn die Hand zu drücken und ihm zu sagen, wie seine lustigen Verse in meiner Familie und in vielen mir befreundeten Häusern bereits bei drei Generationen in Fleisch und Blut übergegangen sind. Die Frage darnach, ob die Struwelpetergeschichten direkt erzieherisch wirken, ob sie nicht vielleicht, statt abzuschrecken, im Gegenteil die Kinder auf allerlei mutwillige Streiche bringen, ist längst verstummt vor dem fröhlichen Humor, der aus diesen Blättern uns

entgegenweht. Außerdem hat die tausendfache Erfahrung gezeigt, daß die Wirkung je nach Umständen eine verschiedene ist. Noch in Frankfurt erzählte mir eine Mama, daß die Geschichte vom Daumenlutscherbub', dem der Schneider mit der großen Scher' die Daumen abschneidet, auf einen ihrer Knaben radikal heilend gewirkt habe, so daß er die üble Gewohnheit, am Daumen zu lutschen, sofort aufgab; in demselben Hause aber wurde ein Mädchen durch das Beispiel der mit dem allerliebsten Feuerzeug tändelnden und kläglich verbrennenden Pauline keineswegs gewarnt, sondern vielmehr in Versuchung geführt, ebenfalls zu probieren, ob sie nicht im Salon ein Feuerlein anzünden könnte, was ihr bald schlimm bekommen wäre. Doch auf diese nützlichen Wirkungen kommt es, wie gesagt, nicht an bei einem Buche, das durch die humorvolle Auffassung der Kindes- und auch der Tierwelt und durch den oft geradezu dramatischen Ton, in dem die Ereignisse der kleinen Geschichten vorgetragen werden, schon das Kinderherz entzückt und auch Erwachsenen immer wieder Spaß macht. „Zum Brunnen ging ein großer Hund, trank Wasser dort mit seinem Mund; da mit der Peitsch' herzu sich schlich der bitterböse Friederich" — dergleichen ist in seiner Art klassisch. Mancher denkt wohl, das sei doch wahrhaftig nicht schwer, solche Kinderreimereien zu Dutzenden zu machen. Aber, wie es scheint, gehört auch hiezu ein gewisses Genie. Wie käme es sonst, daß der eine Struwelpeter durch kein späteres Kinderbuch mehr erreicht worden ist?

Gehört nun der greise Heinrich Hoffmann einer Generation an, deren Jugendblüte in die Vierzigerjahre dieses Jahrhunderts fiel, so hat jedoch Frankfurt auch junge Schriftsteller, die erst im kommenden Jahrhundert — lange dauert es nicht mehr bis dahin — ihre ganze Bedeutung erlangen dürften. Aber ich will mir doch den Spott zur Warnung dienen

lassen, den einst Goethe für Papa Gleim hatte. Goethe verglich den in seinem Wohlwollen für hoffnungsvolle junge Schriftsteller manchmal zu enthusiastischen alten Gleim einer Gluckhenne, die alle Zeit bereit sei, mit ihrer Wärme Eier ausbrüten zu helfen, es aber allerdings auch nicht bemerke, wenn ihr etwa einmal ein Ei aus Kreide unterlegt würde. Ueberlassen wir es also den jungen Zukunftspoeten Frankfurts, selbst die Eierschale zu durchbrechen. Scharfe Schnäbel haben sie gewiß alle, denn der scharfe Schnabel ist überhaupt ein wesentliches Armaturstück des modernen deutschen Poeten.





